

Maria Cieśla / Sabine Jagodzinski /
Aleksandra Kmak-Pamirska /
Zdeněk Nebřenský / Miloš Řezník (Hg.)

Regionsmacher in Ostmitteleuropa



fibre

REGIONSMACHER IN OSTMITTEUROPA

EINZELVERÖFFENTLICHUNGEN DES
DEUTSCHEN HISTORISCHEN INSTITUTS WARSCHAU

43

Regionsmacher in Ostmitteleuropa

Herausgegeben von

Maria Cieśla, Sabine Jagodzinski,
Aleksandra Kmak-Pamirska,
Zdeněk Nebřenský und Miloš Řezník

fibre

Coverabbildungen:
Collage von Fotoausschnitten

Public domain (Zugriff: 4. Juni 2021):

<https://audiovis.nac.gov.pl/obraz/11022/db67fa3f702937a0c1ec39e8f9cc5470/>
(oben links: Jahrmarkt im Zweiten Weltkrieg, undatiert und unlokalisiert)

<https://audiovis.nac.gov.pl/obraz/93549/db67fa3f702937a0c1ec39e8f9cc5470/>
(oben rechts: Jahrmarkt am Ufer des Flusses Pina bei Pińsk, 31. August 1938)

https://polona.pl/item/stanislaw-bukowski-w-z-grupa-kolegow-architektow-nad-planem-wilna,Njg3MDg1MDc/0/#info:metadatahttps://www.europeana.eu/portal/de/record/09404/id_oai_rcin_org_pl_345.html

(Mitte rechts: Stanisław Bukowski [1904–1979], Stadtplaner und Denkmalpfleger, 1930er Jahre)

<https://audiovis.nac.gov.pl/obraz/80814/d9743fa4e14502d81d36744b60ddd1b5/>
(unten links: Ausflügler auf dem offenen Waggon einer Schmalspurbahn in den Karpaten, undatiert und unlokalisiert)

<https://audiovis.nac.gov.pl/obraz/90987/942f6980a7d01ac0740e0f30a4fa1357/>
(unten rechts: Postkutsche der Polnischen Post, undatiert und unlokalisiert)

© fibre Verlag, Osnabrück 2021

Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-944870-76-2

www.fibre-verlag.de

Redaktion des Bandes: Małgorzata Sparenberg

Reihen- und Umschlaggestaltung: Ingo Schneider, www.isio-design.de

Herstellung: Druckerei Hubert & Co, Göttingen

Printed in Germany 2021

INHALT

Regionsmacher in Ostmitteleuropa. Zur Entstehung einer Forschungsperspektive. Eine Einführung	7
I. REGIONSMACHER UND HERRSCHAFTSWANDEL	
<i>Dariusz Adamczyk</i>	
Netzwerke versus Regionen.	
Die fiskalischen und monetären Strategien der Piasten im hohen Mittelalter	33
<i>Oliver Sukrow / Henning Türk</i>	
„Bergadel“ und „Weinbürger“.	
Politik- und kulturgeschichtliche Anmerkungen zu den Regionsmachern im deutschen Südwesten im 19. Jahrhundert	53
<i>Gábor Egry</i>	
Mit Regionalismus gegen Regionalismus?	
Maramuresch zwischen nationalstaatlicher Zentralisierung und siebenbürgisch-rumänischem Regionalismus	81
<i>Jan Olaszek</i>	
Dissidenten im sog. Ostblock als Mitschöpfer der Region „Mittel- und Osteuropa“	97
II. REGIONSMACHER ZWISCHEN NARRATION UND IMAGINATION	
<i>Karsten Holste</i>	
Verortungen in regionalen Kontexten.	
Regionsvorstellungen bei Herkunftsangaben frühneuzeitlicher Stadtbürger im deutsch-polnischen Kontaktbereich	115

Ádám Hegyi

- Siedler als Akteure. Die Entfaltung von regionalen religiösen Merkmalen unter den deutschen und ungarischen Reformierten im Banat an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert 135

Marek Czapelski

- Zwischen ländlichem Musterbau und Raumplanung. Zum Problem von Region und Regionalität im Wirken polnischer Architekten in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts 151

Krzysztof Wasilewski

- Regionalisten, regionalistische Zeitschriften und die Konstruktion von multikulturellen Regionen am Beispiel des Lebuser Landes 173

III. REGIONSMACHER IM VISIER VON WISSENSCHAFT, KUNST UND POLITIK

Ewa Grzeda / Maria Kościelniak

- Ludwik Zejszner und Władysław Orkan als Ideengeber für den Emanzipationsprozess der Region Podhale und der Subregion Gorce 195

Christhardt Henschel

- Regionsmacher an der Peripherie. Polnische und deutsche Forscher über das nördliche Masowien im Zeitalter der Weltkriege 219

Zdeněk Nebrěnský

- Politik der Regionalgeschichte. Tschechoslowakische, ostdeutsche und polnische Historiker als Regionsmacher, 1945–1965 255

- Verzeichnis der Autorinnen und Autoren 285

- Personenregister 291

- Geografisches Register 297

REGIONSMACHER IN OSTMITTEUROPA

ZUR ENTSTEHUNG EINER FORSCHUNGSPERSPEKTIVE

EINE EINFÜHRUNG

Den deutschen Universalwörterbüchern nach stellt ein *Macher* jemanden vor, der etwas Bestimmtes in die Tat umsetzt. Der *Macher* bedeutet eine mächtige und einflussreiche, sich beispielsweise in einer Führungsposition befindende Person, deren charakterischer Wesenszug große Durchsetzungskraft darstellt. Den *Macher* zeichnet die Fähigkeit zum Handeln aus, und als Handelnder ist er Entscheider und Ausführender zugleich. Situativ kann diese Bezeichnung positiv belegt sein und eine Anerkennung ausdrücken, lässt aber gleichzeitig Raum, um Reserviertheit oder sogar Ironie zu äußern.

Analog zu dieser Definition wird angenommen, dass ein Regionsmacher eine Region überhaupt erst ins Leben ruft und (um-)gestaltet. Wie die einzelnen Beiträge des Bandes ausführlich schildern, waren Regionsmacher häufig mächtige und einflussreiche Personen, die durch ihre oft symbolische Macht administrative und imaginäre Regionen gestalteten. Mittels ihrer politischen, wirtschaftlichen, sozialen oder kulturellen Tätigkeit bildeten sie neue Regionaleinheiten heraus, die ganz unterschiedliche Formen annahmen. Mittelalterliche Dynasten waren in zahlreiche Netzwerke mit Kriegern, Geistlichen und Fernhändlern eingebunden, mit deren Stütze sie neue Räume eroberten und beherrschten. Frühneuzeitliche Stadtschreiber notierten in Stadtbüchern Herkunftsorte von Neubürgern und brachten das ihnen Gesagte mit den eigenen topografischen Vorstellungen in Übereinstimmung. Die gegenüber der konfessionellen Mehrheit Andersgläubigen identifizierten sich mit einem Gebiet und prägten es gleichzeitig als eine besondere religiöse Region in der langen Zeit vor dem Beginn der Säkularisierung und noch weit darüber hinaus.

In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts konzentrierte sich an bestimmten Orten das politisch und wirtschaftlich selbstbewusste Bürgertum und ließ dort repräsentative Gebäude errichten, die zum Wandel

einer ständischen Adelslandschaft in eine moderne „bürgerliche“ Region beitragen. In der Zwischenkriegszeit hoben manche Staatsbeamte, Künstler und Wissenschaftler regionale Besonderheiten hervor und nährten damit die jeweiligen ethnisch konnotierten Regionalismen. Im letzten Drittelpunkt des 20. Jahrhunderts enthüllten Regierungs- sowie Oppositionspolitiker das historische und kulturelle Erbe von Regionen und nutzten es als Argument für die Anerkennung regionaler Eigenart und Selbständigkeit.

Es ist nicht zu übersehen, dass solche Regionsmacher mit Handlungs- und Ausführungskraft ausgestattet waren. Wenn man jedoch von der Regionsbildung infolge der realen wie symbolischen Machtausübung, von der administrativen und diskursiven Ebene abstrahiert und sich den strukturellen Gegebenheiten von historischen Regionalitäten oder den modernen, massenhaften Identifikationsprozessen zuwendet, treten als Regionsmacher neben den konkreten Personen und Personengruppen, neben relativ klar umrissenen bzw. klar definierbaren Teilen der Macht-, Kultur-, Wirtschafts- oder Deutungseliten die so genannten kleinen Akteure auf. Diese prägten durch ihre Alltagspraxis, durch Migrationen, Identifikationen, Konsumverhalten, Tourismus usw. die Regionalitäten mit und beteiligten sich an den Bildungen und Umbildungen von Regionen – vermutlich in der Moderne und Spätmoderne mit zunehmender Intensität.

So stellt das *Regionsmachen* im Allgemeinen wie Regionsbildungen und -erfindungen in konkreten Fällen ein Ergebnis sowohl elitären als auch nichtelitären, nur im begrenzten Umfang intentionalen, Handelns dar. Analytisch ist es notwendig, die Rolle der vielfältigen und in der Moderne zunehmend sektoralierten funktionalen Einflusseliten zu untersuchen, die nicht mit den formalen Positionseliten einer (Teil-)Gesellschaft identisch sind, und außerdem das Handeln „kleiner“ oder „kollektiver“ Akteure, das ebenfalls diskursprägend wirkt und vor allem Ursache für die Formierung struktureller Regionen werden kann.

Die Texte des vorliegenden Bandes einigen sich weitgehend auf den ersten Fokus. Dies bedeutet allerdings nicht, dass die nichtelitäre Komponente der Regionsbildung, also die nichtelitären Regionsmacher aus dem Blick geraten. Abgesehen davon, dass beide Komponenten ohnehin eher logisch, idealtypisch und methodisch klar voneinander getrennt werden können, erscheint vor allem die Wechselwirkung von diversen elitären, semi- und nichtelitären Segmenten, von unterschiedlichen sozialen und kulturellen Akteursgruppen und weiteren Faktoren als die eigentliche Krux der Regionsbildung sowohl im strukturellen als auch im diskursiven Kontext.

Anschließend wäre die Frage aufzuwerfen, inwieweit sich die deutschsprachige Regionalgeschichte als Forschungsbereich mit dem Handeln historischer Akteure bisher auseinandersetzte. Unter welchen intellektuellen und historiografischen Umständen richteten die Regionalhistoriker oder ihre Kollegen, die Region als methodisches Forschungsmittel nutzten, ihre Aufmerksamkeit auf individuelle wie gruppenspezifische und jeweils historisch bedingte Handlungsmöglichkeiten und -beschränkungen bei der Formierung der Regionen und Regionaldiskurse? Auf welche Weise entwickelte sich in der regionsbezogenen historischen Erforschung von Regionalitäten (Regionsbildungen, regionalen Identitäten, Regionalformen diverser Phänomene wie Kunst oder Wirtschaftsstruktur) die akteurszentrierte Perspektive?

Abgesehen von der Tradition der Provinzial-, Landes- und Lokalgeschichte, deren Anfänge in der deutschen Historiografie bei Karl Lamprecht und Hermann Aubin aufgespürt werden, blieb die Frage nach historischen Akteuren der Regionsbildung unklar. Die Landesgeschichte, deren chronologischer Schwerpunkt in der Vormoderne lag, beschäftigte sich mit dem intentionalen Handeln von Herrschern, Geistlichen, Stadtbürgern, Landbevölkerung etc., die ihre Spuren in historischen Quellen hinterlassen haben. Dabei handelte es sich um eine Art der Dynastie- und Territorialgeschichte mit großen Persönlichkeiten im Vordergrund, gegenüber denen Lamprecht das Kollektive, Zuständliche und Kausale beharrlich akzentuierte.¹ Lamprechts Forschungsrichtung wurde in der Landesgeschichte nicht in ihrem maximalen Anspruch realisiert. Ähnlich wurde der von Aubin geprägte Begriff „Kulturraum“ erst nach einem guten halben Jahrhundert geschätzt. Der Begriff war durch seine Verwendung in der NS-Zeit in Misskredit geraten.² Bis dahin widmete sich die Landesgeschichte einer bunten Palette von historischen Themen, die unter

¹ LUISE SCHORN-SCHÜTTE, Territorialgeschichte, Provinzialgeschichte – Landesgeschichte – Regionalgeschichte. Ein Beitrag zur Wissenschaftsgeschichte der Landesgeschichtsschreibung, in: *Civitatum communitas. Studien zum europäischen Städtewesen. Festschrift für Heinz Stoob zum 65. Geburtstag*, hg. v. HELMUT JÄGER u. a., Köln / Wien 1984, S. 390–416, hier S. 395; ERNST HINRICHS, Zum gegenwärtigen Standort der Landesgeschichte, in: *Niedersächsisches Jahrbuch für Landesgeschichte* 57 (1985), S. 1–18, hier S. 7, 10.

² EDITH ENNEN, Diskussionsbeitrag zum Aufsatz von C. Haase, in: *Blätter für deutsche Landesgeschichte* 107 (1971), S. 22–30, hier S. 22 f. Vgl. auch Räume und Grenzen. Traditionen und Konzepte der Landesgeschichte. Epochenumgreifende Sektion auf dem 45. Deutschen Historikertag („Kommunikation und Raum“), Kiel 14.–17. September 2004, In Erinnerung an Ernst Schubert (1941–2006), in: *Blätter für deutsche Landesgeschichte* 139/140 (2003/2004), S. 145–320.

anderem verschiedene Akteure und Akteursgruppen einschloss.³ Doch vielmehr als um die Akteure der Regionsbildungen auf struktureller oder diskursiv-kultureller Ebene ging es hier um Akteure der historischen Prozesse in den Regionen.

Dies wandelte sich während der begrifflichen und institutionellen Etablierung der Regionalgeschichte in den sozialistischen Ländern während der 1950er Jahre wenig.⁴ Wenn man die Festlegung neuer Staatsgrenzen und administrativer Landesgliederung infolge des Aufbaus der Parteidiktatur außer Acht lässt, wurde die Regionalgeschichte von der politischen Werbung für die Geschichte der Arbeiterbewegung, der marxistischen Wirtschaftsgeografie und der Betriebsgeschichte konstituiert.⁵ Explizit wurde die Periode der modernen Geschichte und der Zeitgeschichte protegiert.

Später wurde gleichsam rehabilitierend konstatiert, dass neben dem Zeitgeist entsprungenen Propagandaschriften auch einige empirisch fundierte Studien entstanden seien, zum Beispiel sozialhistorische Arbeiten Hartmut Zwahrs, von westdeutschen Kollegen gern zitiert und gelegentlich rezipiert.⁶ Manche Studien im sog. Ostblock versuchten, regionale Akteure zu untersuchen. Sie durchbrachen die „eisernen Gesetze“ des ökonomischen Determinismus und gestanden den „einfachen Menschen“ eine gewisse Handlungsautonomie zu. Jedoch ging diese Handlungsfähigkeit lediglich als Nebenergebnis aus einem sehr umfangreichen themati-

³ KARL BOSL, Der Mensch in seinem Lande, in: *Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte* 34 (1971), S. 1070–1079.

⁴ Am Beispiel der DDR: REINHARD STAUBER, Regionalgeschichte versus Landesgeschichte? Entwicklung und Bewertung von Konzepten der Erforschung von „Geschichte in kleinen Räumen“, in: *Geschichte und Region / Storia e regione* 3 (1994), S. 227–260, hier S. 239–242; WERNER BUCHHOLZ, Vergleichende Landesgeschichte und Konzepte der Regionalgeschichte von Karl Lamprecht bis zur Wiedervereinigung im Jahre 1990, in: *Landesgeschichte in Deutschland. Bestandsaufnahme – Analyse – Perspektiven*, hg. v. DEMS., Paderborn / München, 1998, S. 11–60, hier S. 27–29.

⁵ PETER STEINBACH, Territorial- oder Regionalgeschichte: Wege der modernen Landesgeschichte. Ein Vergleich der „Blätter für deutsche Landesgeschichte“ und des „Jahrbuchs für Regionalgeschichte“, in: *Geschichte und Gesellschaft* 11 (1985), 4, S. 528–540, hier S. 536 f.

⁶ ALF LÜDTKE, Alltagswirklichkeit, Lebensweise und Bedürfnisartikulation. Ein Arbeitsprogramm zu den Bedingungen „proletarischen Bewusstseins“ in der Entfaltung der Fabrikindustrie, in: *Gesellschaft. Beiträge zur Marxschen Theorie* 11, o. O. 1978, S. 311–350, hier S. 312, 323, 332; PETER STEINBACH, Neue Wege der regionalhistorisch orientierten Alltagsgeschichte, in: *Hessisches Jahrbuch für Landesgeschichte* 30 (1980), S. 312–336, hier S. 330.

ischen Forschungskomplex hervor, ohne selbst programmatisch und systematisch Gegenstand der Forschung gewesen zu sein. Regionen wurden also als historisch gegebene, auch wenn unter Umständen einem Wandel unterliegende Größen betrachtet, mitunter schon sprichwörtliche Behälter (*container*),⁷ in welchen oder vor deren Hintergrund sich die historischen Prozesse entfalten.

Für die eigentlichen Akteure der Bildung von Regionen und Regionaldiskursen, sieht man von einigen Ansätzen vor allem in der literaturhistorischen Forschung ab, blieb hier wenig Raum. Vielmehr wurde unter der Region nicht wesentlich mehr als ein kleinräumiger Rahmen der historischen Untersuchung verstanden oder bei einem stärkeren konzeptuellen Anspruch, etwa in der marxistischen Geschichtskonzipierung in der DDR, wurde die Regionalgeschichte als eine räumliche Konkretisierung der allgemeinen Geschichte begriffen.⁸ Auch hier galten Regionen als gegebene Größen und die Akteure der Regionsbildungen waren nicht von Interesse. Dass aber solche Funktionalisierung keine Besonderheit der marxistischen oder traditionellen Geschichtswissenschaft in Mittel- und Osteuropa darstellte, zeigt das Beispiel Großbritannien, wo die regional-historischen Ansätze bis in die 1990er Jahre hinein eine Domäne der Erforschung der Industrialisierung blieben.⁹

Im Gegensatz zur französischen, britischen, amerikanischen oder japanischen Historiografie wurde die Regionalgeschichte in Westdeutschland mit einer gewissen Verspätung diskutiert.¹⁰ Die deutschen Historiker

⁷ Mit Hinweisen auf Querverbindungen zwischen Kultur- und Sozialwissenschaft einerseits und der Physik andererseits: MICHAEL MAY, Sozialraum, Der passende Begriff für alle möglichen Problemstellungen, in: sozialraum.de/sozialraum-der-passende-begriff-fuer-alle-moeglichen-problemstellungen.php (Zugriff: 2. Februar 2021).

⁸ BUCHHOLZ, Vergleichende Landesgeschichte, S. 27 f.

⁹ STEVE A. KING, England und seine Regionen. Neue Überlegungen zum Regionbegriff und zur Regionalgeschichte vom 16. bis 19. Jahrhundert, in: Regionalgeschichte in Europa. Methoden und Erträge der Forschung vom 16. bis zum 19. Jahrhundert, hg. v. STEFAN BRAKENSIEK / AXEL FLÜGEL, Paderborn 2000, S. 123–153.

¹⁰ PAUL LEUILLIOT, Problèmes de la recherche : V. Défense et illustration de l'histoire locale, in: Annales. Economies, sociétés, civilisations 22 (1967), 1, S. 154–177, hier S. 156; The Dimensions of the Past. Materials, Problems, and Opportunities for Quantitative Work in History, hg. v. VAL R. LORWIN / JACOB M. PRICE, New Haven / London 1972, S. 503–530; PIERRE GOUBERT, Local History, in: Historical Studies Today, hg. v. FELIX GILBERT / STEPHEN RICHARDS GRAUBARD, New York 1972, S. 300–314; PETER CLAUS HARTMANN, Regionalgeschichte in Frankreich. Einige Bemerkungen zur neueren und neuesten Forschung und Geschichtsschreibung, in: Zeitschrift für bayerische Landes-

und Historikerinnen untersuchten punktuell die Regionalismen aus verschiedenen Blickwinkeln zwar seit den 1930er Jahren kontinuierlich,¹¹ wobei sie häufig das Wort „Region“ benutzten, aber eigentliche regional-historische Aufsätze, in denen Region mehr als ein Pendant zur historischen Landeseinheit repräsentierte, traten vermehrt erst in den späten 1960er Jahren auf.¹² Ähnlich wie in Ostdeutschland hingen auch sie mit der Geschichte der Industrialisierung und der Arbeiterbewegung zusammen.¹³ Die wichtigste Frage betraf in diesem Zusammenhang die „Ungleichzeitigkeit“ der historischen Entwicklung, die an verschiedenen Orten unterschiedlich ablief. Die Frage wurde von den Vertretern der grün-alternativen Bewegung unter dem Schlagwort „Provinz“ thematisiert, und in den 1970er Jahren gewann die „Provinzialisierung“ der Region eine gewisse Resonanz auch unter sympathisierenden Historikern.¹⁴

geschichte 40 (1977), S. 677–686; ROLF REICHARDT, Auf dem Weg zu einer Totalgeschichte des ländlichen Frankreichs, in: Historische Zeitschrift 224 (1977), 3, S. 635–654; ALAN MACFARLANE, History, anthropology and the study of communities, in: Social History 5 (1977), 2, S. 631–652, hier S. 641 f.; Regionalgeschichte: Probleme und Beispiele, hg. v. ERNST HINRICHС / WILHELM NORDEN, Hildesheim 1980, S. 7–11; KÄREN WIGAN, The Making of a Japanese Periphery, 1750–1820, Berkeley 1995.

¹¹ HEDWIG HINTZE, Regionalism, in: Encyclopedia of the Social Sciences, hg. v. EDWIN R. A. SELIGMAN, Bd. 13, New York 1934, S. 208–218; DIETRICH GERHARD, Regionalismus und Ständisches Wesen als ein Grundthema Europäischer Geschichte, in: Historische Zeitschrift 174 (1952), 2, S. 307–337; HEINZ GOLLWITZER, Die politische Landschaft in der deutschen Geschichte des 19./20. Jahrhunderts. Eine Skizze zum deutschen Regionalismus, in: Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte 27 (1964), S. 523–552.

¹² WOLFGANG ZORN, Neue Forschungsansätze zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Rheinlande im 18./19. Jahrhundert, in: Blätter für deutsche Landesgeschichte 102 (1966), S. 47–61; PETER STEINBACH, Neuere Arbeiten zur industrialisierungsgeschichtlichen Regionalgeschichte, in: Hessisches Jahrbuch für Landesgeschichte 24 (1974), S. 270–299, hier S. 270–272.

¹³ ERICH MASCHKE, Industrialisierungsgeschichte und Landesgeschichte, in: Blätter für deutsche Landesgeschichte 103 (1967), S. 71–84; URSULA RATZ, Zur Sozialgeschichte der deutschen Arbeiterbewegung. Lokal- und Regionalstudien, in: Neue Politische Literatur 15 (1970), S. 343–353; DETLEV PEUKERT, Zur Regionalgeschichtsschreibung der Arbeiterbewegung, in: Das Argument 110 (1978), S. 546–565; KLAUS TENFELDE, Wege zur Sozialgeschichte der Arbeiterschaft und Arbeiterbewegung. Regional- und lokalgeschichtliche Forschungen (1945–1975) zur deutschen Arbeiterbewegung bis 1914, in: Geschichte und Gesellschaft. Sonderheft 4 (1978), S. 197–255, hier S. 201–207, 226–231.

¹⁴ ERNST BLOCH, Gespräch über Ungleichzeitigkeit, in: Kursbuch 39 (1975), S. 1–9; Provinzialisierung einer Region. Regionale Unterentwicklung und liberale Politik in der Stadt und im Kreis Konstanz im 19. Jahrhundert. Untersuchung zur Entstehung der bürgerlichen Gesellschaft in der Provinz, hg. v. GERT ZANG, Frankfurt am Main 1978; OTTO DANN, Die Region als Gegenstand der Geschichtswissenschaft, in: Archiv für Sozialgeschichte 23 (1983), S. 652–661; KARL-HEINZ HAJNA, Zu einigen linken und

Obwohl eine solche Geschichtswahrnehmung aus heutiger Sicht abgestanden erscheinen mag, liegt ihre nachhaltige Bedeutung in der Tatsache, dass sie die Region nicht nur als eine politische und administrative Gegebenheit betrachtete, sondern sie als eine historische Einheit verstand, die mittels gesellschaftlicher und wirtschaftlicher Prozesse geschaffen wurde.¹⁵ Anfangs gab es dabei eine begriffliche Unschärfe: die Wirtschafts- und Sozialhistoriker schrieben über regionalgeschichtliche Ansätze und Forschungen im Rahmen der Landesgeschichte.¹⁶ Sie bemühten sich, die bisher vorwiegende Landesgeschichte des Mittelalters und der Frühen Neuzeit auf die moderne Geschichte auszuweiten. In Anlehnung an die Industrie- und Wirtschaftsgeografie operierten sie mit den Terminen „Wirtschaftsräume“, „Ballungszentren“ oder „Wirtschaftsgebiete“.¹⁷ Sie wollten die Landesgeschichte in die allgemeine Geschichte unter dem Begriff „Regionalgeschichte“ einordnen.¹⁸

Zugleich sollte die Regionalgeschichte der Forschungen zu mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Themen neue Anstöße vermitteln, um Regionen zu identifizieren, die historisch verdrängt wurden.¹⁹ Mit wachsender Intensität eröffnete sich auch in der DDR eine neue Debatte über das Verhältnis und den methodischen Unterschied der Landes- und Regionalgeschichte.²⁰ Dabei lässt sich der Nachdruck, mit dem diese Frage debattiert wurde, weitgehend als ein symptomatisches Sonderzeichen des deutschen historiografischen Diskurses bezeichnen, das sich vor dem Hintergrund der starken Rolle der Landesgeschichtsschreibung seit dem

demokratischen Tendenzen in der gegenwärtigen Regionalgeschichtsschreibung der BRD, in: *Jahrbuch für Regionalgeschichte* 17 (1990), 1, S. 36–54, *passim*.

¹⁵ PETER STEINBACH, Zur Diskussion über den Begriff der „Region“ – eine Grundsatzfrage der modernen Landesgeschichte, in: *Hessisches Jahrbuch für Landesgeschichte* 31 (1981), S. 185–210, hier S. 207.

¹⁶ MASCHKE, Industrialisierungsgeschichte.

¹⁷ Untersuchungen zur Geschichte der frühen Industrialisierung vornehmlich im Wirtschaftsraum Berlin/Brandenburg, hg. v. OTTO BÜSCH, Berlin 1971; HARTMUT KÄLBLE, Berliner Unternehmer während der frühen Industrialisierung: Herkunft, sozialer Status und politischer Einfluss, Berlin 1972.

¹⁸ WOLFGANG ZORN, Ein Jahrhundert deutsche Industrialisierungsgeschichte. Ein Beitrag zur vergleichenden Landesgeschichtsschreibung, in: *Blätter für deutsche Landesgeschichte* 108 (1972), S. 122–134.

¹⁹ STEINBACH, Zur Diskussion, S. 202.

²⁰ REINER GROß, Geschichtsforschung in Sachsen. Von der Sächsischen Kommission für Geschichte zur Historischen Kommission bei der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, 1896–1996, Stuttgart 1996.

19. Jahrhundert etablierte. Eine wachsende Anzahl von Historikern erforschte die lokale und regionale Ebene der Arbeiterbewegung, deren Mikrogeschichte mit einer methodischen Wende verbunden wurde.²¹ Die Bedeutung der Regionalgeschichte wurde in der Analyse des strukturellen Wandels in einem klar umrissenen Gebiet angesehen. In einer Region lassen sich somit Differenzen und Besonderheiten innerhalb von allgemein zu beobachtenden Prozessen erkennen. Die Regionalgeschichte sollte die Geltung generalisierter geschichtswissenschaftlicher Behauptungen überprüfen und die Verallgemeinerung durch vergleichende Zugriffe plausibel machen. Die Geschichte der politischen Ideologien, zentralen Parteiinstitutionen oder Führungsfiguren wurde durch die historische Untersuchung innerer Verhältnisse, lokaler Milieus und regionaler Strukturen ergänzt.²²

Ein wichtiger Bestandteil dieser Forschungsrichtung war zudem die Diskussion über die Protoindustrialisierung, die sich mit der Herausbildung der gewerblichen Massenproduktion in den ländlichen Regionen und ihrer Koppelung mit den inter- und überregionalen Märkten beschäftigte.²³ Dabei berücksichtigten die Vertreter des Protoindustrialisierungsansatzes neben den gewerbegeschichtlichen auch historisch-demografische und familienwirtschaftliche Aspekte.

Die Bevölkerungs-, Familien- und Stadtgeschichte bzw. die historische Demografie wurde in Westdeutschland seit den frühen 1970er Jahren von der französischen und angloamerikanischen Regionalgeschichte angeregt.²⁴

²¹ RATZ, Zur Sozialgeschichte, S. 343. Ratz' Benutzung des Wortes „Mikrogeschichte“ ergänzt Carlo Ginzburgs Begriffsgeschichte „Mikro-Historie“. Ginzburg verweist auf einige französische, amerikanische, italienische und mexikanische Soziologen, Historiker und Schriftsteller, die den Begriff „Mikrogeschichte“ in ihren Arbeiten in den 1950er und 1960er Jahren erwähnten, und geht dann zum italienischen Kontext in der Mitte der 1970er über; den deutschsprachigen lässt Ginzburg aus sprachlichen Gründen außer Acht. Das ist nicht als kleinerlicher Vorwurf gemeint, sondern illustriert, dass das Verhältnis zwischen der Lokal-, Regional- und Mikrogeschichte komplizierter ist als allgemein angenommen: CARLO GINZBURG, Mikro-Historie. Zwei oder drei Dinge, die ich von ihr weiß, in: Historische Anthropologie 1 (1993), S. 169–192, hier S. 169–175; MACFARLANE, History, S. 639, 642.

²² WOLFGANG KÖLLMANN, Zur Bedeutung der Regionalgeschichte im Rahmen struktur- und sozialgeschichtlicher Konzeptionen, in: Archiv für Sozialgeschichte 15 (1975), S. 43–50.

²³ PETER KRIEDTE u. a., Industrialisierung vor der Industrialisierung: Gewerbliche Warenproduktion auf dem Land in der Formationsperiode des Kapitalismus, Göttingen 1977, S. 26.

²⁴ Regionalgeschichte: Probleme und Beispiele, S. 12 f.

Für die Untersuchung der Bevölkerungs- und Familienentwicklung bot eine Region oder eine Stadt einen optimalen abgegrenzten Rahmen. Mehrmals erklang das Schlagwort „Geschichte von unten“, deren Grundstein gerade regionalhistorische Studien legten.²⁵ Vor diesem Hintergrund ergaben sich nicht zuletzt auffällige Affinitäten mit der Mikrogeschichte, der Geschichte des Alltags oder später der Thematik der „Lebenswelten“, die über das Empirisch-Heuristische hinausgingen.

Im Zusammenhang mit den ersten Überlegungen zur Geschichte des Alltags ließ die deterministische Richtung in der Geschichte Mitte der 1970er Jahre nach, und stattdessen wurde die Beziehung des Individuums zu kollektiven Erscheinungen vorsichtig betrachtet.²⁶ Man fragte nun, ob es ausreiche, Funktionen und Strukturen zu bestimmen, und inwieweit es möglich sei, die Entstehung der individuellen Erfahrung innerhalb der gesellschaftlichen Verhältnisse zu zeigen. Methodisch wurde für mikrohistorische Untersuchungen in begrenzten Konfigurationen (Regionen) plädiert.²⁷ Die regionale Parteigeschichte und historische Wahlforschung setzten sich mit den Handlungsweisen der in die gesellschaftlichen Strukturen eingebundenen Individuen auseinander. Das Problem bei diesem Ansatz bereitete die Analyse der individuellen und sozialen Vorstellungen, die sich nicht in den statistischen Kategorien greifen ließen. Das Versprechen der Regionalgeschichte bestand darin, dass sie Individuen und Trägerschichten in ihren regionalen Interessenkonstellationen zu erfassen vermochte.²⁸

Den historischen Akteuren fiel in diesen Studien, im Vergleich zu den überwiegenden Untersuchungen von Interessenkonstellationen und Strukturen, eine geringere Rolle zu. Die Region wurde nicht nur in einem

²⁵ PETER STEINBACH, Regionale Parteigeschichte, historische Wahlforschung und moderne Landesgeschichte. Bemerkungen zu einigen Neuerscheinungen, in: Hessisches Jahrbuch für Landesgeschichte 26 (1976), S. 200–266, hier S. 242 f.; DERS., Alltagsleben und Landesgeschichte. Zur Kritik an einem neuen Forschungsinteresse, in: Hessisches Jahrbuch für Landesgeschichte 29 (1979), S. 225–271, hier S. 236–258; DERS., Neue Wege, S. 327.

²⁶ Die historische Sozialwissenschaft, die Alltagsgeschichte und die Regionalgeschichte hatten einige Axiome gemeinsam, die aber unterschiedlich verarbeitet wurden. Reinhard Rürup beispielsweise spricht ohne Erwähnung weiterer Einzelheiten von der historischen Sozialwissenschaft, die nicht mit einem Begriff der Gesellschaft arbeiten kann, der bestimmte Bereiche der menschlichen Erfahrung und des menschlichen Handelns ausschließen würde. Vgl. Historische Sozialwissenschaft: Beiträge zur Einführung in die Forschungspraxis, hg. v. REINHARD RÜRUP, Göttingen 1977, S. 7; STEINBACH, Neue Wege, S. 336.

²⁷ LÜDTKE, Alltagswirklichkeit, S. 311–317, 321 f., 325 f., 331 f.

²⁸ STEINBACH, Regionale Parteigeschichte, S. 226–229, 234, 247–249, 259–262.

sozio- und ökonometrischen Sinne definiert, sondern auch historisch und politisch durch regionale Bewegungen konstituiert. Man leitete sie nicht zuletzt vom gemeinsamen Bewusstsein der Menschen ab, die in einem räumlichen Lebensgefüge siedelten.²⁹ Außer den gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Strukturen gewann die Historizität der Region an Bedeutung. Die Region war nicht statisch, sondern unterlag vielfachen Wandlungen; sie konnte im Laufe der historischen Entwicklung entstehen und vergehen, sich ausweiten oder verengen.

Die Vertreter von regionalen Bewegungen strebten danach, die Geschichte einer untergegangenen Region zu entdecken und jene, indem sie auf ihre glorreiche Vergangenheit verwiesen, wieder zu beleben. Un erwünschte Geschehnisse wurden retuschiert und der Kontrast zwischen einer Region und deren übergeordneten Einheit hergestellt. Entscheidend war dabei, ob die Vertreter dieser Bewegung das regionale Bewusstsein zu wecken und eine historisch fundierte Raum- und Regionsvorstellung unter ihren Anhängern zu prägen vermochten.³⁰

Ein ähnlicher Verlauf war auch in Ostdeutschland zu beobachten, wo die Regionalgeschichte einen sozialistischen Patriotismus bei den Bürgern festigen und „wichtige Erfahrungen und Lehren für die Meisterung der revolutionären Aufgaben der Gegenwart“ vermitteln sollte.³¹ Ein hoher Stellenwert kam deswegen Biografien der „patriotischen Helden“ und Erinnerungen von „Veteranen“ der örtlichen Arbeiterbewegung zu.³² Gleichwohl positionierten sich die Historiker gegenüber der Untersuchung individueller Handlungsmöglichkeiten im regionalen Rahmen skeptisch.³³ Die Region wurde als territorial gesellschaftliche und objektiv existierende Struktur angesehen, wo das individuelle und subjektive Be-

²⁹ Im Rahmen der Landesgeschichte handelte es sich um ein etabliertes Thema: BOSL, *Der Mensch*, S. 1077.

³⁰ Regionalgeschichte: Probleme und Beispiele, S. 1 f.; STEINBACH, Zur Diskussion, S. 208 f.; Europas unruhige Regionen. Geschichtsbewusstsein und europäischer Regionalismus, hg. v. RAINER S. ELKAR, Stuttgart 1981.

³¹ STEFAN BRAKENSIEK, Regionalgeschichte als Sozialgeschichte. Studien zur ländlichen Gesellschaft im deutschsprachigen Raum, in: Regionalgeschichte in Europa. Methoden und Erträge der Forschung zum 16. bis 19. Jahrhundert, hg. v. DEMS. / AXEL FLÜGEL, Paderborn 2000, S. 197–251, hier S. 218.

³² PETER SONNET, Heimat und Sozialismus: zur Regionalgeschichtsschreibung in der DDR, in: Historische Zeitschrift 235 (1982), 1, S. 121–135, hier S. 121, 125, 131.

³³ KARLHEINZ BLASCHKE, Probleme um Begriffe. Beobachtungen aus der Deutschen Demokratischen Republik zum Thema „Regionalgeschichte“, in: Informationen zur modernen Stadtgeschichte, 1986, 1, S. 10–15, hier S. 11.

wusstsein der Zusammengehörigkeit lediglich einen abgeleiteten Faktor bildete. Die Regionen unterschieden sich voneinander durch die abweichende historische und die gesellschaftliche Tätigkeit mitbestimmende Entwicklung.³⁴

Die bisher beschriebenen Ansätze verband jedenfalls die Tatsache, dass ihre regionalen Komponenten und Perspektiven in erster Linie empirischer, heuristischer und forschungspragmatischer Natur waren. Die Regionen, hier vor allem als Forschungsobjekte konzipiert, dienten der Analyse des untersuchten Problems: Dieses, und nicht eine bestimmte Region, bildete den Referenzkontext der Forschung. Weder die jeweilige Region noch die Regionalität als solche standen im Mittelpunkt; sie lieferten eher den konkreten Rahmen, der es bei ausreichend guter Kombination der Kriterien Quellenbasis – Pragmatik (Bewältigung der Materie) – Repräsentativität möglich machte, ein wissenschaftliches Vorhaben umzusetzen, dessen Ergebnisse über die jeweilige Forschungsregion hinausgingen. In diesem Sinne handelte es sich mehr um regional basierte Methodik denn um eine Methodologie der Regionalforschung.

Dies kam seltener dort vor, wo es um Erforschung der Diskurs- und Identitätsregionalitäten sowie aller Formen der regionalen Agenda ging, auch wenn man sie unter das Vorzeichen einer allgemeinen historischen Identitätsforschung stellte. Die Bedeutung des (regionalen) Bewusstseins in der historischen Forschung wurde eng mit der Untersuchung subjektiver und objektiver Faktoren in der Geschichte verbunden. Auf die subjektiven Faktoren wandten ihre Aufmerksamkeit in den späten 1970er Jahren vor allem die Historiker, die sich programmatisch zur Alltagsgeschichte bekannten. Sie betonten unter anderem die Entscheidungs- und Handlungsfähigkeit historischer Akteure (Alltagshandeln), die nicht nur Ober- und Mittelschichten einschlossen, sondern auch Individuen und Kleingruppen von Unterschichten. Zum Forschungsgegenstand sind weiterhin (politische) Gefühle, Wahrnehmungsmuster und Denkformen geworden, die als eine der Voraussetzungen für autonome Handlungsorientierung angenommen wurden. In der Regel befassten sich historische Untersuchungen allerdings mit keiner expliziten Regionskonzeption.³⁵ Die Region blieb unreflektierter Schauplatz bzw. obligatorisch erwähnter Ort des vergangenen Geschehens.

³⁴ JOSEF BARTOŠ, Methodologische und methodische Probleme der Regionalgeschichte, in: *Jahrbuch für Regionalgeschichte* 8 (1981), S. 7–17, hier S. 10, 14.

³⁵ STEINBACH, Alltagsleben, S. 231 f., 273, 282; DERS., *Neue Wege*, S. 328.

Die meisten regionalhistorischen Beiträge in den frühen 1980er Jahren beschäftigten sich mit der Region als Bezugsraum für einzelne Wirtschafts-, Sozial- und Verwaltungstätigkeiten. Obzwar die Region als Objekt staatlichen oder wirtschaftlichen Handelns begriffen wurde, machten einige Forscher die Region zum historischen Subjekt. Als Akteure der Regionalisierung waren nun nicht mehr Unternehmer, Arbeiterschaft, Angestellte oder Faktoren wie Kapital, Verkehr und Markt angesehen. Anstatt dessen wurde die Region zur aktiv handelnden individuellen Entität. Einer der scharfen Kritiker dieses Ansatzes, Peter Steinbach, behauptete, dass die Region niemals Träger der eigenständigen historischen Entwicklung sein könne, sondern immer nur einen in seiner Komplexität vergleichsweise überschaubaren Rahmen menschlichen Zusammenlebens zu bilden im Stande sei.³⁶

Sieht man davon ab, dass eine „eigenständige historische Entwicklung“ eine kaum erfassbare und äußerst relative, wandelbare Kategorie darstellt und letztendlich ähnliche Feststellungen für beliebige Entitäten sowohl behauptet als auch widerlegt werden können, und mit Hinblick auf die Tatsache, dass ein (Nicht-)Vorliegen dieser Eigenschaft über die Relevanz der Forschungen über die entsprechenden Räume oder deren Rahmen sehr wenig aussagt, so traf Steinbachs Kritik eben jenen Punkt, der das Wesen von Regionen und Regionalitäten definitorisch ausmacht: Die funktionale Einfügung in mehrschichtige Territorialgeflechte, jene Form einer räumlichen Entität, deren Kernfunktion darin besteht, Teil von anderen räumlichen Entitäten zu sein und gegebenenfalls auch weitere „eigene“ Bestandteile im eigenen Rahmen „nach unten“ zu bilden und unter Umständen ähnlich funktionierende Teilläume zu durchdringen. Eine Region ist also paradoxe Weise eine abgrenzbare Raumeinheit an sich, die sich aber gerade als solche dadurch auszeichnet, dass sie ohne funktionale Verortung im Rahmen anderer Räume gar nicht oder eben nicht als „Region“ existiert. Vor diesem Hintergrund lässt sich die Regionalität in Anlehnung an das relationale Raumverständnis (Martina Löw)³⁷ konzeptualisieren. Eine solche Herangehensweise verspricht insbesondere dann neue Erkenntnisse, wenn sie eine dekonstruktivistisch-einseitige Fixierung auf Räume „im Kopf“ vermeidet und die „objektiven“, das heißt unabhängig von Willen, Handeln und Wahrnehmung der Akteure funktionierenden Komponenten des physischen Raumes mit einbezieht. Gera-de erst vor dem Hintergrund der Interferenz zwischen materiell-objekti-

³⁶ DERS., Zur Diskussion, S. 194.

³⁷ MARTINA LÖW, Raumsoziologie, Frankfurt am Main 2001.

ven und soziokulturellen Komponenten lässt sich Regionsbildung auf individuelle, gruppenspezifische oder massenhafte soziale und kulturelle Praktiken untersuchen sowie das Profil und das Handeln entsprechender konkreter und anonymer Akteure (Macher) analysieren.

Neben einigen akademischen Historikern, die für Regionalgeschichte warben und entsprechende Forschung betrieben, entstanden an den Universitäten auch spezielle Arbeitsgruppen für dieses Feld. Diese Gruppen wurden von Nachwuchswissenschaftlern gegründet und existierten meistens nur vorübergehend. Aus ihrer Mitte ging allerdings eine Forderung nach der Neudeinition der Regionalgeschichte hervor, um die Totalität einer regionalen Gesellschaft zu entfalten; darin sollten historische Subjekte mehr berücksichtigt werden, die in spätindustrialisierten und bürokratisierten Gesellschaften zunehmend entwurzelt worden seien. Die gesellschaftliche und räumliche Verortung des Individuums wurde als eine Grundvoraussetzung für die Erneuerung der persönlichen Identität angenommen. Die (neue) Regionalgeschichte sollte die Geschichtslosigkeit zu überwinden helfen und Handeln historischer Akteure innerhalb kleineräumlicher Einheiten untersuchen.³⁸

In der Mitte der 1980er Jahre wurde die Frage nach den Handlungsmöglichkeiten von Menschen in einem umgrenzten Gebiet im Zusammenhang mit der Verflechtung von grundsätzlichen Faktoren wie Struktur und Ereignis verstärkt diskutiert. Während die Ereignisgeschichte das menschliche Handeln im zeitlichen und geografischen Rahmen darzustellen vermochte, blieben die struktur- und gesellschaftsorientierten Ansätze in der Untersuchung der Herrschaft und der wirtschaftlichen und sozialen Voraussetzungen verhaftet. Die westdeutsche Landesgeschichte des Mittelalters berücksichtigte in Anlehnung an die Annales-Schule die Anschauungs-, Norm- und Wertsysteme. Sie operierte mit dem Begriff „Denkstrukturen“, obwohl der Fokus meistens auf dem dominanten Gedankengut der geistlichen Führungsschicht lag. Die Frühneuzeitforschung stellte den Menschen nicht nur als Individuum, sondern auch als Mitglied einer sozialen Gruppe ins Zentrum.³⁹

³⁸ ALFRED G. FREI u.a., Neue Regionalgeschichte: Linke Heimattümelei oder kritische Gesellschaftsanalyse? Tendenzen einer neuen Regionalgeschichte, in: *Das Argument* 126 (1981), S. 239–251, hier S. 239–241, 250 f.; WINFRIED SPEITKAMP, Die deutschen Universitäten und die Landesgeschichte in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, in: *Revue d'Alsace* 133 (2007), S. 435–449.

³⁹ HINRICHs, Zum gegenwärtigen Standort, S. 16.

Die Chance der Regionalgeschichte sollte in der historischen Analyse von alternativen Vorstellungen der Mittel- und Unterschichten bestehen, die sich in der Geschichte nicht immer durchsetzen konnten, aber gleichwohl die Formen des menschlichen Handelns spürbar mitbestimmten.⁴⁰ Die Regionalgeschichte hatte dem alten geschichtswissenschaftlichen Anspruch zu entsprechen, der lautete, die Stellung eines konkreten Menschen im gesamthistorischen Prozess verständlich zu machen. Sie ebnete den Weg, um unterschiedliche Untersuchungsebenen, Lebensverhältnisse, soziales Verhalten und politische Orientierung zu verbinden. Erst auf der regionalhistorischen Ebene ist es deutlich geworden, wie der einzelne Mensch von Strukturen *gemacht wurde* und er selbst sie zugleich *machte*.

Während bisher objektive Lebensbedingungen historischer Akteure erforscht wurden, ging man dazu über, diese direkt als handelnde Subjekte zu untersuchen. Dabei bemühten sich die Foscher, nicht nur subjektive Erfahrungen, Sichtweisen und Bewusstseinsformen zu vermitteln, sondern auch die Rolle des Einzelnen und der Strukturen in ihrer wechselseitigen Beeinflussung sorgfältig zu überlegen. Infolgedessen bot die Regionalgeschichte keine Flucht in die Idylle an; sie zielte darauf ab, richtungsweisend für zukunftsorientiertes Handeln zu wirken.⁴¹

Die Frage nach dem Handlungsräum historischer Akteure ging von den älteren Arbeiten zu den frühneuzeitlichen Bauernkriegen und den Unruhen des Vormärz aus. Im Mittelpunkt der nachfolgenden Untersuchungen standen Zusammenhänge zwischen den Forderungen der Bauern und deren Motivationen sowie mentalen Dispositionen. Dabei stellte die Dorfgemeinde die wichtigste Handlungseinheit dar. Gleichzeitig mit der Widerstandsforschung entwickelte sich die Geschichte der Reformation, Frömmigkeit und Konfessionalisierung auf dem Land, die aber nur vereinzelt das Handeln von Landbewohnern, ihre soziale Lage und religiös fundierte Weltdeutung ergründete. Dazu kam auch die Auseinandersetzung, ob die Volkskultur durch die Hoch- und Hofkultur verdrängt wurde. Kollektivsingulare wie „Volk“, „ländliche Bevölkerung“ oder

⁴⁰ HANS-FRIEDRICH SCHÜTT, Landesgeschichte im ideologischen Wandel – Einige Be trachtungen zu methodischen Fragen, in: Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte 108 (1983), S. 11–50, hier S. 17 f., 44 f.

⁴¹ HEIKO HAUMANN, Rückzug in die Idylle oder ein neuer Zugang zur Geschichte? Probleme und Möglichkeiten der Regionalgeschichte, in: Alemannisches Jahrbuch 20 (1984/86), S. 7–21; ERNST HINRICHS, Regionalgeschichte – Heimatgeschichte – Politische Landesgeschichte. Dokumentation zu ausgewählten Rahmenrichtlinien, Lehrplänen und Erlassen der Länder der Bundesrepublik, in: Internationale Schulbuchforschung 10 (1988), 3, S. 279–306, hier S. 284 f.

„gebildete Elite“ wurden durch einzelne Akteure oder Gruppen als Merkmalsträger ergänzt.⁴² Die Phrase „Handeln konkreter Menschen in ihren konkreten Umwelten“ wurde weiterhin unterstrichen und in Gegensatz zu „seelenlosen sozioökonomischen Strukturen“ gestellt, obwohl eine scharfe Grenze zwischen der Alltagsgeschichte und der Sozialgeschichte in diesem Sinne nie gezogen wurde.⁴³ Abgesehen von Hans Ulrich Wehlers überheblichen Bezeichnung „Barfußhistoriker“ berücksichtigten einige Sozialhistoriker, besonders diejenigen, die ihre Untersuchungen regional und lokal fokussierten, sowohl allgemeine Prozesse als auch subjektive Erfahrungen und handelnde Menschen.⁴⁴

Die konzeptionelle Verschiebung vom system- und strukturorientierten Ansatz zu einem, der die Haltungen und Selbstdeutungen historischer Akteure hervorhob, hatte für die Regionalgeschichte eine Konsequenz: Die Region wurde nicht nur sozioökonomisch fundiert, sondern auch durch das Geschehen eines historischen Phänomens begrenzt. Es wurde zum Beispiel gefragt, warum die Menschen in einem Gebiet zum Protesthandeln schritten, ihre Standesgenossen andernorts hingegen ruhig blieben. Die Historiker erprobten die Kombination von mikro- und regionalgeschichtlichen Verfahren. Während der mikrohistorische Zugang vielmehr die Erfahrungsdimension umfasste, ließ der regionalhistorische die bewusstseins- und handlungsbeeinflussenden Strukturen zum Vorschein kommen.⁴⁵

Dieser Ansatz verbreitete sich weiterhin seit den 1990er Jahren mit der Rezeption der soziologischen Theorie von Anthony Giddens, der die Determinierung der sozialen Interaktionen von den sozioökonomischen Strukturen in Frage stellte. Ihm zufolge existieren Strukturen nicht außerhalb der sozialen Welt, aber reproduzieren sich durch Routinen sozialer Interaktionen stetig neu.⁴⁶

⁴² BRAKENSIEK, *Regionalgeschichte als Sozialgeschichte*, S. 237–244.

⁴³ Vgl. JÜRGEN REULECKE, Von der Landesgeschichte zur Regionalgeschichte, in: *Ge schichte im Westen* 6 (1991), 2, S. 202–208.

⁴⁴ KLAUS TENFELDE, *Sozialgeschichte der Bergarbeiterschaft an der Ruhr im 19. Jahrhundert*, Bonn / Bad Godesberg 1977; *Fabrik, Familie, Feierabend: Beiträge zur Sozialgeschichte des Alltags im Industriezeitalter*, hg. v. JÜRGEN REULECKE / WOLFHARD WEBER, Wuppertal 1978; JOSEF MOOSER, *Ländliche Klassengesellschaft 1770–1848. Bauern und Unterschichten, Landwirtschaft und Gewerbe im östlichen Westfalen*, Göttingen 1984.

⁴⁵ BRAKENSIEK, *Regionalgeschichte als Sozialgeschichte*, S. 250.

⁴⁶ THOMAS WELSKOPP, *Arbeit und Macht im Hüttenwerk. Arbeits- und industrielle Beziehungen in der deutschen und amerikanischen Eisen- und Stahlindustrie von den 1860er bis zu den 1930er Jahren*, Bonn 1994, S. 43–50; DERS., *Der Mensch und die Verhältnisse*

Der Wandel der sozioökonomischen Strukturen bildete zwar Explanandum und Hintergrund vieler historischer Untersuchungen, aber zugleich standen diese im Mittelpunkt einer Annäherung an die Bedeutungen, die historische Akteure ihrem Handeln beigemessen haben. Zu nennen sind regionale Fallstudien zu Dorfgemeinden und Familien als Orten politischer Partizipation und (Re-)Produktion, zur Geschichte der Wälder und Forste oder zur Geschichte der Aufklärung auf dem Land.⁴⁷ Die Auffassung, dass die Region ein sozioökonomischer Verflechtungsraum sei, der sich als lose verbundenes Netzwerk durch die gegenseitige Wahrnehmung der in ihm agierenden Akteure definiere, blieb doch lange Jahre ein ehrgeiziges Postulat.⁴⁸ In den meisten regionalhistorischen Verortungen und Rahmungen wurde der Zusammenhang zwischen historischen Akteuren, ihrem Handeln und Regionsbildung nicht ganz erklärt.

Um die Jahrtausendwende setzte sich allmählich die (de-)konstruktivistische Perspektive in der Regionalgeschichte durch, die auf das Handeln historischer Akteure Rücksicht nahm, obwohl sie nicht immer mit der Konstituierung der Region verbunden wurde.⁴⁹ Vorerst aus der Humangeografie⁵⁰ und folglich aus den Proklamationen eines behaupteten *spatial turn*⁵¹ schöpfend, wandte sich die Forschung den handlungs-, herrschafts- und diskursrelevanten Aspekten der Regionsbildungen zu.

Regionen wurden weniger als physische Abschnitte der Erdoberfläche begriffen, sondern vielmehr als Konstrukte, die nicht unbedingt (allein)

nisse. „Handeln“ und „Struktur“ bei Max Weber und Anthony Giddens, in: Geschichte zwischen Kultur und Gesellschaft. Beiträge zur Theorieidebatte, hg. v. DEMS. / THOMAS MERGEL, München 1997, S. 39–70; GERD SCHWERHOFF, Spaces, Places, and the Historians. A Comment From a German Perspective, in: History and Theory 52 (2013), 3, S. 420–432, hier S. 426.

⁴⁷ BRAKENSIEK, Regionalgeschichte als Sozialgeschichte, S. 234 f.; STAUBER, Regionalgeschichte versus Landesgeschichte?, S. 236, 248 f.

⁴⁸ Region und Regionsbildung in Europa. Konzeptionen der Forschung und empirische Befunde, hg. v. GERHARD BRUNN, Baden-Baden 1996.

⁴⁹ MILOŠ ŘEZNÍK, Regionalität als historische Kategorie, in: Regionalität als historische Kategorie. Ostmitteleuropäische Perspektiven, hg. v. SABINE JAGODZINSKI u. a., Osnabrück 2019, S. 13–57, hier S. 15–18.

⁵⁰ BERND SCHÖNEMANN, Die Region als Konstrukt. Historiographiegeschichtliche Befunde und geschichtsdidaktische Reflexionen, in: Blätter für deutsche Landesgeschichte 135 (1999), S. 153–187.

⁵¹ DORIS BACHMANN-MEDICK, Cultural Turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften, Reinbek bei Hamburg 2007, S. 284–326; Spatial Turn. Das Raumparadigma in den Kultur- und Sozialwissenschaften, hg. v. JÖRG DÖRING / TRISTAN THIELMANN, Bielefeld 2015.

von geografischen und naturräumlichen Gegebenheiten geschaffen werden. Die Regionen konnten zum Beispiel von der frühneuzeitlichen Eheanbahnung und Brautwerbung bestimmt werden, weil die ländlich-bäuerliche Gesellschaft gewöhnlich nicht erlaubte, den Ehegatten allein zu wählen. Daher wurden die Eheverhältnisse innerhalb eines regionalen Netzwerks organisiert, das sich über ein überschaubares Gebiet erstreckte.⁵² Die Regionen wurden darüber hinaus von spezifischen Identifikationsmustern und gemeinsamen Zugehörigkeitsgefühlen gebildet, die nicht selten durch politische und nationale Integrationsversuche hervorgerufen worden sind.⁵³

In diesem Kontext hat seit den 1990er Jahren die historische Nationalismus- und Nationsforschung ein bedeutendes Wort gesprochen. Stark unter dem Einfluss des Hobsbawm'schen und Gellner'schen Duktus einer Nationalismuskritik stehend, begann sie konsequenter nach alternativen Formen von kollektiven Identitäten zu fragen. So wurden Regionalismen für die Zeit der Moderne viel stärker thematisiert und tendenziell als eine Alternative zur Nation aufgefasst.⁵⁴

Parallel dazu verstärkte sich ein Forschungsinteresse für die regionalen Formen des Patriotismus und der kollektiven Identitäten und Diskurse, die später teilweise in nationale Bewegungen integriert wurden, sowie für Wechselwirkungen zwischen dem Nationalen und dem Regionalen in der Epoche der modernen Nationsbildung.⁵⁵ An diese Ansätze knüpfte die Forschung zu vormodernen Formen der Landes- und Regionalidentitäten sowie der Identitäten von *nationes* an, die sich insbesondere in Ostmitteleuropa intensivierten. Wichtig an allen diesen Impulsen war die zunehmende Aufmerksamkeit für die – meist, aber nicht ausschließlich – elitären Akteure entsprechender Prozesse der regionalen Diskurse und Identitätsbildungen.

⁵² MARION LISCHKA, Liebe als Ritual. Eheanbahnung und Brautwerbung in der frühneuzeitlichen Grafschaft Lippe, Paderborn 2006.

⁵³ SIEGFRIED WEICHLEIN, Nation und Region. Integrationsprozesse im Bismarckreich, Düsseldorf 2004; RÄUME – GRENZEN – IDENTITÄTEN. Westfalen als Gegenstand landes- und regionalgeschichtlicher Forschung, hg. v. WILFRIED REININGHAUS / BERND WALTER, Paderborn 2013.

⁵⁴ Vgl. als ein wichtiges Beispiel aus der Zeit, auf einer Berliner Tagung von Anfang 2001 basierend: Regionale Bewegungen und Regionalismen in europäischen Zwischenräumen seit der Mitte des 19. Jahrhunderts, hg. v. HOLM SUNDHAUSSEN / PHILIPP THER, Marburg 2003.

⁵⁵ Im deutschen Kontext etwa: Patriotismus und Nationsbildung am Ende des Heiligen Römischen Reiches, hg. v. OTTO DANN u. a., Köln 2003.

Die Regionen wurden durch lokale Medien geprägt, die Einfluss in einem begrenzten Gebiet hatten. Journalisten, Autoren und weitere Stimmen gestalteten eine lokale Öffentlichkeit mit und hoben in der Selbst- und Fremdwahrnehmung ihre besondere Stellung gegenüber anderen hervor.⁵⁶ Am Entstehen von Regionen wirkten spezifische Erinnerungsorte mit, die alternative – konkurrierende oder komplementäre – Identitäten stifteten.⁵⁷ Oder umgekehrt: Mit dem Wandel der Erinnerungskultur in der (späten) Moderne schwächten diese Identitäten ab, lösten sich gar auf oder veränderten ihren funktionalen Rahmen.⁵⁸

An Bedeutung gewann die Vergangenheit einer Region, die in Museumsausstellungen, Straßennamen und Denkmälern, darüber hinaus in der Regionalliteratur und allen anderen Medien der Regionalitätsimagination vermittelt und festgehalten wurde. Die Vergangenheit mobilisierte die Initiative von Bürgerinnen und Bürgern, die Geschichte im regionalen Kontext selbst zu erforschen und darzustellen;⁵⁹ sie machte aber spätestens in der Spätmoderne aus der Region und deren Tradition ein attraktives Konsumgut, nicht zuletzt für die Außenstehenden (Touristifizierung, Vermarktung und Komodisierung).

Aus den Ausführungen ist klar geworden, dass die jeweilige Region als Teil eines Ganzen (oder mehrerer Entitäten) räumlich und funktional untergeordnet ist, und diese Zuordnung ebenfalls historischen Wandlungsprozessen unterliegt. Diese Prozesse nährten Menschen, die zu der Herausbildung und Wahrnehmung von Regionen intentional oder unbeabsichtigt durch ihr Handeln und Denken beigetragen haben. Inspiriert von sozial-, mikro- und kulturhistorischen Ansätzen erschien es den „Machern“ dieses Sammelbandes deshalb wünschenswert zu untersuchen, wer diese Menschen waren, aus welchen sozialen Verhältnissen sie kamen;

⁵⁶ Medien des begrenzten Raumes. Landes- und regionalgeschichtliche Zeitschriften im 19. und 20. Jahrhundert, hg. v. THOMAS KÜSTER, Paderborn 2013.

⁵⁷ Regionale Erinnerungsorte. Böhmisches Land und Mitteldeutschland im europäischen Kontext, hg. v. MILOŠ ŘEZNÍK u. a., Leipzig / Berlin 2013; Westfälische Erinnerungsorte. Beiträge zum kollektiven Gedächtnis einer Region, hg. v. LENA KRULL, Paderborn 2017.

⁵⁸ WOLFGANG WÜRST, Die Provinzialisierung der Region. Identitätsverlust durch Säkularisation und Mediatisierung, in: Mikro – Meso – Makro. Regionenforschung im Aufbruch, hg. v. DEMS. / WERNER K. BLESSING, Erlangen 2005, S. 125–170, hier S. 126–128.

⁵⁹ GEORG KUNZ, Verortete Geschichte. Regionales Geschichtsbewusstsein in den deutschen Historischen Vereinen des 19. Jahrhunderts, Göttingen 2000; Themenschwerpunkt: Public History in der Regional- und Landesgeschichte, hg. v. KATRIN MINNER, Münster 2019.

welche Handlungspragmatik sie leitete; inwieweit gruppenspezifische Profile, Bräuche und Muster ihre regionalen Aktivitäten beeinflussten; inwieweit diese Gruppen und Handlungen elitär oder das Ergebnis massenhafter Verhaltensweisen waren.

Auf diese Fragen versuchen die Autorinnen und Autoren in ihren Beiträgen Antworten zu geben. Zwar legt der Band den geografischen Schwerpunkt auf Ostmitteleuropa, bleibt aber sowohl chronologisch als auch hinsichtlich der funktionalen Typologie von Regionen sowie ihrer strukturellen oder diskursiven Bildung bewusst offen. Dasselbe gilt für die „Macher-Modelle“ und Akteurstypen: Zwar stehen eher die funktionalen Einflusseliten – ob Einzelne, Gruppen oder Schichten – im Vordergrund, doch unter der Prämisse, dass sie diese Rolle als Regionsmacher nur innerhalb einer Breiten- und Wechselwirkung mit anderen, darunter nicht-elitären Gruppen und Akteuren, entfalten können. Die Rolle der „kleinen“ Akteure muss demnach mitgedacht werden. Aus diesem Grund werden auch die strukturellen soziokulturellen Rahmenbedingungen stets in die Perspektive der Beiträge eingebracht. Dahinter verbirgt sich der Wunsch, Erkenntnisse über diachrone oder überzeitliche Prozesse und Faktoren des „Regionsmachens“ sowie über Spezifika und Wirkung einzelner Akteursgruppen zu gewinnen.

* * *

Der vorliegende Sammelband umfasst elf Aufsätze, die bei der Tagung „Regionsmacher in (Ost-)Mitteleuropa“, die am Deutschen Historischen Institut Warschau im Mai 2019 stattfand, vorgetragen wurden. Die Tagung wurde im Forschungsbereich „Regionalität und Regierungsbildung“ vorbereitet und schließt an dessen frühere Tätigkeiten an.⁶⁰ Das Ziel der Organisatoren und Organisatorinnen bestand darin, die Kategorie der Regionsmacher in verschiedenen Kontexten zu beleuchten. Multidisziplinäre Zugänge, chronologische und geografische Bandbreite zeichnen die Aufsätze aus; es werden einzelne Personen, Mitglieder diverser sozialer Gruppen – ethnische Minderheiten, Arbeiter, Intellektuelle und andere – vorgestellt. Das Regionsmachen, das heißt, Tätigkeiten und Aktivitäten, die zum Entstehen von Regionen beitrugen, verbindet alle untersuchten Akteursgruppen.

⁶⁰ Dazu gehört u. a. der Sammelband: Regionalität als historische Kategorie. Für weitere Informationen vgl. <https://dhi.waw.pl/forschung/forschungsprogramm/regionalaet-und-regionsbildung.html> (Zugriff: 29. April 2021).

Das weite Wirkungsfeld der sozialen Akteure begründet die Grundlage einer dreiteiligen Gliederung. Die jeweiligen Sektionen entsprechen verschiedenen Bereichen und multidisziplinären Zugängen, in welchen die Aktivität der Regionsmacher analysiert wurde. Die Dreiteilung unterstreicht die Beziehungen zwischen den Regionsmachern und der zentralen Herrschaft, der Bedeutung der Wahrnehmung der Regionen in Form von Imagination und Narration, schließlich der Wirkung der Regionsmacher in der Wissenschaft, Politik und Kultur. Chronologisch reichen die Beiträge vom hohen Mittelalter (Dariusz Adamczyk) über die Frühe Neuzeit (Karsten Holste), das 19. und frühe 20. Jahrhundert (Oliver Sukrow / Henning Türk, Gábor Egry, Marek Czapelski, Ádám Hegyi, Ewa Grzeda / Maria Kościelnia, Christhardt Henschel) bis in die Nachkriegszeit (Jan Olaszek, Krzysztof Wasilewski, Zdeněk Nebřenský). Geografisch wird der ostmitteleuropäische Raum abgedeckt: Die einzelnen Beiträge betreffen polnische Gebiete (Adamczyk, Holste, Czapelski, Grzeda / Kościelnia, Henschel, Wasilewski), deutsche (Sukrow / Türk), ungarisch-rumänische (Egry, Hegyi) und tschechische (Nebřenský).

Die erste Sektion „Regionsmacher und Herrschaftswandel“, die aus vier Aufsätzen besteht, befasst sich mit dem Einfluss der zentralen Herrschaft auf die Regionbildung. In diesem Zusammenhang repräsentieren die Regionsmacher sowohl die lokalen Politiker (Egry) als auch Vertreter der zentralen Macht (Adamczyk).

Im ersten Aufsatz stellt Dariusz Adamczyk die fiskalischen und monetären Strategien der Piastendynastie im hohen Mittelalter vor. Am Beispiel der piastischen Herrschaft wird der Frage nachgegangen, inwieweit der Begriff „Region“ als Analyseeinheit für historische Prozesse für diese Epoche nützlich sei. Die regionale Kategorie wird dem „Netzwerk“ gegenübergestellt. Adamczyk legt dar, dass Netzwerke zur Verteilung der Edelmetalle die zentrale Rolle für die piastische Herrschaft bis zum Anfang des 13. Jahrhunderts einnahmen. Die Transformation der Gesellschaft, genauer gesagt, die damit verbundene Urbanisierung und Neubesiedlung des Landes sowie eine Änderung der Wirtschaftspolitik, machten es möglich, nach 1200 neue Regionen zu erschaffen. Eine besondere Stellung nahm dabei Schlesien ein, das als Erstes Merkmale einer Wirtschaftsregion aufwies.

Die zwei folgenden Beiträge betreffen das 19. Jahrhundert. Im Aufsatz von Oliver Sukrow und Henning Türk werden die räumlichen und zeitlichen Bedingungen erörtert, die zur Ausbildung der „Region des Liberalismus“ im Südwesten Deutschlands im Vormärz beigetragen haben. Der Schwerpunkt der Untersuchung liegt auf der Analyse des Spannungs-

verhältnisses zwischen Architektur und Politik. Anhand verschiedenartiger Quellen, wie zum Beispiel Reisebeschreibungen, architektonischer und literarischer Zeugnisse, beweisen die Autoren, dass die Herausbildung der „liberalen Region“ auf zwei Faktoren zurückzuführen sei: Erstens die veränderte Wahrnehmung der Landschaft, die immer deutlicher als Verfügungs- und Erlebnisraum verstanden wurde, und zweitens die Bauaufgabe der ländlichen Villen. Ein Ausblick auf die architektonischen Diskurse um 1900 veranschaulicht, dass auch in diesem Zeitraum der Villenbau im Zusammenhang von Landschaft, Baukunst und Politik dargestellt wurde.

Gábor Egry analysiert die strukturellen Besonderheiten der Maramuresch und des siebenbürgischen Regionalismus im späten 19. und im 20. Jahrhundert. Ausgehend von der stabilen Zusammensetzung der regionalen politischen Eliten, die nach dem Ersten Weltkrieg erhalten blieb, weist Egry darauf hin, dass für diese Region eine Spannung zwischen zwei Arten von Nationalismus typisch war: Die Vertreter der alten ungarntreuen Eliten unterstützten die rumänische Nationalliberale Partei, weil sie dadurch die traditionelle Gesellschaftsordnung und den gemeinsamen sozialen Status bewahren konnten. Ihr Gegenpol stellte das aufsteigende Siebenbürger Bürgertum dar, das den Anspruch erhob, eine *moderne* Nation zu gründen. Die widerstreitenden Nationalismen formten mithilfe der Zentralregierung den spezifischen Maramuresch-Regionalismus. Dieses äußerte sich zum Beispiel in einem eigenen Schulwesen mit Freiheit der religiösen und sprachlichen Praktiken.

Die Sektion „Regionsmacher und Herrschaftswandel“ schließt mit einem Aufsatz von Jan Olaszek, der die Wirkung der Dissidenten als Mitschöpfer der Region Ostmitteleuropa darstellt, ab. Der Autor analysiert, wie durch die Wirkung der Dissidenten eine gemeinsame Identität für die Bewohner dieser Region geschaffen wurde. Die Untersuchung ist auf den transnationalen Diskurs und Verbreitung von unzensierten Texten fokussiert. Eine kritische Analyse der Biografien der Dissidenten und der unzensierten Presse belegt, dass für diese Gruppe eine Offenheit für andere Länder typisch war. Sie äußerte sich sowohl auf dem persönlichen Niveau (Ausbildung im Ausland; Erlernen von Fremdsprachen u. ä.) als auch in den Themen, die in der Presse behandelt wurden. Eine besondere Rolle bei der Regionsbildung spielten die Diskussionen über die Existenz der Regionen, die im Text ausführlich erläutert werden.

In der zweiten Sektion „Regionsmacher zwischen Narration und Imagination“ werden die Regionen vor allem als imaginäre Einheiten verstanden. Die Regionsmacher, die in diesem Teil vorgestellt wurden, re-

präsentieren meistens Gruppen von Menschen – wie zum Beispiel Studenten (Holste), Architekten (Czapelski), lokale und zentrale Politiker (Hegyi) –, die ihre eigene Vorstellung von der Region in der Praxis umsetzten oder zumindest verbalisierten (Holste).

In Karsten Holstes Beitrag, der die zweite Sektion eröffnet, werden die Vorstellungen regionaler Zusammenhänge anhand der Herkunftsangaben von Neubürgern der Städte Fraustadt (Wschnowa) und Posen (Poznań) untersucht. Eine detaillierte Analyse der Einträge aus den Bürgerbüchern verweist auf gravierende Unterschiede in den Bezeichnungen, die von den Neubürgern aus Polen-Litauen und den aus dem Reich benutzt wurden. Für Polen-Litauen waren die regionalen Maskierungen eher selten. Demgegenüber wurde bei den deutschen Eintragungen eine Vielfalt regionaler Bezeichnungen bemerkt, die auf politische Gliederung, administrative Einteilung und längst vergangene politische Zusammenhänge zurückzuführen sind.

Der Aufsatz von Ádám Hegyi ist auf die religiöse Vielfalt des Banats im 19. Jahrhundert fokussiert. Den Autor interessiert die Frage, wie sich das Banat-Bewusstsein der reformierten Siedler, die in dieses Gebiet am Ende des 18. Jahrhundert zugezogen waren, entfaltete. Hegyi weist auf die Spezifika der reformierten Kirchenverwaltung in Ungarn und besonders im Banat als entscheidende Ursachen für die Herausbildung der regionalen Zugehörigkeit der Reformierten hin. Wichtig in diesem Prozess war ebenfalls die gesellschaftliche Absonderung gegenüber der katholischen Bevölkerung des Banats, die sich unter anderem in deren Heiratsstrategien äußerte. Eine außerordentliche Rolle wird schließlich den religiösen Praktiken für die Stärkung konfessionellen Bewusstseins sowie der Arbeit lokaler Pfarrer zugeschrieben.

Marek Czapelski betrachtet die Regionsmacher aus einer architekturhistorischen Perspektive. Das Thema seines Beitrags fokussiert das Wirken der polnischsprachigen Architekten, welche die baukünstlerischen Besonderheiten der Regionen bezüglich der Schöpfung eines nationalen Baustiles herausgearbeitet haben. Ein umfangreicher Teil der Analyse ist der Entwicklung des in den 1890er Jahren von Stanisław Witkiewicz begründeten Zakopane-Stils gewidmet. Dieser Stil gewann zunehmend an Popularität, wobei das Ende des Ersten Weltkriegs die Suche nach regionalen architektonischen Merkmalen verstärkte. Der wiedergegründete polnische Staat bot strukturelle Möglichkeiten und förderte die regionalen Bauweisen. Die zentral basierte Regionalplanung, die von den in den Hauptstädten arbeitenden Architekten geleitet wurde, entsprach den wirtschaftlichen Bedürfnissen des jungen Staates, der den

Schutz des „natürlichen“ kulturellen Erbes des Landes als eine Mission verstand.

Der Rolle der zentralen Macht und der Spannung zwischen ihr und dem Regionalen ist auch der Beitrag von Krzysztof Wasilewski gewidmet. Das im Text besprochene Fallbeispiel bezieht sich auf das Lebuser Land – eine Region, die durch administrative Entscheidungen für den Nordwesten Polens nach dem Zweiten Weltkrieg kreiert wurde. Die Untersuchung beschäftigt sich mit der Frage, wie die lokale Identität in dieser Region geschaffen wurde. Ein hoher Stellenwert wird hierbei den Regionalisten und nach 1989 gegründeten lokalen Zeitschriften beigemessen. Die Auswertung der regionalen Presse belegt, dass die lokalen Autoren eine multikulturelle und auf interkulturellen Dialog orientierte Identität förderten und dass bei deren Entfaltung eine vorrangige Bedeutung der Integration der deutschen Vergangenheit in die lokalen Diskurse zukam.

Wissenschaftler, Künstler und Politiker als aktive Regionsmacher stehen im Blickpunkt der letzten Sektion des Bandes. Darin werden Fragen erörtert, wie die Arbeit der Schriftsteller (Grzeda / Kościelnik), Historiker und Anthropologen (Henschel, Nebřenský) die Herausbildung von Regionen beeinflusst habe.

Ewa Grzeda und Maria Kościelnik schildern in einer biografischen Perspektive das Wirken des Geologen Ludwik Zejszner und des Schriftstellers Władysław Orkan. Beide Protagonisten spielten eine Schlüsselrolle beim Herausarbeiten des Konzeptes der regionalen Besonderheiten von Podhale. In diesem Zusammenhang weisen die Autorinnen auf die geologische und ethnografische Tätigkeit von Zejszner hin; besondere Aufmerksamkeit wird dabei der von Zejszner veröffentlichten Liedersammlung und der geologischen Karte von Podhale geschenkt. Die Aktivität von Władysław Orkan konzentrierte sich auf andere Bereiche: Neben seinem sozial engagierten literarischen Schaffen zeichnete er sich durch seine Tätigkeit für den Verband der Podhaler, den er mitbegründete und aktiv mitgestaltete, aus.

Die Region Nordmasowien ist der Untersuchungsraum von Christhardt Henschel. Im Aufsatz wird geprüft, inwieweit die Imagination dieser Region, die in der deutschen Besatzungszeit während des Zweiten Weltkriegs wurzelt, sich in einem Verhältnis zur früheren Konstruktion Nordmasowiens befindet. Die Regionsmacher, die vor diesem Hintergrund präsentiert werden, sind Regionalforscher, Historiker und Anthropologen. Henschel legt dar, dass, obwohl die deutsche und die polnische Regionalforschung in der Zwischenkriegszeit jeweils nationalistisch geprägt waren, sie dennoch Berührungspunkte miteinander aufwiesen.

Die gleiche Gruppe (Historiker, Heimatforscher) nimmt der Beitrag von Zdeněk Nebřenský in den Blick. Er konzentriert sich auf das Funktionieren der Regionalgeschichte in den Mitgliedsstaaten des Warschauer Paktes, in denen das Jahr 1956 einen wichtigen Wendepunkt bildete. Nebřenský analysiert theoretische Diskussionen über die Bedeutung der Regionalforschung und erläutert, wie wichtig die ideologischen, wirtschaftlichen und sozialen Gründe für die Entwicklung der Regionalgeschichte waren. Interessant dabei ist, dass die in allen hier untersuchten Ländern renommierten Regionalhistoriker an eine längere Forschungstradition anknüpften.

Die Herausgeberinnen und Herausgeber hoffen, dass der vorliegende Band den aktuellen Forschungsstand zu diversen Tätigkeitsfeldern der Regionsmacher sowie zu den historischen Regionen einschließlich ihrer Entstehung und Entwicklung beleuchten und auch das Wissen auf diesem Gebiet bereichern wird.

* * *

Die polnischen Texte wurden von Agnieszka Lindenhayn-Fiedorowicz und Monika Wrzosek-Müller übersetzt. Die Texte des Sammelbandes wurden von Małgorzata Sparenberg und Sabine Jagodzinski redigiert. An dieser Stelle möchten wir den Übersetzerinnen und Redakteurinnen für ihre Arbeit danken.

Maria Cieśla, Sabine Jagodzinski, Aleksandra Kmak-Pamirska, Zdeněk Nebřenský und Miloš Řezník

Warschau, im Mai 2021

I. REGIONSMACHER UND HERRSCHAFTSWANDEL

DARIUSZ ADAMCZYK

NETZWERKE VERSUS REGIONEN

DIE FISKALISCHEN UND MONETÄREN STRATEGIEN DER PIASTEN IM HOHEN MITTELALTER

Die piastische Herrschaft unterlag zwischen dem 11. und dem frühen 13. Jahrhundert einer tiefen Transformation. Sie beruhte anfangs sowohl auf der Erhebung von verschiedenen Abgaben und Tributen in Form von Naturalien und Silber als auch auf den Importen von Luxusgütern und Edelmetallen. Letztere erscheinen für die Machtausübung seitens der Dynasten zentral, weil mit ihnen Gefolgsleute und politische Klienten entlohnt wurden und symbolische Kommunikation mit der Elite hergestellt bzw. aufrechterhalten werden konnte. Im 12. Jahrhundert erfolgte eine vollständige Umorientierung hin zur Endogenisierung der Ressourcenabschöpfung, deren Hauptelement die Regionalisierung der Münzprägung darstellte.¹ Hierfür waren die Erschließung der inneren Rohstoffvorkommen, eine systematischere Fiskal- und Siedlungspolitik sowie die Gründung lokaler Märkte notwendig. Somit haben die neuen Konstellationen die fiskalischen und ökonomischen Koordinaten grundlegend verschoben. Ihre Kontextualisierung legt die Anwendung einer anderen Analyseeinheit als bei der Beschreibung der überwiegend von exogenen Einflussfaktoren abhängigen Herrschaftsmechanik nahe. Aber eins nach dem anderen.

Die Organisatoren der Konferenz, in deren Folge der vorliegende Beitrag entstand, setzen den Begriff „Region“ voraus. Sie nehmen an, dass

¹ Vgl. DARIUSZ ADAMCZYK, Von exogener Abhängigkeit zu endogener Ressourcenabschöpfung. Der letzte Silberstrom aus Sachsen, einheimische Münzprägung und der Wandel der piastischen Herrschaft im späten 11. Jahrhundert, in: Fernhändler, Dynasten, Kleriker. Die piastische Herrschaft in sozialen und kontinentalen Beziehungsgeflechten vom 10. bis zum frühen 13. Jahrhundert, hg. v. DEMS. / NORBERT KERSKEN, Wiesbaden 2015, S. 67–78.

Regionen nicht lediglich geophysische und naturräumliche Gegebenheiten beinhalten, sondern dass sie gemacht werden; somit sind sie nicht zuletzt kulturelle und soziale Konstruktionen. Drei Fragen erscheinen diesbezüglich signifikant: Von welchen Akteuren sind die Regionsbildungen ausgegangen? Unter welchen historischen Konstellationen fanden diese Prozesse statt? Schließlich, mit welchen Methoden wurden Räume konstruiert? Es ist offensichtlich, dass hier ein Bewusstsein von der Zielführung eigener Handlungen vorliegt.

Diese drei Desiderate behalten wir im Auge. Zuerst ist jedoch zu fragen: Eignet sich die „Region“ als Analyseeinheit historischer Prozesse im hohen Mittelalter? Ist es epistemologisch ergiebig, aus einem von den Piasten kontrollierten Gebiet die passende Untersuchungsgröße „herauszuschälen“ und eine „real existierende“ Region zu (re-)konstruieren? Müsste es hier nicht vielmehr darum gehen zu eruieren, mit welchen Kategorien wir zu betrachtende historische Prozesse am besten zu „greifen“,² also zu erfassen und zu interpretieren vermögen? Dabei sollten wir uns vergegenwärtigen, dass in der Logik der Forschung wissenschaftliche Erkenntnis nicht ein für alle Mal gegeben ist und jede Theorie falsifiziert und durch eine bessere ersetzt werden kann.³

Halten wir zunächst fest, dass Termini in der geschichtswissenschaftlichen Forschung in zwei Konstellationen auftreten: Entweder sind sie quellenimmanent, d. h. aus Schriften, Chroniken, Urkunden entlehnt, oder sie werden von Forschern konstruiert, um bestimmte historische Prozesse zu beschreiben. „Region“ kommt vom lateinischen Begriff *regere*, also leiten, regieren, verwalten. Er enthält folglich eine machtpolitische Komponente, die sich auf die Beherrschung eines Territoriums bezieht. Der Autor der ältesten in Polen verfassten Chronik, Gallus Anonymus, spricht zum Beispiel im frühen 12. Jahrhundert von *regio Zlensis*. Der Terminus „Region“ scheint sich jedoch noch nicht ganz eingebürgert zu haben und sein Inhalt blieb fluid – Vinzenz Kadłubek verwendet knapp hundert Jahre danach im Hinblick auf Schlesien die Bezeichnung *Silentii provinzia*.⁴ Mehr dazu später.

² Laut Duden wird „begreifen“ von „greifen“, mittelhochdeutsch: begrifien, althochdeutsch: bigrifan, abgeleitet.

³ Vgl. KARL R. POPPER, Logik der Forschung, Wien 1935.

⁴ STANISŁAW ROSIK, The formation of Silesia (to 1163). Factors of regional integration, in: *Cuius regio? Ideological and Territorial Cohesion of Silesia*, hg. v. LUCYNA HARC u. a., Bd. 1: The Long Formation of the Region (c. 1000–1526), hg. v. PRZEMYSŁAW WISZEWSKI, Wrocław 2013, S. 41–64, hier S. 52, 42.

Historiker wären aber keine Historiker, wenn sie nicht Analyseeinheiten konstruieren und definieren würden, die über das Quellenimmanente hinausgehen. Demnach bezeichnet Regionalgeschichte „[...] ihren Raum in der Regel erst im Zusammenhang mit den Untersuchungsschritten oder im Rahmen von Forschungsprojekten“.⁵ Folglich stimmt die gewählte Region in erster Linie nicht mit einem herrschaftlich-staatlichen Gebiet überein, sondern berücksichtigt Strukturen im Bereich des Naturraums, der Siedlung, des Kulturraums und der Wirtschaft.⁶ Ernst Hinrichs konstatiert diesbezüglich:

„Regionalgeschichte ist vornehmlich struktur- und prozeßorientiert, nicht erfahrungs- und personenorientiert. Sie ist vor allem ‚Strukturgeschichte‘, in den Worten von Jürgen Kocka also eine geschichtswissenschaftliche Betrachtungsweise, für die die ‚Verhältnisse‘ und ‚Zustände‘, die überindividuellen Entwicklungen und Prozesse, weniger die einzelnen Ereignisse und Personen im Vordergrund stehen [...].“⁷

Dabei mutet der Hinweis auf die Region als Bezugsgröße zwischen dem Lokalen und dem Globalen nahezu banal an.⁸

Den institutionellen Charakter einer Region heben auch andere Autoren hervor. Anssi Paasi zum Beispiel fasst in seiner Definition den Institutionalisierungsprozess als zentral auf, der zur Herausbildung einer spezifischen Identität führt. Identität wiederum wird in verschiedenen Sphären sozialer Handlungen und sozialen Bewusstseins anerkannt und kontinuierlich in individuellen und institutionellen Praktiken reproduziert.⁹

Zu den nicht quellenimmanenten, „konstruierten“ Begriffen gehört die „Wirtschaftsregion“. Grzegorz Myśliwski denkt darüber nach, inwieweit Schlesien im hohen und späten Mittelalter unter einer derartigen Kategorie zu subsumieren sei. Er schreibt – in Anlehnung an Robert E. Dickinson – der „Wirtschaftsregion“ folgende Merkmale zu: das Vorkommen

⁵ ERNST HINRICHs, Regionalgeschichte, in: *Landesgeschichte heute*, hg. v. CARL-HANS HAUPTMEYER, Göttingen 1987, S. 16–34, hier 22 f.

⁶ Ebd., S. 18.

⁷ Ebd., S. 19.

⁸ DETLEF SCHMIECHEN-ACKERMANN, Carl-Hans Hauptmeyer und die Kategorie der „Region“ – oder eine aus der Praxis gewonnene Antwort auf die Frage: Was ist und wozu betreiben wir Regionalgeschichte?, in: *Geschichte, um zu verstehen. Traditionen, Wahrnehmungsmuster, Gestaltungsperspektiven*. Carl-Hans Hauptmeyer zum 65. Geburtstag, hg. v. CHRISTIANE SCHRÖDER u. a., Bielefeld 2013, S. 29–42, hier S. 34.

⁹ Vgl. ANSSI PAASI, Deconstructing Regions. Notes on the Scales of Spatial Life, in: *Environment and Planning A* 23 (1991), 2, S. 239–256.

komplementärer ökonomischer Sektoren, deren Struktur den gesamten Raum beeinflusst; die ökonomische Vorherrschaft einer oder mehrerer Städte, welche die Funktion von Knotenpunkten bilden; schließlich politische und kulturelle Verbindungen, die auf die wirtschaftlichen Funktionen der Region einwirken.¹⁰

Gehen wir nun zu der anderen, in der Überschrift des vorliegenden Textes erwähnten Bezeichnung über. Der Begriff „Netzwerk“ erscheint als Produkt des frühen 21. Jahrhunderts und spiegelt grundsätzlich die Interaktion zwischen mehreren Akteuren wider. Die Geflechte konstituieren einen Raum, im Gegensatz zu „Regionen“ aber keine Fläche. Sie bleiben auf die Knotenpunkte beschränkt, welche die Beziehungen aufspannen. Zweifellos erlebt dieser Terminus seit einigen Jahren eine Hochkonjunktur. Ob er dem globalen Trend der digitalen Vernetzung nur folgt¹¹ und somit einfach eine Modeerscheinung unter vielen ist oder ob er als eine sinnvolle Analyseeinheit für die Erforschung vergangener Gesellschaften taugt, bleibt dahingestellt.

Die Mediävistik hat jedenfalls dieser Entwicklung Rechnung getragen und Beziehungsgeflechte zum Gegenstand der Forschung gemacht.¹² Zu den thematischen Gebieten gehören vor allem die personengeschichtlichen Untersuchungen, die sich zu familien- und dynastiegeschichtlichen Fragen erweitern und auf personale Strukturen hochmittelalterlicher Herrschaft rekurrieren.¹³ Dabei werden ebenfalls die regionalen Adelsgemeinschaften und dynastische Heiratspolitik, die in den letzten Jahren über rein genealogisch interessierte Herangehensweisen hinausging, einbezogen.¹⁴

¹⁰ GRZEGORZ MYŚLIWSKI, Did Silesia constitute an economic region between the 13th and the 15th centuries? A survey of region-integrating and region-disintegrating economic factors, in: *Cuius regio?*, S. 93–128, hier S. 95.

¹¹ Vgl. MANUEL CASTELLS, Der Aufstieg der Netzwerkgesellschaft, Opladen 2001.

¹² Die folgenden drei Passagen beruhen auf dem Text von DARIUSZ ADAMCZYK / NORBERT KERSKEN, Fernhändler, Dynasten, Kleriker – ökonomische, politische und geistige Netzwerke des piastischen Polen, in: *Fernhändler, Dynasten, Kleriker*, S. 7–13 (dort ist auch die vollständige Literatur zu finden).

¹³ CLAUDIA GARNIER, *Amicus amicis, inimicus inimicis. Politische Freundschaft und fürstliche Netzwerke im 13. Jahrhundert*, Stuttgart 2000; ROBERT GRAMSCH, *Das Reich als Netzwerk der Fürsten. Politische Strukturen unter dem Doppelkönigtum Friedrichs II. und Heinrichs (VII.) 1225–1235*, Ostfildern 2013; HOLGER KRUSE, *Der burgundische Hof als soziales Netz*, in: *Francia* 29 (2002), 1, S. 229–255.

¹⁴ MANFRED WAFFNER, „Min lieb vetter“ und der Fürstendienst: Das verwandschaftliche Netzwerk der Familie Speth am württembergischen Hof im 15. Jahrhundert, in: *Gelungene Anpassung? Adelige Antworten auf gesellschaftliche Wandlungsvorgänge vom*

Einen zweiten Bereich stellen Studien über Austauschformen und Netzwerkstrukturen einzelner Kleriker, Gelehrten und religiöser Orden dar.¹⁵ Politische und religiöse Vernetzungen beeinflussten auch die Ausbreitung von Heiligenkulten¹⁶ oder häretischer Bewegungen.¹⁷

14. bis zum 16. Jahrhundert, hg. v. HORST CARL / SÖNKE LORENZ, Ostfildern 2005, S. 201–216; JAN HABERMANN, Verbündete Vasallen. Die Netzwerke von Grafen und Herren am Nordwestharz im Spannungsgefüge zwischen rivalisierenden Fürstgewalten (ca. 1250–1400), Norderstedt 2011; Kommunikationsnetze des Ritteradels im Reich um 1500, hg. v. JOACHIM SCHNEIDER, Stuttgart 2012; NIKLAS KONZEN, Hans von Rechberg und sein Netzwerk als Fehdehelfer des Heinrich von Eisenburg, ca. 1451–53. Eine prosopografische Analyse, in: Fehdeführung im spätmittelalterlichen Reich. Zwischen adeliger Handlungslogik und territorialer Verdichtung, hg. v. JULIA EULENSTEIN u. a., Affalterbach 2013, S. 221–248; KARL-HEINZ SPIESS, Familie und Verwandtschaft im deutschen Hochadel des Spätmittelalters. 13. bis Anfang des 16. Jahrhunderts, Stuttgart 1993; TOBIAS WELLER, Die Heiratspolitik des deutschen Hochadels im 12. Jahrhundert, Köln 2004.

¹⁵ Exemplarisch seien hier lediglich neuere Arbeiten genannt: Zentrum und Netzwerk. Kirchliche Kommunikationen und Raumstrukturen im Mittelalter, hg. v. GISELA DROSSBACH / HANS-JOACHIM SCHMIDT, Berlin u. a. 2008; ROBERT GRAMSCH-STEHFEST, Der Erfurter Propst Heinrich von Gerbstedt (gest. 1451) und seine „römischen Netzwerke“, in: Jahrbuch für Erfurter Geschichte 2 (2007), S. 31–62; DERS., Pariser Studienkollegen und römische Verbindungen. Das Personen-Netzwerk um Erzbischof Albrecht II., in: Aufbruch in die Gotik. Der Magdeburger Dom und die späte Stauferzeit, Bd. 1: Essays, hg. v. Kulturhistorischen Museum Magdeburg, Darmstadt 2009, S. 384–391; JÜRGEN GEISS, Netzwerke spätmittelalterlicher Rechtsgelehrter im Ostseeraum. Beobachtungen zur Büchersammlung des Greifswalder Juristen Johannes Meilof, in: Baltische Studien N. F. 91 (2005), S. 61–78; CLAUDIA MÄRTL, Frühhumanisten in Regensburg: Das Netzwerk des Eneas Silvius Piccolomini, in: Kleine Regensburger Literaturgeschichte, hg. v. RAINER BARBEY / ERWIN PETZI, Regensburg 2014, S. 122–128; MAREK TAMM, Communicating Crusade. Livonian Mission and the Cistercian Network in the Thirteenth Century, in: Ajalooline Ajakiri, 2009, Nr. 3/4, S. 341–372; Herrschaft, Netzwerke, Brüder des Deutschen Ordens in Mittelalter und Neuzeit, hg. v. KLAUS MILITZER, Weimar 2012; THOMAS ERTL, Netzwerke des Wissens. Die Bettelorden, ihre Mobilität und ihre Schulen, in: Aufbruch in die Gotik. Der Magdeburger Dom und die späte Stauferzeit. Landesausstellung Sachsen-Anhalt aus Anlass des 800. Domjubiläums, hg. v. MATTHIAS PUHLE, Bd. 1, Mainz 2009, S. 312–323; ROBERT ŠIMUNEK, Soziale Netzwerke geistlicher Institutionen im Spätmittelalter. Das Beispiel der Minoriten- und Franziskanerklöster in Böhmen, in: Ecclesia als Kommunikationsraum in Mitteleuropa (13. bis 16. Jahrhundert), hg. v. EVA DOLEŽALOVÁ / ROBERT ŠIMUNEK, München 2011, S. 147–184.

¹⁶ Vgl. zum Beispiel HEDWIG RÖCKELEIN, Reliquientranslationen nach Sachsen im 9. Jahrhundert. Über Kommunikation, Mobilität und Öffentlichkeit im Frühmittelalter, Stuttgart 2002 und International Religious Networks, hg. v. JEREMY GREGORY, Woodbridge 2012.

¹⁷ PAWEŁ KRAS, Huscy w piętnastowiecznej Polsce, Lublin 1998; YANNICK POUVIET, Montaillou. Netzwerke der Katharer im beginnenden Spätmittelalter, in: Gesellschaftliche Umbrüche und religiöse Netzwerke. Analysen von der Antike bis zur Gegenwart, hg. v. DANIEL BAUERFELD / LUKAS CLEMENS, Bielefeld 2014, S. 155–172.

Besonders zahlreich sind Arbeiten über die Wirtschafts-, Handels- und Stadtgeschichte. Hier wurden personale Zusammenhänge städtischer Gesellschaften, vor allem in den großen Reichsstädten wie etwa Köln, Augsburg oder Regensburg, rekonstruiert.¹⁸ Dabei weist insbesondere die Erforschung der Netzwerke des europäischen Handels,¹⁹ in erster Linie im südlichen Ostseeraum,²⁰ eine starke Neigung zur vorliegenden Fragestellung auf. In diesem Kontext sind für das spätere Mittelalter die hansischen Beziehungsgeflechte hervorzuheben.²¹

¹⁸ JÖRG OBERSTE, Macht und Memoria: Religiöses Leben und soziale Netzwerke des Regensburger Patriziates im späten Mittelalter, in: Regensburg im Spätmittelalter, hg. v. PETER SCHMID, Regensburg 2007, S. 25–48; SANDRA LEHNER, Das Patriziat im Wandel. Identitätsbildung, Abgrenzung und Netzwerke im frühen 14. Jahrhundert am Beispiel der Regensburger Familien Auer und Gumprecht, Regensburg 2009.

¹⁹ Netzwerke im europäischen Handel des Mittelalters, hg. v. GERHARD FOQUET / HANS-JÖRG GILOMEN, Ostfildern 2010; Commercial Networks and European Cities 1400–1800, hg. v. ANDREA CARACAUSSI / CHRISTOF JEGGLE, London 2014.

²⁰ NIKOLAJ A. MAKAROV, Traders in the Forest. The Northern Periphery of Rus' in the Medieval Trade Network, in: Pre-modern Russia and its World. Essays in Honor of Thomas S. Noonan, hg. v. KATHRYN LOUISE REYERSON, Wiesbaden 2006, S. 115–134; SØREN M. SINDBAEK, Close Ties and Long-range Relations. The Emporia Network in Early Viking-Age Exchange, in: The Viking Age. Ireland and the West. Proceedings of the XVth Viking Congress, Cork, 18–27 August 2005, hg. v. JOHN SHEEHAN / DONNCHÁDH Ó CORRÁIN, Dublin 2010, S. 430–440; Raumbildung durch Netzwerke? Der Ostseeraum zwischen Wikingerzeit und Spätmittelalter aus archäologischer und geschichtswissenschaftlicher Perspektive, hg. v. SUNHILD KLEINGÄRTNER / GABRIEL ZEILINGER, Bonn 2012.

²¹ Exemplarisch seien hier lediglich einige wenige genannt: MIKE BURKHARDT, Der hansische Bergenhandel im Spätmittelalter. Handel – Kaufleute – Netzwerke, Köln u. a. 2009; ROLF HAMMEL-KIESOW, „Herren der Hanse“, ökonomische Netzwerke und Proto-Globalisierung. Das Bild von der Hanse im frühen 21. Jahrhundert, in: Dortmund und die Hanse. Fernhandel und Kulturtransfer, hg. v. THOMAS SCHILP / BARBARA WELZEL, Bielefeld 2012, S. 17–32; ANNA PAULINA ORLOWSKA, Handel in einem Kaufmannsnetz. Der Danziger Johann Pyre, in: Vertraute Ferne. Kommunikation und Mobilität im Hanseraum, hg. v. JOACHIM MÄHNERT / STEPHAN SELZER, Husum 2012, S. 32–39; STEFFEN STUTH, Rostock. Eine Stadt im Netzwerk der Hanse, in: Mittelalterliche astronomische Großuhren, hg. v. MANFRED SCHUKOWSKI u. a., Leipzig 2014, S. 27–38; CARSTEN JAHNKE, Handelsnetze im Ostseeraum, https://suche.gmx.net/web?origin=serp_sf_atf&q=carsten+jahnke%2C+handelsnetze+im+ostseeraum%2C+in%3A, S. 189–212, hier S. 189 f. (Zugriff: 2. November 2016); ULF CHRISTIAN EWERT / STEPHAN SELZER, Commercial Super Trust or Virtual Organisation? An Institutional Economics Interpretation of the Late Medieval Hanse. Working Paper prepared for the Eighth European Historical Economics Society Conference, to be held at the Graduate Institute Geneva, Switzerland, 4–5 September 2009, S. 1–26.

Schlussendlich haben die Archäologie und die Numismatik²² begonnen, den Begriff „Netzwerk“ auf ihre Forschungsfelder zu beziehen, die sowohl regional-lokal²³ als auch überregional ausgerichtet sind.²⁴ Søren M. Sindbæk will sogar – der Akteur-Netzwerk-Theorie von Bruno Latour folgend – ein ganzes Spektrum aus „pots, people, kingdoms, ships or seascapes“ in seine Überlegungen zur Genese der Handelsemporien in der Wikingerzeit eingebettet wissen.²⁵

Es fällt auf, dass die oben skizzierten Forschungsansätze Interaktionen in den Mittelpunkt stellen, sie aber selten in Verbindung mit Macht- und Herrschaftsverhältnissen thematisieren. Kehren wir nun zu der in der Überschrift formulierten Fragestellung zurück: Welche fiskalischen und monetären Strategien wandten die Piasten im hohen Mittelalter an?

Das Netzwerk als Analyseeinheit der piastischen Herrschaft im 11. Jahrhundert

Das piastische Reich verdankt seine Genese im 10. Jahrhundert einer dynamischen, innovativen Elite, die in Großpolen stammesübergreifende Herrschaftsstrukturen errichtete. Diesen Prozess spiegeln der Bau von neuartigen Burganlagen beziehungsweise der Ausbau der bereits bestehenden, die Verfügung über Edelmetalle und Luxusgüter sowie eine aus „professionellen“ Kriegern bestehende Gefolgschaft, die in gemünztem oder nichtmonetärem Silber entlohnt wurde, wider. Folglich kam den Importen von Münzen eine zentrale Bedeutung zu, die bis etwa 980 mehrheitlich aus dem arabischen Raum, seit dem ausgehenden 10. Jahrhundert hingegen aus dem römisch-deutschen Reich nach Großpolen einströmten. Die Rückkoppelung der piastischen Herrschaft mit dem Zufluss von Edelmetallen, sogar die Abhängigkeit der Dynasten von jenen, war also

²² JOHANN FRIEDRICH TOLKSDORF, Netzwerkanalyse von Münzhortfunden am Beispiel der überregionalen räumlichen Verteilung der Silberexporte aus dem Erzgebirge, in: Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit 30 (2017), S. 209–213.

²³ Vgl. SARAH NELLY FRIEDLAND, Network Analysis in Slavic Archaeology: An Example from the Plön Area in Wagria (Schleswig-Holstein), in: Landscapes and Societies in Medieval Europe East of the Elbe, hg. v. SUNHILD KLEINGÄRTNER u. a., Toronto 2013, S. 139–170.

²⁴ SØREN M. SINDBÆK, Networks and Nodal Points: The Emergence of Towns in Early Viking Age Scandinavia, in: *Antiquity* 81 (2007), S. 119–132.

²⁵ Ebd., S. 120.

ein elementares Merkmal der polnischen Geschichte des 10. und 11. Jahrhunderts.²⁶

Eine zentrale Funktion der Edelmetalle bestand darin, die repräsentativ und prestigeträchtig motivierte Nachfrage der Eliten nach Silber zu stillen und als Transmissionsriemen der symbolischen Kommunikation zwischen dem Herrscher und seinen Gefolgsleuten zu fungieren. Der in der Einleitung bereits zitierte Gallus Anonymus erwähnt in Bezug auf die Herrschaft Bolesławs des Tapferen (992–1025) *comites* (Amtsträger) und *nobiles* (Gefolgsleute), die „goldene Ketten von ungeheurem Gewicht“ trugen und „überreich an Geldüberfluss“ waren. Der Chronist fügt hinzu:

„Die Frauen des Hofes aber gingen mit goldenen Kronen, Halsbändern, Stäbchenketten, Armreifen, Goldbrokat und Edelsteinen so beschwert einher, dass sie, wären sie nicht von anderen gestützt worden, das Metallgewicht nicht hätten tragen können.“²⁷

Selbst wenn Gallus ein wenig übertrieben hat, bilden diese Zeilen die Mentalität der Elite ab, an die er sich letztendlich wandte.

Schon auf das frühe 12. Jahrhundert beziehen sich hingegen die Passagen aus Gallus' Chronik, die die Teilung der Schätze (und des Reiches) zwischen den Brüdern Bolesław III. Schiefmund und Zbigniew nach dem Tode Władysław Hermans beschreiben²⁸ und im Zusammenhang mit der Hochzeit des erstgenannten festhalten:

„Acht Tage vor der Hochzeit und ebensoviel nach der Festwoche der Hochzeit hörte der kriegerische Bolesław nicht auf, Geschenke auszuteilen, und zwar den einen Pelzwerk und Felle, die mit Tuch besetzt und mit Goldfransen umsäumt waren, den Fürsten Mäntel, Gold- und Silbergefäße, den einen Städte und Burgen, anderen Dörfer und Landgüter.“²⁹

Hier lässt sich eine leichte Akzentverschiebung zugunsten immobiler Güter konstatieren, was allerdings grundsätzlich nichts an der Tatsache ändert, dass dem Edelmetall nach wie vor eine Schlüsselrolle zukam.

²⁶ DARIUSZ ADAMCZYK, Silber und Macht. Fernhandel, Tribute und die piastische Herrschaftsbildung in nordosteuropäischer Perspektive (800–1100), Wiesbaden 2014.

²⁷ Galli Anonymi cronicae et gesta ducum sive principum Polonorum, hg. v. KAROL MALECZYŃSKI, Kraków 1952. Im Folgenden wird die deutsche Ausgabe zitiert: Chronik und Taten der Herzöge und Fürsten von Polen, übersetzt, eingeleitet und erklärt von JOSEF BUJNOCH, Graz u. a. 1978, I/12, S. 69.

²⁸ Ebd., II/21, S. 127.

²⁹ Ebd., II/23, S. 129.

Eine Anekdote aus der Herrschaftszeit Bolesławs II. (1058–1079) spiegelt auf beeindruckende Weise wider, wie der Reichtum in Form von Silber und Gold „kommuniziert“ und die Großzügigkeit des Herzogs zur Schau gestellt wurde:

„Eines Tages saß in der Stadt Krakau [Kraków] Bolesław der Verschwender [Bolesław II. der Freigebige, Anm. d. Red.] vor der Pfalz im Gerichtshof und betrachtete dort die auf Teppichen ausgebreiteten Tribute der Russen und anderer Abgabepflichtiger [...] Und er [der Kleriker] trat heran und füllte seinen Umhang mit Gold und Silber an, dass dieser wegen des übergroßen Gewichts zerriß und eben dieses Geld zu sehen war. Da zog der Verschwender-König den Mantel von seiner Schulter und reichte ihn dem armen Kleriker als Geldsack hin, und indem er ihm half, lud er ihm Besseres auf. Denn der Verschwender-König hat dem armen Kleriker eine solche Last von Gold und Silber aufgeladen, dass der Kleriker ausrief, es werde ihm das Genick gebrochen, wenn er mehr auflege.“³⁰

Die Verteilung von kostbaren Gütern gehörte hier zu rituellen Akten, die sich aus Zurschaustellung und Repräsentation zusammensetzten, die wiederum neben Zeremoniell, Rang und verschiedenen Formen der Ehrung die öffentliche Kommunikation innerhalb der piastischen Gesellschaft ausmachten.³¹ Durch die Gabe konnte die soziale und politische Hierarchie etabliert oder aufrechterhalten werden.³² Sie zeigte den Status des Herrschenden, seine Erfolge und Stärke.³³

Wenn den Edelmetallen zentrale politische und symbolische Funktionen zukamen, ist zu fragen, wie ihre Redistribution erfolgte. Grundsätzlich gab es für die Piasten zwei Möglichkeiten des Silbererwerbs. Die eine bestand darin, Güteräquivalente zu beschaffen, die gegen Münzen eingetauscht wurden. Diese Option setzte zweierlei voraus: zum einen ein gut funktionierendes Abgaben- und Tributsystem, das es den Dynasten ermöglichte, Felle, Wachs oder Honig zu erlangen; zum anderen stabile Handelsbeziehungen mit Münzemitenten. Außerdem spielten die Sklaven eine wichtige Rolle, die zum großen Teil in Raub- und Beutezügen verschleppt wurden. In der zweiten Variante legten die Piasten den benachbarten Bevölkerungsgruppen Tribute direkt in Form von Silber auf.

³⁰ Ebd., I/26, S. 89 f.

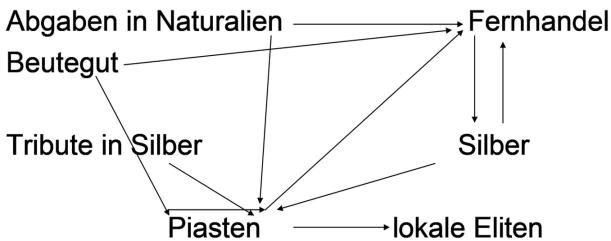
³¹ GERMAR ALTHOFF, Die Macht der Rituale. Symbolik und Herrschaft im Mittelalter, Darmstadt 2003.

³² MARCEL MAUSS, Die Gabe. Form und Funktion des Austauschs in archaischen Gesellschaften, Frankfurt am Main 1990, S. 170 f.

³³ Ebd., S. 171.

Die schematische Darstellung der Logik der piastischen Herrschaft zeigt das folgende Diagramm:

Diagramm 1: Logik der Herrschaft im 10.–11. Jahrhundert



Insgesamt haben wir es mit mindestens vier Akteursgruppen zu tun: den Münzträgern, den Piasten, den „Edelleuten“ (*comites*), die unter anderem als hohe Amtsträger auf verschiedenen Burgen residierten und die hier unter dem Begriff „lokale Eliten“ subsumiert werden sollen, sowie den Tribut- und Abgabenzählern. Die Münzexporteure, in erster Linie Fernhändler, versorgten mit Silber sowohl die Piasten und deren „Statthalter“, die direkt entlang der West-Ost-Routen stationierten und damit von den Kaufmannskarawanen auf ihrem Weg zu zentralen Orten des Reiches angesteuert wurden, als auch jene Bevölkerungsgruppen, die ihre Tribut an die Dynasten dann in Form von Edelmetallen zahlen konnten (wie zum Beispiel die Pomoranen).³⁴

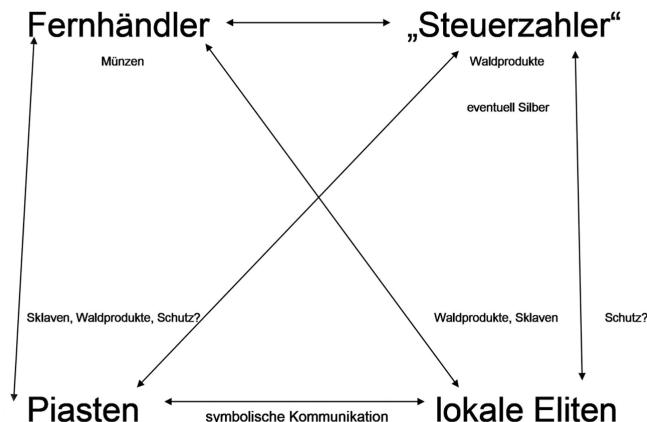
Zumindest einige Tributlieferanten unterhielten direkte kommerzielle Beziehungen mit den Kaufleuten ebenso wie fiskalische mit den Dynasten und lokalen Eliten. Schließlich agierten letztere als Kontrahenten fremder Fernhändler und als Handlanger der Dynasten bei der Eintreibung von Abgaben bei verschiedenen Gemeinschaften. Folglich besaß jede dieser vier Gruppen Kontakte zu der jeweils anderen, wobei die zentralen Burgwälle Großpolens, Schlesiens, Kleinpolems und Masowiens, also Posen (Poznań), Gnesen (Gniezno), Kalisch (Kalisz), Breslau (Wrocław), Krakau und Płock (Płock), die Knotenpunkte dieses Netzwerkes bildeten. Aus der Perspektive der politischen Ökonomie war die piastische Monarchie also ein personenbezogenes, hierarchisch gegliedertes Verteilungsnetzwerk von

³⁴ HERBORDS Vita Ottonis, in: Heiligenleben zur deutsch-slawischen Geschichte. Adalbert von Prag und Otto von Bamberg, bearb. v. JERZY STRZELCZYK, hg. v. LORENZ WEINRICH, Darmstadt 2005, S. 272–493, hier II/30, S. 394 f.

Silber und Luxusgütern, die durch die Anwendung bzw. Androhung von Gewalt oder durch Tausch erworben wurden. Die Logik des Raub- und Tributhandels bestand darin, die über Abgaben bezogenen Felle sowie die erbeuteten Menschen gegen Edelmetalle (soweit sie nicht bereits den Inhalt der Tribute bildeten) einzutauschen. Mit diesen konnte der Herzog seine Gefolgschaft entlohnern, neue „Klienten“ gewinnen und schließlich Söldner bezahlen. Das Silber diente als Prestigegut, das die Grundlagen der Herrschaft sicherte und eine Art symbolischen Kapitals darstellte.

Die Verflechtungen zwischen verschiedenen sozialen Gruppen werden schematisch in folgendem Diagramm erfasst:

Diagramm 2: Interaktionen zwischen Fernhändlern, „Steuerzahlern“, Piasten und lokalen Eliten



Die Netzwerke waren demzufolge Gruppen von Akteuren, die Systeme beziehungsweise Logistiken und (Infra-)Strukturen schufen, die der Redistribution von Silber und Luxusgütern dienten. Dabei umfassten sie gleichfalls die Versorgung mit den für den Erwerb von Prestigegütern benötigten Tauschgütern. Die Silberverteilungsnetzwerke deckten sich zum Teil mit dynastischen und klerikalen Geflechten, die sich über weite Teile des Kontinents erstreckten. Konsequenterweise hing die Staatsbildung der Piasten mit der Einbindung in überregionale Macht- und Transfernetzwerke zusammen, deren Dichte zugleich die Qualität der Interaktion beeinflusste. Diese Einbettung veränderte wiederum die Beziehungsgeflechte, weil die Akteure auf die Bedürfnisse der Herrschaftsbildungen (wie die gestiegerte Nachfrage nach Luxusgütern und anderen Produkten) reagierten.

Die Burgwälle als Knotenpunkte der Netzwerke dienten als Sammelstellen für Abgaben, Tribute, Geschenke der benachbarten Völker, für das Handels- und Beutegut. Gleichzeitig fungierten sie als regionale „Verteilungsmaschinen“ von Edelmetallen, Luxusgütern und Sklaven. Der der Frühneuzeit-Forschung entlehnte Begriff der Gewaltmärkte spiegelt die dahinterstehende Logik gut wider: Damit fassen wir Orte auf, an denen die mithilfe der Gewaltanwendung erworbenen Produkte und Menschen einer Redistribution unterzogen wurden. Sie waren eine Begleiterscheinung der Konflikte, „[...] bei denen unter der Oberfläche weltanschaulicher und machtpolitischer Ziele oder vorgeblich traditionell bestimmter Kampfverpflichtungen das ökonomische Motiv des materiellen Profits dominiert“.³⁵ Gewaltmärkte entstanden vorwiegend in Gesellschaften mit einer schwachen Zentralmacht, *imbecillitas regis*, die das Gewaltmonopol nur unzureichend durchzusetzen vermochte.

Die Region als Analyseeinheit der piastischen Herrschaft im frühen 13. Jahrhundert

Die strukturellen und naturgegebenen Faktoren der piastischen Herrschaft haben sich im 12. Jahrhundert nicht grundlegend verändert. Eduard Mühle kommentiert sie folgendermaßen:

„Das deutet darauf hin, dass die Provinzen und fürstlichen Versorgungsgebiete des 11.–12. Jahrhunderts noch keine flächenhaft angelegten Verwaltungseinheiten, sondern lediglich einen potentiellen Aktionsraum dargestellt haben, der von anderen Provinzen im Übrigen nicht durch klare Grenzlinien, sondern durch diffuse Grenzsäume in Gestalt unwegsamer Landschaften, gegenüber fremden Nachbargebieten durch in den Wäldern angelegte Grenzverhause (preseka) abgetrennt war. Innerhalb dieser Provinzen wurde Herrschaft noch nicht in provinzweiten amtlich-institutionellen Strukturen, sondern in Gestalt fluktuierender personaler Beziehungen ausgeübt, die sich primär auf einen überschaubaren Handlungsräum konzentrierten: auf den einzelnen Burgort und dessen unmittelbares Einzugsgebiet – also auf das, was die Forschung als

³⁵ HEINRICH LANG, Kriegsunternehmer und kapitalisierter Krieg: Condottieri, Kaufmannsbankiers und Regierungen als Akteure auf Gewaltmärkten in Italien (1350–1550), in: Söldnerlandschaften. Frühneuzeitliche Gewaltmärkte im Vergleich, hg. v. PHILIPPE ROGER / BENJAMIN HITZ, Berlin 2014, S. 47–66, hier S. 58; GEORG ELWERT, Gewaltmärkte. Beobachtungen zur Zweckrationalität der Gewalt, in: Soziologie der Gewalt, hg. v. TRUTZ VON TROTHA, Opladen u. a. 1997, S. 86–101, hier S. 87 f.

‘Burgbezirk‘ bezeichnet und die Quellen seit dem 13. Jahrhundert ‚Kastellaneien‘ (castellania, castellatura) nennen.“³⁶

Um 1100 dürften nach archäologischen Befunden schätzungsweise etwa 100 Burgorte bzw. Burgbezirke existiert haben.³⁷ Die Herzöge waren noch zu diesem Zeitpunkt *Dux ambulans*, reisende Herrscher, die ihre Ressourcen im gesamten unter ihrer Kontrolle stehenden Gebiet anzapften.

Eine tief greifende Transformation der Gesellschaft erfolgte erst seit dem späten 12. Jahrhundert, besonders nach 1200. Sie schlug sich in der zunehmenden Urbanisierung, der Neubesiedlung des Landes mit freien Bauern, im Burgenbau, schließlich in der Entwicklung des Urkundenwesens nieder. Ausgangspunkt der Modernisierung war die Einführung der Dreifelderwirtschaft, begleitet von der Nutzung von Windmühlen und der Ausbreitung des schweren Wendepfluges. Am frühesten und systematischsten wurde von diesem Prozess Schlesien erfasst.³⁸ Mehr dazu später.

Gleichzeitig verschoben sich mit dem Kollaps der Münzimporte nach 1100 die Koordinaten. Die Piasten begannen zwar bereits im letzten Viertel des 11. Jahrhunderts mit der Emission einheimischer Gepräge. Wenn man allerdings bedenkt, dass die in Polen geschlagenen „offiziellen“ Denare lediglich elf bis zwölf Prozent der gesamten Münzmasse darstellten, dann relativiert sich der Erfolg dieser Politik. Davon zeugt ebenfalls die Tatsache, dass die Dynasten sächsische Kreuzdenare, die in großen Mengen nach Zentral- und Südpolen einströmten, nachprägen ließen. Eine vollständige Endogenisierung der Silberabschöpfung fand erst statt, nachdem die Einfuhr von Pfennigen kurz nach 1100 eingebrochen war. In der Folge wurde die Logik der Beziehungsgeflechte durch eine systematische Regionalisierung der Denarprägung, die seit der politischen Zersplitterung nach 1138 in verschiedenen Teilstaaten stattfand, abgelöst.

Die Regionalisierung der Münzproduktion indizieren etliche Prägestätten: Ausgegangen wird von vor allem Breslau in Schlesien, Krakau in Kleinpolen, Kalisch und Gnesen in Großpolen sowie womöglich Płozk

³⁶ EDUARD MÜHLE, Die Piasten. Polen im Mittelalter, München 2011, S. 43 f.

³⁷ Ebd., S. 44; AMBROŻY BOGUCKI, The Administrative Structure of Poland in the Eleventh and Twelfth Century, in: *Acta Poloniae Historica* 72 (1995), S. 5–32.

³⁸ Vgl. BENEDYKT ZIENTARA, Henryk Brodaty i jego czasy, Warszawa 1975; PRzemysław WISZEWSKI, Politics and Change: The Silesian Dukes and the Transformation of the Land in the Thirteenth and Fourteenth Centuries, in: Landscapes and Societies in Medieval Europe East of the Elbe, S. 183–203.

in Masowien.³⁹ Zu beachten gilt es ebenfalls, dass zwischen verschiedenen Münzsorten selbst innerhalb einer Region strukturelle Unterschiede bestehen konnten: Borys Paszkiewicz hat auf die Ambivalenz zwischen Brakteaten, d. h. dünnen, einseitig emittierten Geprägen, und Denaren, die in Schlesien, darunter wohl in Ratibor (Racibórz) von Mieszko dem Jungen (genannt Humpelbein, 1163–1211) und Bolesław I. dem Langen (1163–1201) geschlagen wurden, hingewiesen. Demnach zeigten die Brakteaten eine lokale Symbolik, während die Denare die Ursprünge der Herrschaft der Teilfürsten und deren Rechte auf die Oberhoheit im gesamten Gebiet der polnischen Krone widerspiegeln.⁴⁰

Nach dem Zusammenbruch der Münzimporte musste die Gewinnung einheimischer Rohstoffe angekurbelt werden. Einen ersten direkten Verweis auf den piastischen Bergbau enthält die Gnesener Bulle von 1136. Dort werden *rustici argentifossores* erwähnt, die für den Gnesener Erzbischof in Zwierszów bei Beuthen (Bytom, Oberschlesien) Edelmetalle förderten. Ryszard Kiersnowski zufolge lässt sich die Erschließung der Silberminen in der oben erwähnten Ortschaft in das 11. Jahrhundert zurückdatieren, obgleich er das Ausmaß dieser Produktion zu dieser Zeit für ziemlich bescheiden hielt.

Archäologische Ausgrabungen bestätigen, dass in Oberschlesien, vor allem in Dąbrowa Górnica-Łosień, Silber bereits in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts abgebaut wurde.⁴¹ Welche Dimensionen die Edelmetallförderung in dieser frühen Phase annahm, entzieht sich unserer Kenntnis. Kiersnowski ging von einer beachtlichen Produktion in Schlesien erst im 13. Jahrhundert aus.⁴²

Dass die einheimische Rohstoffförderung die Nachfrage im 12. Jahrhundert nicht deckte, suggeriert die massive Verringerung der Anzahl der Schatzfunde (Tabelle 1).

³⁹ MAGDALENA BINIAŚ-SZKOPEK, Jeszcze o monetach Bolesława IV Kędzierzawego, in: Almanach Historyczny 10 (2008), S. 105–115, hier S. 113–115.

⁴⁰ BORYS PASZKIEWICZ, Najstarsze brakteaty śląskie. Katalog brakteatów Mieszka Młodego i Bolesława Wysokiego, in: Wrocławskie Zapiski Numizmatyczne 2 (2006), 30, S. 3–9, hier S. 6.

⁴¹ DARIUSZ ROZMUS, Elementy infrastruktury hutniczej na wczesnośredniowiecznych stanowiskach do wytopu srebra i ołowiu na pograniczu obecnego Śląska i Małopolski na przykładzie Dąbrowy Górnicy-Łosia i Sosnowca-Zagórza, in: *Argenti fossores et alii*, S. 115–149; RYSZARD KIERSNOWSKI, Pieniądz w Polsce wczesnośredniowiecznej, Warszawa 1960, S. 25.

⁴² Ebd.

Tabelle 1: Anzahl der Schatzfunde mit mindestens zehn Denaren im piastischen Herrschaftsbereich (ohne Pommern) anhand der Schlussmünzen von 1070 bis ca. 1200⁴³

1070–ca. 1105	ca. 1110–1150	nach 1150–1200
Anzahl der Schatzfunde	Anzahl der Schatzfunde	Anzahl der Schatzfunde
47 = 73 %	10 = 16 %	7 = 11 %

Aus dem Zeitraum von ca. 1110 bis 1200 notieren wir lediglich 17 Horte, während allein den letzten drei Jahrzehnten des 11. Jahrhunderts 47 Schatzfunde zugeordnet werden konnten. Zudem zeigt Tabelle 2, dass die Häufigkeit der Deponierung im 12. Jahrhundert im Vergleich mit der Phase zwischen 1070 und 1110 in allen Regionen des piastischen Binnenlandes, besonders aber in Großpolen, deutlich zurückging.

Tabelle 2: Geografische Verteilung der Münzfunde, 1070 bis ca. 1200

Region	1070–ca. 1105	ca. 1110–1150	nach 1150–ca. 1200
Großpolen	19	–	2
Kleinpolen	11	7	1
Masowien und Kujawien	11	1	1
Schlesien	6	2	3

Die Anzahl der Funde steigt wieder ab ca. 1200. Auffallend ist dabei ihre geografische Verteilung, die Tabelle 3 widerspiegelt.

Tabelle 3: Anzahl der Münzfunde in Polen im Zeitraum von 1200 bis 1300

Schlesien	Großpolen, Kleinpolen, Masowien und Kujawien
nach 1200–ca. 1250	nach 1200–ca. 1250
16	9
nach 1250–ca. 1300	nach 1250–ca. 1300
19	13

⁴³ ADAMCZYK, Silber und Macht, S. 263, Tab. 97; ergänzt um weitere Funde.

Nun konzentrieren sich gut 60 Prozent aller Depots in Schlesien. Wenn wir uns die Häufigkeit der Münzdeponierung in einer langen Zeitspanne von 1070 bis 1300 anschauen, dann ist dort ein markanter Anstieg ab ca. 1200 festzustellen (Tabelle 4).

Tabelle 4: Anzahl der Münzfunde in Schlesien mit mindestens fünf Denaren⁴⁴

Chronologie anhand der Schlussmünzen	Anzahl der Münzfunde
1070–1138	7
1140–1200	4
1201–1250	16
1251–1300	19

Die Zunahme der einheimischen Silberförderung in Schlesien seit dem frühen 13. Jahrhundert bestätigt der Schatz aus Glogau (Głogów), einer wichtigen Stadt der schlesischen Piasten, gut 120 km nordwestlich von Breslau entfernt. Er enthielt 20.638 Münzen, mehrere Tausend Münzfragmente sowie etliche Blankette, sieben Barren und einen Silberklumpen. Sein Gewicht von etwa 6.884,74 g entsprach 34 Mark, für welche ein Dorf oder mehrere Stück Vieh erworben werden konnten.⁴⁵ Folglich wies das Depot eine beachtliche Kaufkraft auf (vermutlich war der Schatz ursprünglich noch größer, seine Teile wurden jedoch zerstreut). Anhand der Schlussmünzen wird es in die Herrschaftszeit Heinrichs des Bärtigen (1201–1238) datiert. Der Bergbau unterscheidet Schlesien von anderen „Provinzen“ des piastischen Polen und deutet somit die Existenz eines wichtigen Strukturmerkmals an, das eine Region ausmachen könnte. Ein weiterer Indikator wäre die hohe Siedlungsdichte.

In Schlesien ragen in dieser Hinsicht seit dem späten 12. Jahrhundert die Gebiete um Breslau mit den um rund 25 bzw. gut 30 km entfernten Ortschaften Trebnitz (Trzebnica) und Neumarkt (Środa Śląska) sowie

⁴⁴ Die Datenerhebung in Tabelle 3 erfolgte anhand des Inventars (ergänzt um neuere Funde): STANISŁAWA KUBIAK (in Kooperation mit BORYS PASZKIEWICZ), *Znaleziska monet z lat 1146–1500 z terenu Polski. Inwentarz*, Poznań 1998. In Tabelle 4 markiert das Jahr 1138 den Tod des piastischen Herzogs Bolesław III. Schiefmunds.

⁴⁵ KRYSZTIAN KSIĄŻEK / BORYS PASZKIEWICZ, *Skarb z Głogowa. Katalog wystawy numizmatycznej*, Głogów 2012, S. 11.

Frankenstein (Ząbkowice), ca. 65 km südwestlich von Breslau, besonders stark heraus.⁴⁶ Breslau war ein politisches und wirtschaftliches Zentrum, das entlang der Fernhandelsrouten zwischen Süd und Nord wie zwischen West und Ost lag und den Regional- und Lokalaustausch stimulierte. Der oben erwähnte Bolesław I. der Lange gründete in Leubus (Lubiąż) das erste Zisterzienserkloster in Schlesien.⁴⁷ Sein Nachfolger, Heinrich der Bärtige, ließ Städte zu deutschem Recht bauen und polnische Bevölkerungsgruppen wie deutsche Migranten in Schlesien ansiedeln. In Goldberg (Złotoryja) wurde 1211 eine Goldmine erschlossen.⁴⁸ Klöster und Städte avancierten somit zu Modernisierungsträgern schlechthin.

Mit der Endogenisierung und Regionalisierung der Münzproduktion haben sich die fiskalischen und machtpolitischen Funktionen der Herrschaftsausübung geändert. Die Piasten waren nicht mehr auf ein ausgeklügeltes Netzwerksystem angewiesen, das verschiedene Akteure sowohl innerhalb ihrer Einflusssphäre als auch außerhalb ihres Kontrollbereichs (Münzproduzenten und Fernhändler) trugen. Dabei diente die seit dem 13. Jahrhundert forcierte Siedlungs-, Bergbau- und Münzpolitik allein dem Ziel, neue Einnahmen zu erschließen und sie auf eine breitere Basis zu stellen. Die dadurch errungene Konsolidierung der Herrschaft zog die Umstrukturierung der Funktionsweise regionaler und lokaler Märkte nach sich. Mit der Politik der *renovatio monetae*, dem zwangswiseen Umtausch der einheimischen Münze, haben die Dynasten zudem ein fiskalisches Instrument kreiert, das sie von äußeren Einflüssen unabhängig machen sollte und die Besteuerung der Bevölkerung zu verstetigen ermöglichte.⁴⁹

Waren die Versuche, die monetäre Logik in Schlesien durchzusetzen, erfolgreich? Sie setzten den Zugang relativ breiter Bevölkerungsschichten zu lokalen Märkten und Münzen, also ihre Kommerzialisierung, voraus.⁵⁰

⁴⁶ LECH TYSZKIEWICZ, Osadnictwo i gospodarka okolic Trzebnicy na poczatku XIII wieku, in: Średniowiecze polskie i powszechnie 1 (1999), S. 107–117, insbes. S. 108.

⁴⁷ WALDEMAR KÖNIGSHAUS, Die Zisterzienserabtei Leubus in Schlesien von ihrer Gründung bis zum Ende des 15. Jahrhunderts, Wiesbaden 2004.

⁴⁸ WISZEWSKI, Politics, S. 196.

⁴⁹ Der Münzumtausch nahm jedoch gelegentlich die Form einer schieren Ausbeutung an. Symptomatisch ist hier die von Vinzenz Kadlubek überlieferte Geschichte: Die Chronik der Polen des Magisters Vincentius, hg. v. EDUARD MÜHLE, Darmstadt 2014, IV/16–19, S. 304–307.

⁵⁰ Grundsätzlich ŚLAWOMIR GAWLAS, Komercjalizacja jako mechanizm europeizacji peryferii na przykładzie Polski, in: Ziemie polskie wobec Zachodu. Studia nad rozwojem średniowiecznej Europy, hg. v. ROMAN CZAJA u. a., Warszawa 2006, S. 25–116.

Zugleich kann die Qualität der Monetarisierung und Kommerzialisierung des hochmittelalterlichen Schlesien als ein Seismograf der Regionsbildung betrachtet werden. Schauen wir uns also die Struktur eines lokal-regionalen Marktes anhand einer umfangreichen, die einzelnen Einkünfte und Dienste genauestens regulierenden Instruktion an, die Heinrich I. der Bärtige (1201–1238) für das Kloster der Zisterzienserinnen in Trebnitz im Jahr 1204 ausgestellt und die eine Ergänzung der ein Jahr zuvor geschenkten Urkunde dargestellt hat.⁵¹ Sie unterscheidet zwischen drei Abgabeformen, die dem Kloster zustanden: in Münzen, in Naturalien, schließlich die Arbeitspflicht.

Verschiedene Bevölkerungsgruppen entrichteten ihre Steuern in Form von Geld. So musste jeder Töpfer, Kötter und Bäcker je 20 Denare zahlen. Ausgenommen von dieser Regelung war „Töpfer Radosz, der Sohn Poniats, der wie jeder Gast Getreide geben soll, aber keinen Honig“. In der Ortschaft Pflaumendorf (Węgrzynów) mussten sämtliche Pächter (*narocznicy*), die vier Ochsen oder zwei Ochsen und ein Pferd besaßen, ein Gefäß Honig entrichten; wer wiederum zwei Ochsen oder ein Pferd besaß, hatte die Hälfte hiervon sowie 20 Denare und eine Einheit Hafer zu liefern. Wer hingegen eigenes oder fremdes Land mithilfe Dritter bestellte, musste zwölf Denare zahlen. Schließlich waren im Dorf Kliszów die Fuchsjäger, wenn sie vier Ochsen besaßen, zu einer „Steuer“ von 60 Denaren verpflichtet.

Die Mehrheit der Bevölkerung der umliegenden Dörfer musste je nach materiellem Status Nahrungsmittel oder handwerkliche Erzeugnisse liefern: Weizen, Roggen, Hafer und Honig bzw. Fässer, Kannen, Gefäße und Räder. Hinzu kam eine Abgabe in Form von Hähnen, Käse und Eiern. Zudem fungierten einige Bewohner als Winzer und Schneider, während andere alte Gefäße reparierten. Insgesamt zahlten 120 Familien ihre Steuern in Naturalien, 20 in Geld und zehn in gemischter Form.⁵² Dabei fällt auf, dass die Höhe der Abgaben in Denaren sich an Besitz orientierte.

Eine dritte Kategorie stellten die Arbeitsdienste dar, zu denen sämtliche in der Urkunde erwähnten Bevölkerungsgruppen, bis auf Winzer, verpflichtet wurden. Dazu gehörten Erntearbeiten, Heumähern, die

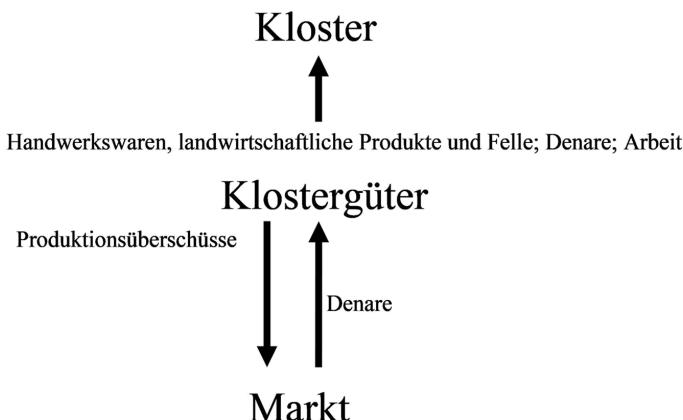
⁵¹ Dokument Nr. 104, in: Kodeks dyplomatyczny śląska, hg. v. KAROL MALECZYŃSKI, Bd. 1, Wrocław 1951, S. 260–268.

⁵² PIOTR GUZOWSKI, Karolińska rewolucja gospodarcza na Wschodzie Europy (do k. XII w.), in: Granica wschodnia cywilizacji zachodniej w średniowieczu, hg. v. ZBIGNIEW DALEWSKI, Warszawa 2014, S. 115–167, hier S. 160.

Gestellung von Spannwagen (*povoz*) und verschiedene Transporthilfen (*prevod*), schließlich die Grenz- und Burgwachtpflicht (*strosa*).

Die schematische Erfassung des regionalen Marktes von Trebnitz zeigt das folgende Diagramm:

Diagramm 3: Schematische Erfassung des regionalen Marktes anhand der Schenkungsurkunde für das Kloster in Trebnitz 1204



Es liegt auf der Hand, dass jene Bevölkerungsgruppen, die ihre Abgaben in Münzen zu entrichten hatten, sich mit Denaren auf dem Markt von Trebnitz (oder in dem knapp 25 km entfernten Breslau) versorgten. So tauschten sie die Überschüsse von Nahrung und handwerklichen Erzeugnissen sowie Felle gegen Edelmetalle ein. Dass die Fuchsjäger den höchsten Geldbelastungen ausgesetzt waren, wird kein Zufall gewesen sein. Denn die meisten Pelze wurden sicherlich ausgeführt und auf den Regional- und vielleicht Fernhandelsmärkten gehandelt, wo sie gute Preise erzielen konnten.

Das ganze System trug folglich hybride Eigenschaften und verband kommerzielle Elemente mit Zwangsabgaben und -arbeit. Die Umwandlung von Waren in monetäre Werte war im frühen 13. Jahrhundert noch kein allumfassender Prozess und erfasste anscheinend lediglich einen relativ geringen Teil der Bevölkerung. Vermutlich erst nach 1250, im Zuge eines intensiveren Landesausbaus, hat die Nutzung von Münzen auf lokalen Märkten zugenommen.⁵³ Dabei muss die fiskalische Politik der

⁵³ PIOTR GÓRECKI, Economy, Society, and Lordship in Medieval Poland, New York / London 1992, S. 286.

Piasten in Schlesien, deren Versuch, die Einnahmen durch Monetarisierung und Kommerzialisierung der Gesellschaft zu erhöhen, als integraler Bestandteil einer tiefgreifenden Transformation der Herrschaft aufgefasst werden. Der Landesausbau, also die Verwendung neuer Geräte beziehungsweise Methoden in der Landwirtschaft und die Gründung neuer Siedlungen und Städte zu deutschem Recht, gehörte hierzu genauso wie eine systematischere (als je zuvor) Erschließung der Rohstoffquellen.

Auf diese Weise verzahnte sich die machtpolitische Komponente mit den Strukturen des Naturraums, der Siedlung und der Wirtschaft. Die Konturen einer im Entstehen begriffenen Region zeichneten sich ab – selbst wenn die Dynasten sich der Tatsache wohl nicht bewusst waren, dass sie für zukünftige Historiker und Historikerinnen just eine Analyseinheit schaffen, die als Region bezeichnet werden würde.

OLIVER SUKROW / HENNING TÜRK

„BERGADEL“ UND „WEINBÜRGER“

POLITIK- UND KULTURGESCHICHTLICHE ANMERKUNGEN ZU DEN REGIONSMACHERN IM DEUTSCHEN SÜDWESTEN IM 19. JAHRHUNDERT

Einführung

Im Jahre 1829 veröffentlichte Johann D. Hochstätter die „Wanderungen durch die Bergstraße“. Das Büchlein, „ein getreuer Wegweiser“, animiert die Besucher und Besucherinnen in der Landschaft eine moralische Botschaft zu erkennen:

„Blickt auf! der Vorwelt Trümmer ruh'n
Kein Ritter braus't umher.
Es wallt getrost der Wandersmann
Durch Berg und Au auf stiller Bahn,
Kein Zwingherr schreckt ihn mehr.“¹

Die mittelalterlichen Burgen entlang der *bergstrasen*, der *strata publica* – ein ungefähr 70 Kilometer langer und etwa zehn Kilometer breiter Naturraum in der westlichen Vorgebirgszone des Odenwalds, gleichbedeutend mit dem Verkehrsweg zwischen Darmstadt im Norden und Heidelberg im Süden² – sind nicht nur Kulisse und Symbol für eine in Trümmer

¹ JOHANN D. HOCHSTÄTTER, Meine Wanderungen durch die Bergstraße nach zehnjährigen Beobachtungen und Erfahrungen aufgezeichnet. Ein getreuer Wegweiser für die so die Bergstraße angenehm und mit Nutzen bereisen wollen, Darmstadt 1829, unpaginiert.

² Gemäß der Systematik des Handbuchs der naturräumlichen Gliederung Deutschlands gehört die Region „Bergstraße“ (Nr. 226) zum Schichtstufenland beiderseits des Oberrhein grabens (Großregion 1. Ordnung), innerhalb dessen zum Oberrheinischen Tiefland (Großregion 2. Ordnung) und innerhalb dieses zum Nördlichen Oberrheintiefland. Vgl. EMIL MEYNEN / JOSEF SCHMITHÜSEN, Handbuch der naturräumlichen Gliederung Deutschlands, 3. Lieferung, Remagen / Bad Godesberg 1956.

liegende „Vorwelt“: Sie verweisen darauf, dass sich der Wanderer an der Bergstraße den Natur- und Geschichtsraum individuell aneignen und sich in dieser Region, ohne Angst vor dem (adligen) „Zwingherrn“, einigermaßen frei bewegen kann. Hier deutet sich, vielleicht vergleichbar mit der kurz zuvor entstandenen „Harzreise“ (1824) von Heinrich Heine, eine neue Art von bürgerlicher Fortbewegung im Wandern an und ein veränderter, emanzipierter, ja herrschaftskritischer Blick auf die Landschaft, die als ästhetische Kulisse, aber ebenso als politisches Symbol gelesen werden kann,³ wie es der Germanist Wolfgang Albrecht in seinen Überlegungen zur „Kultur und Physiologie des Wanderns“ für das 19. Jahrhundert festgestellt hat:

„Der Wanderer wird auf sich selbst, auf seinen Körper verwiesen und kann oder muß ihn auch wahrnehmen [...]. Raumerkenntnis verbindet sich mit elementarer Selbsterkenntnis, gefördert durch die Vereinzelung. Auf ‚ungebundener Wanderschaft‘ und in ‚freier Natur‘ [...] lässt sich jener Individualismus ausleben.“⁴

Im Folgenden soll uns insbesondere die neue Art der „Raumerkenntnis“ in den südwestdeutschen Landschaften der Bergstraße und der Bayerischen Pfalz als, so die These, zwei „liberalen“ Regionen im Vormärz interessieren. Das bei Hochstätter durchscheinende, für die Umbruchszeit des frühen 19. Jahrhunderts typische, dynamische Spannungsverhältnis zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft; Ästhetik, Kultur und Politik, welches sich in kulturellen Artefakten und Repräsentationen manifestierte, wird auch in seiner Beschreibung des Blicks vom Melibokus (Abb. 1), der mit 517 Metern höchsten Erhebung an der Bergstraße, erkennbar:⁵

³ Grundlegend nach wie vor aus kunsthistorischer Perspektive: MARTIN WARNKE, Politische Landschaft. Zur Kunstgeschichte der Natur, München / Wien 1992, sowie zur Malerei der Romantik: CHRISTIAN SCHOLL, Caspar David Friedrich und seine Zeit, Leipzig 2015; DERS., Romantische Malerei als neue Sinnbildkunst. Studien zu Bedeutungsgebung bei Philipp Otto Runge, Caspar David Friedrich und den Nazarenern, München / Berlin 2007.

⁴ WOLFGANG ALBRECHT, Kultur und Physiologie des Wanderns. Einleitende Überlegungen eines Germanisten zur interdisziplinären Erforschung der deutschsprachigen Wanderliteratur, in: *Wanderzwang – Wanderlust. Formen der Raum- und Sozialerfahrung zwischen Aufklärung und Frühindustrialisierung*, hg. v. DEMS. / HANS-JOACHIM KERTSCHER, Tübingen 1999, S. 1–13, hier S. 3.

⁵ Einführend zum Motiv des ästhetisch-moralischen Blicks auf die Landschaft vom Berg seit Petrarca: HANSJÖRG KÜSTER, *Die Entdeckung der Landschaft. Einführung in eine neue Wissenschaft*, München 2012.



Abb. 1: „View from the Tower of Melibocus towards Heidelberg, including the Towns of Bensheim and Auerbach, – Castles of Auerbach, Schönberg, and Stackenburg [sic] [...] As this is a bird's eye view, we must suppose ourselves looking from the summit of the Tower upon the Forest, and the distant country beneath.“

„Vor uns liegt die unermessliche Ebene, Teutschlands Lombardei [...] Mainz, Oppenheim, Worms und Speyer treten uns als Riesensäulen und Denkmäler in den Hallen der vaterländischen Geschichte entgegen und erwecken in uns wehmüthige Erinnerungen gewaltiger Vergangenheit; doch des lohnenden Nachruhms Strahlenkranz schwebt helleuchtend über ihnen, und mit Stolz erinnern ihre spätesten Enkel sich ihrer ehemaligen, nun aber ohne eigene Schuld dahingesunkenen Größe. – Ihre ehernen Schutzmauern altteutscher Freiheit, die die stolze *Roma Victrix* nicht anzutasten wagte, sondern, stolz auf euren Besitz, euren Bewohnern gleiche Rechte mit ihren Bürgern ertheilte. Den Stürmen der Völkerwanderung trotzen eure festen Mauern, und mit teutschem Löwenmuthe vertheidigten eure Bürger ihre Rechte gegen die gewaltigen Angriffe des Mittelalters! [...] Mit mächtiger Faust schützten sie Germaniens von Roms Thyrannei verfolgten Kaiser, besonders den unglücklichen Heinrich IV. und die edlen Hohenstaufen.“⁶

Nach diesem patriotisch-sentimentalen Blick auf den Oberrheingraben als elementare Region des untergegangenen deutschen Kaiserreichs, d. h. als Geschichtsraum, wechselt Hochstätter die optische Perspektive von weit auf nah und damit auch die Zeitebene von Vergangenheit auf Gegenwart:

⁶ HOCHSTÄTTER, Meine Wanderungen, unpaginiert.

„Wir haben nun betrachtet, was in der Ferne unsren Blick anzug; wir müssen nun aber auch betrachten, was in der Nähe uns umgiebt [...]. Weinberge [...] mit Wäldern bedeckte Berge, auf deren Gipfel Ruinen sich erheben, die noch in ihren Trümmern das Andenken an ein kraftvolles Zeitalter zurückrufen.“⁷

Diese literarische Regionsbeschreibung aus dem frühen 19. Jahrhundert erinnert nicht von ungefähr an ein Landschaftsgemälde des Klassizismus oder der Romantik, in denen ja auch Natur und Kultur (zumeist als historische Überreste) eine Beziehung eingehen. Eine dreistufige Staffelung des Landschaftsblicks, wie jener Hochstatters von der Bergstraße in die Oberrheinebene, schien auch seinem Zeitgenossen Johann Wolfgang von Goethe in seiner „Italienischen Reise“ die passendste Form der literarischen wie bildkünstlerischen Landschaftsschilderung. Um 1800 ist „noch ganz selbstverständlich, daß ein Landschaftsbild aus drei Gründen besteht: Vorder-, Mittel- und Hintergrund. In ihrer Fülle hatte Landschaft sich in der Überschau darzubieten, vom Nahsichtigen bis in die fernste Ferne“, wie Werner Busch schreibt.⁸

Hochstatter folgt 1829 also jenen kanonisierten kulturellen Mustern, welche die klassische Ästhetik des Landschaftsbildes im Barock festgelegt hatte und welche die dargestellten (und durch die Wanderer und Wanderrinnen wahrgenommenen) Szenen in heroische oder in idyllisch-arkadische Landschaften respektive deren Darstellungen einteilte.⁹ Und doch können, bei aller Konventionalität, auch eigensinnige Züge des Blicks vom Melibokus erkannt werden: So wie die wenige Jahre vor Hochstatters Wanderbericht entstandene „Harzreise“ von Heine als Ausdruck eines „distanzierten und buchstäblich erhöhten Überblicks über die [...] spießbürgerliche Gesellschaft“ gelesen wird,¹⁰ kann Hochstatters Schilderung des Panoramas vom Melibokus wie Heines Blick vom Brocken als Verbindung von Landschaftskontemplation und Geschichts- bzw. Gesellschaftsreflektionen verstanden werden. Die Bergstraße kann somit als eine

⁷ Ebd.

⁸ WERNER BUSCH, Skizze, Atmosphäre und Bildgesetzlichkeit. Die unklassische Landschaft 1770–1850, in: Thorvaldsens Museum Bulletin, 1997, S. 59–72, hier S. 59.

⁹ Zu den ästhetischen Wahrnehmungskategorien von Landschaft, die auch die Gartenkunst seit dem 18. Jahrhundert zusehends prägten vgl. u. a.: Arkadische Kulturlandschaft und Gartenkunst. Eine Tour d’horizon, hg. v. RICHARD FABER / CHRISTINE HOLSTE, Würzburg 2010; CHRISTIAN KÄMMERER, Die klassisch-heroische Landschaft in der niederländischen Landschaftsmalerei, 1675–1750, Berlin 1975.

¹⁰ WOLFGANG ALBRECHT: Durchs „malerische und romantische“ Deutschland. Wanderliteratur der Biedermeier- und Vormärzepoche, in: Wanderzwang – Wanderlust, S. 215–238, hier S. 218.

imaginary landscape gelesen werden, da es in Hochstätters Beschreibung „um die Wahrnehmung von Landschaften in Form von Imaginationen [geht].“¹¹ In diesen *imaginary landscapes* konnten, wie Thomas Etzemüller ausführt, „gewünschte soziale oder politische Ordnung geradezu naturalisiert werden; der Landschaft wurde dann eine ‚Aufgabe‘ für die Nation zugeschrieben, im Extremfall wurde sie zu einem regelrechten Akteur der Geschichte stilisiert“.¹²

Eben jener in die Landschaft und ihrer Imaginationen eingeschriebenen „sozialen und politischen Ordnung“ des Liberalismus soll auf den folgenden Seiten nachgespürt werden. Ihre besondere Stellung erhält die Reisebeschreibung von Hochstätter vor allem durch ihren regionalen Entstehungskontext im südwestdeutschen Raum, der insbesondere im frühen 19. Jahrhundert als Keimzelle liberalen Aufbruchs und bürgerlich-revolutionärer Demokratiebestrebungen gilt, und durch das behandelte Sujet der Wanderung durch die Region Bergstraße. Insofern muss die vordergründig romantisch-malerische Beschreibung der Bergstraße für Touristen und Touristinnen an die historisch-lokalen Bedingungen zurückgebunden werden.

Es soll daher im Folgenden in einer ersten Skizze zum Thema politik- und kulturgeschichtlicher Regionsmacher im deutschen Südwesten versucht werden, die räumlichen wie zeitlichen Bedingungen, die zum Werden einer bedeutenden „Region“ des deutschen Liberalismus beigetragen haben, miteinander in Bezug zu setzen. Hochstätters literarische Regionsbeschreibung aus dem Vormärz ist aus diesen Gründen – neben den darin auftauchenden romantischen Bildern über das erhabene Mittelalter und der Ästhetisierung der anmutigen Kulturlandschaft Bergstraße im Sinne der beginnenden romantischen Kunsttheorie um 1800 – ein guter Einstieg zu den „Regionsmachern“ im 19. Jahrhundert im deutschen Südwesten, da sie Auskunft über das Natur- und Gesellschaftsbild einer als Region wahrgenommenen Kulturlandschaft gibt. Besonders der Punkt, dass „kein Zwingherr“ und „kein Ritter“ mehr zu finden sei, die kleinteilige bedrängende Adelsherrschaft somit verschwunden und ein freieres, liberaleres Leben möglich ist, bietet einen Ankerpunkt für die nachfolgenden Ausführungen, die der Frage nachgehen, ob und inwiefern sich das Spannungsverhältnis von Politik und Ästhetik auch in der architektonisch

¹¹ THOMAS ETZEMÜLLER, Romantischer Rhein – Eiserner Rhein. Ein Fluss als *imaginary landscape* der Moderne, in: Historische Zeitschrift 295 (2012), 2, S. 390–424, hier S. 392.

¹² Ebd., S. 393.

gestalteten Landschaft erkennen lässt. Dazu wird zunächst das Verhältnis von Liberalismus und Region im 19. Jahrhundert skizziert und anschließend die Rolle der Landschaftsarchitektur für die Konstruktion liberaler Regionen untersucht.¹³

Liberalismus und Region im 19. Jahrhundert

Die Forschung zum deutschen Liberalismus im 19. Jahrhundert hat sich zwar schon seit Jahrzehnten mit dem regionalen Liberalismus auseinandergesetzt, den Begriff der Region dabei aber nicht intensiv reflektiert.¹⁴ So wurde alles, was nicht auf der nationalen deutschen Ebene spielte, als regionaler Liberalismus bezeichnet. Dieser Zugriff, der etwa den badischen Liberalismus¹⁵ oder den sächsischen Liberalismus¹⁶ in den Blick nimmt, scheint jedoch zu beliebig, denn Regionen seien, wie Miloš Řezník vor kurzem in seinem Aufsatz „Regionalität als historische Kategorie“ zurecht betont hat, nur „als Teil eines Ganzen“¹⁷ zu verstehen. Dafür, um etwa das Königreich Sachsen oder das Großherzogtum Baden als Region des Deutschen Bundes zu verstehen, erscheint der Deutsche Bund als loser Staatenbund zu schwach. Das würde auch nicht dem Selbstverständnis der Zeit entsprechen. Insofern muss nach kleineren Einheiten Ausschau gehalten werden, die sich als „Teil eines Ganzen“ identifizieren und als relativ homogene Einheiten abgrenzen lassen.¹⁸

¹³ Das erneute Interesse an den Zusammenhängen von Region und Liberalismus im deutschen Südwesten lässt sich auch an einer jüngst stattgefundenen Veranstaltung der Stiftung Heiligenberg Jugenheim, der Hessischen Landeszentrale für politische Bildung, hr2 Kultur, der Akademie auf dem Felsberg und des Instituts für Personengeschichte Bensheim erkennen: „Eine optimistische Welt? Mensch und Natur in den Umbrüchen des 19. Jahrhunderts“, Schloss Heiligenberg, Seeheim-Jugenheim, 6.–7. März 2020, <https://www.hr2.de/programm/kulturszene-hessen-eine-optimistische-welt--mensch-und-natur-in-den-umbruechen-des-19-jahrhunderts,id-kulturszene-586.html> (Zugriff: 17. April 2020).

¹⁴ Zum Beispiel: Liberalismus und Region. Zur Geschichte des deutschen Liberalismus im 19. Jahrhundert, hg. v. LOTHAR GALL / DIETER LANGEWIESCHE, München 1995.

¹⁵ DIETER HEIN, Die bürgerlich-liberale Bewegung in Baden, in: Liberalismus und Region, S. 19–39.

¹⁶ Zum Beispiel in: KARL HEINRICH POHL, „Einig“, „kraftvoll“, „machtbewusst“. Überlegungen zu einer Geschichte des deutschen Liberalismus aus regionaler Perspektive, in: Historische Mitteilungen 7 (1994), 1, S. 62–80.

¹⁷ MILOŠ ŘEZNIK, Regionalität als historische Kategorie, in: Regionalität als historische Kategorie. Ostmitteleuropäische Perspektiven, hg. v. SABINE JAGODZINSKI u.a., Osnabrück 2019, S. 13–57, hier S. 31.

¹⁸ Ebd.

Unter dieser Perspektive stößt man schnell auf die ehemals zu Frankreich gehörenden linksrheinischen Gebiete, die nach der Niederlage Napoleons und der anschließenden europäischen Neuordnung aufgeteilt und neuen Landesherrn zugeordnet wurden. Diese Gebiete wurden in der Regel als eigene Verwaltungseinheiten zusammengefasst. Zudem behielten sie ihre in der französischen Zeit eingeführten Rechte, so dass sie unter staatsrechtlicher und juristischer Perspektive in ihrem jeweiligen Staatsverband ein Sondergebiet darstellten. Auf diese Weise entstanden der zum Königreich Bayern gehörende Rheinkreis (Pfalz), die zum Großherzogtum Hessen-Darmstadt gehörende Provinz Rheinhessen und die zum Königreich Preußen gehörende Rheinprovinz.¹⁹

Aufgrund der in französischer Zeit eingeführten Reformen, wie etwa der Gewerbefreiheit, der Zivilehe oder der Abschaffung der Adelsprivilegien, verstanden die meisten Bewohner dieser Gebiete ihre Region als liberalen Fortschrittsraum und grenzten sich auf diese Weise von ihren neuen Herrschaften ab. Politisch tonangebend war in diesen Regionen das Wirtschaftsbürgertum, das von den französischen Reformen am stärksten profitiert hatte und sich auch aus diesem Grund zum Verteidiger der liberalen Errungenschaften aufschwang.²⁰

Die Bürgerlich-Liberalen versuchten den aus ihrer Sicht fortschrittenlichen Status ihrer Regionen zu erhalten und wenn möglich auf die anderen Gebiete des jeweiligen Landes auszudehnen. Dazu standen ihnen zunächst regionale Institutionen zur Verfügung, wie etwa der pfälzische Landrat als Beratungsgremium der Kreisregierung, der auch berechtigt war, Wünsche der Region direkt an den König zu senden.²¹ Zudem bauten sie das Vereinswesen, etwa im landwirtschaftlichen Bereich, aus und schufen sich auf diese Weise auch eine politische Machtbasis, wie etwa der

¹⁹ Zu den Übergangs- und Integrationsprozessen in diesen Gebieten: „auf ewige Zeiten zugehören“. Die Entstehung der bayerischen Pfalz 1816, hg. v. LENELOTTE MÖLLER u. a., Ubstadt-Weiher 2016; Das Rheinland auf dem Weg nach Preußen 1815–1822, hg. v. THOMAS P. BECKER, Köln 2019; GUNTER MAHLERWEIN, Rheinhessen 1816–2016. Die Landschaft – Die Menschen, Mainz 2016.

²⁰ Hierzu HENNING TÜRK, Ludwig Andreas Jordan und das Pfälzer Weinbürgertum. Bürgerliche Lebenswelt und liberale Politik im 19. Jahrhundert, Göttingen 2016; RUDOLF BOCH, Grenzenloses Wachstum? Das rheinische Wirtschaftsbürgertum und seine Industrialisierungsdebatte 1814–1857, Göttingen 1991, S. 35–37.

²¹ Zu diesen regionalen politischen Institutionen vgl. den zeitgenössischen Aufsatz von KARL STEINACKER, Provinzialstände, Landrath, Departementalrath, in: Staats-Lexikon oder Encyclopädie der Staatswissenschaften, hg. v. CARL VON ROTTECK / CARL THEODOR WELCKER, Bd. 13, Altona 1842, S. 262–306.

liberale spätere Präsident der Frankfurter Nationalversammlung, Heinrich von Gagern. Seine Popularität im Großherzogtum Hessen-Darmstadt basierte unter anderem auf seiner Tätigkeit als Vorsitzender des Landwirtschaftlichen Vereins von Rheinhessen.²²

Diese linksrheinischen Regionen waren nicht nur in ihrem Selbstverständnis liberal, sondern wurden auch zunehmend von Außenstehenden als liberale Regionen wahrgenommen. Dazu trug unter anderem die in der Mitte des 19. Jahrhunderts aufkommende Volkskunde bei (s. Abb. 2). Volkskundler, wie etwa der konservative Wilhelm Heinrich Riehl, bereisten die deutschen Regionen und versuchten vermeintliche Volkscharaktere in den jeweiligen Regionen zu identifizieren. Über den Bayerischen Rheinkreis (Pfalz) hielt Riehl etwa fest, dort herrsche ein „Despotismus demokratischer Freiheit“,²³ der die Gleichheit aller auch in der Lebensweise wolle. August Becker sekundierte ein Jahr später: „Wenn nun auch nicht gerade jeder pfälzische Bauer seinen Code Napoleon in der Tasche nachführt, so ist doch jeder so ziemlich mit den Bestimmungen desselben vertraut und hält ihn hoch und wert als sein kostbarstes Gut.“²⁴ Die Napoleonischen Reformen waren jedoch nicht auf die unmittelbar zu Frankreich gehörenden linksrheinischen Gebiete beschränkt. Auch die angrenzenden Staaten, die zum mit Napoleon verbündeten Rheinbund gehört hatten, hatten diese Reformen zum Teil übernommen.²⁵

Zudem waren auch diese Staaten durch die Auflösung des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation und die damit einhergehende Säkularisation und Mediatisierung sowie den Wiener Kongress neu zusammengewürfelt worden. Das im Fokus dieser Analyse stehende Großherzogtum Hessen-Darmstadt hatte etwa vor 1789 aus 45 verschiedenen Herrschaften bestanden.²⁶ Das Großherzogtum musste daher eine enorme Integrationsleistung vollbringen, wozu unter anderem die 1820 verabschiedete Verfassung diente. Das heißt, die liberalen Reformen hatten in die angrenzenden Gebiete ausgestrahlt und trafen dort auf eine Bevölke-

²² GERHARD ARMBRÜSTER, Der Landwirtschaftliche Verein für Rheinhessen unter der Präsidentschaft Heinrich von Gagerns, Bechtolsheim 1966; Frank Möller, Heinrich von Gagern. Eine Biographie, Habilitationsschrift (Manuskript), Universität Jena 2003, S. 152 f.

²³ WILHELM HEINRICH RIEHL, Die Pfälzer. Ein rheinisches Volksbild, Stuttgart / Augsburg 1857, S. 233.

²⁴ AUGUST BECKER, Die Pfalz und die Pfälzer, Leipzig 1858, S. 37.

²⁵ ELISABETH FEHRENBACH, Traditionale Gesellschaft und revolutionäres Recht. Die Einführung des Code Napoléon in den Rheinbundstaaten, Göttingen 1974.

²⁶ ILSE SPANGENBERG, Hessen-Darmstadt und der Deutsche Bund 1815–1848, Darmstadt 1969, S. 7.

Thälern, die sich von hieraus am leichtesten besuchen lassen. Dazu bildet es den Knotenpunkt der pfälzischen Eisenbahnen, -- das altherwürdige Speyer in der Ebene mit seinem Kaiserdom, Mannheim und Heidelberg, Mainz, Landau, Weißenburg und Straßburg, Kaiserslautern, Zweibrücken und Saarbrücken sind Nachbarstädte geworden. Von hier aus soll an der unteren Haardt hinab bis Grünstadt bald auch ein Schienenweg führen, und in der nächsten Nähe bieten sich nach allen Richtungen die schönsten Wagen- und Fußpartien, bis zu den Bädern Gleisweiler und Dürkheim.



Neustadt an der Haardt.

Neustadts Lage selbst ist vorzüglich schön, und die grünen Weinberge, das tiefe Thal, die nahen Burgen, die waldigen Berge und die schönen Landsitze geben der Gegend eine reizende Mannigfaltigkeit, in der Romantik und Idylle, Geschichte und Gegenwart in uns einen angenehmen Wechsel der Stimmungen erwecken. Das Innere der Stadt ist dagegen freilich minder schön, die engen, unebenen Straßen bieten auch nicht einmal viel architektonisches Interesse und der merkwürdigen Ge-

Abb. 2: „Neustadts Lage selbst ist vorzüglich schön, und die grünen Weinberge, das tiefe Thal, die nahen Burgen und die waldigen Berge und die schönen Landsitze geben der Gegend eine reizende Mannigfaltigkeit, in der Romantik und Idylle, Geschichte und Gegenwart in uns einen angenehmen Wechsel der Stimmungen erwecken.“

rung, die in Integrationsprozesse eingebunden war und nach einer neuen Identität suchte.²⁷ Diese fand man unter anderem in dem gemeinsamen Eintreten für liberale Reformen. Die Verfassungen boten dazu Anknüpfungspunkte, etwa durch die Tätigkeit in den jeweiligen Landtagen. Zudem entstand über die Ländergrenzen hinweg eine enge, informelle Zusammenarbeit der Liberalen, durch die sich eine Kernzone von der preußischen Rheinprovinz im Norden bis zum Großherzogtum Baden herausbildete. Die Hessische (und Badische) Bergstraße und die Bayerische Pfalz stellten in diesem Kontext Kontaktzonen dar. Sie waren Bereiche, die sich geografisch, aber auch von der Wahrnehmung als Räume des liberalen Austauschs anboten.

Architektur-Landschaft des Liberalismus?

Die historiografische Forschung geht davon aus, dass „Regionalität als historische Kategorie“ vielfältige Bedeutungen und Figuren besitzt, die durch die „Historisierung des Regionalen“ zu analysieren sind.²⁸ Während sich die Analyse im ersten Teil auf die kommunale und regionale Ebene „liberalen“ Handelns konzentriert hat, wird nun versucht, der Frage der Verbindung von liberal-demokratischer Politik und Architektur nachzugehen. Zu untersuchen ist, ob sich in der Bayerischen Pfalz oder an der Hessisch-Darmstädter Bergstraße als „Landschaften des Liberalismus“ explizite gestalterische Haltungen, Architekturstile oder theoretische Positionen finden lassen, die sich insbesondere von höfisch-aristokratischen Modellen und Mustern abgrenzen und bürgerliche Forderungen nach Freiheit, Autonomie und Mitbestimmung im kulturellen Bereich reflektieren.²⁹

²⁷ Diese Suche nach einer neuen Identität und ihre Verbindung zum Liberalismus sind zumindest für die Bayerische Pfalz vertieft untersucht worden. Vgl. WILHELM KREUTZ, Regionale Identitätsbildung: Die Pfalz im langen 19. Jahrhundert, in: Räume und Grenzen am Oberrhein, hg. v. BRIGITTE HERRBACH-SCHMIDT / HANSMARTIN SCHWARZMAIER, Ostfildern 2012, S. 221–238; CELIA APPLEGATE, Zwischen Heimat und Nation. Die pfälzische Identität im 19. und 20. Jahrhundert, Kaiserslautern 2007.

²⁸ ŘEZNIK, Regionalität, S. 45.

²⁹ Einleitende Überlegungen zum Zusammenspiel von politischem System und (architektonischer bzw. visueller) Repräsentation befinden sich u. a., in: Politische Architektur in Europa vom Mittelalter bis heute – Repräsentation und Gemeinschaft, hg. v. MARTIN WARNKE, Köln 1984; KLAUS VON BEYME, Parlament, Demokratie und Öffentlichkeit. Die Visualisierung demokratischer Grundprinzipien im Parlamentsbau, in: Architektur und

Dabei folgt die vorliegende Untersuchung der von Ulrich Maximilian Schumann schon 1996 formulierten These, dass sich „die Herausbildung einer selbstbewußt bürgerlichen Architektur [in] Deutschland zunächst nur dort verfolgen“ lässt, „wo erwirtschaftete Unabhängigkeit und eine darauf basierende Ideologie vorgeführt werden“.³⁰ Zu fragen sein wird nach den programmatischen Qualitäten von Architektur im 19. Jahrhundert in den Regionen Bergstraße und Pfalz mit Blick auf Repräsentationen von „Liberalismus“ oder diesem nahe stehenden Ideen, wie es etwa für die Architektur der Bundesrepublik nach 1945 analysiert worden ist.³¹

Anders als für die USA und deren „Architecture of Democracy“³² liegen für die Region Bergstraße im 19. Jahrhundert zu den Aspekten einer politischen Ikonografie der Architektur und der Kulturlandschaft im Vormärz und danach bislang nur wenige Arbeiten vor. Sie beziehen sich mehrheitlich auf die bedeutende Stellung des Klassizismus als verbindlicher Baustil in den Großherzogtümern Hessen-Darmstadt und Baden sowie im Königreich Bayern.³³ Das klassizistische Bauen kann – übrigens für den gesamten deutschen Südwesten, also auch für Baden, Nassau oder Frankfurt am Main – auf das theoretische wie praktische Wirken von Friedrich Weinbrenner in Karlsruhe zurückverfolgt werden, dessen Schüler, zumeist als führende Baubeamte in den südwestdeutschen

Demokratie. Bauen für die Politik von der amerikanischen Revolution bis zur Gegenwart, hg. v. INGEBORG FLAGGE / WOLFGANG JEAN STOCK, Stuttgart 1992, S. 33–45.

³⁰ ULRICH MAXIMILIAN SCHUMANN, „Die Innenwelt der Außenwelt der Innenwelt“. Architektur und Liberalismus 1848–1933, in: Architektur als politische Kultur. Philosophica Practica, hg. v. HERMANN HIPP / ERNST SEIDL, Berlin 1996, S. 225–236, hier S. 228.

³¹ Vgl. Architektur und Demokratie; HAGEN P. EYINK, Demokratie als Bauherr. Die Bauten des Bundes in Berlin 1991–2000, Hamburg 2000; BERNHARD SCHÄFERS, Soziologie der Architektur und der Stadt, Bd. 1: Architektursoziologie. Grundlagen – Epochen – Themen, 2., durchges. Auflage, Wiesbaden 2006, insbes. S. 169–181; MARTIN SEIDEL, Architektur der Demokratie. Bauten des Bundes 1990–2010, Ostfildern 2009; Parlamentarische Repräsentationen. Das Bundeshaus in Berlin im Kontext internationaler Parlamentsbauten und nationaler Strategien, hg. v. ANNA MINTA, Bern 2014.

³² Zum Zusammenhang von Architektur und liberaler Demokratie in den USA u. a.: ALLAN GREENBERG, The Architecture of Democracy. American Architecture and the Legacy of the Revolution, New York 2006; RALPH G. GIORDANO, The Architectural Ideology of Thomas Jefferson, Jefferson, NC 2012; ANNA MINTA, Staatsbauten und Sakralarchitektur in Washington/DC. Stilkonzepte patriotischer Baukunst, Berlin 2015.

³³ Vgl. Georg Moller (1784–1852). Bauten und Projekte des großherzoglichen Staatsbaumeisters in Hessen-Darmstadt, hg. v. MICHAEL GROBLEWSKI, Berlin 2015; Georg Moller. Symposium aus Anlass seines 150. Todestages am 13. März 2002 im Hessischen Landtag in Wiesbaden, hg. v. NORBERT KARTMANN, Wiesbaden 2004; Darmstadt in der Zeit des Klassizismus und der Romantik, hg. v. BERND KRIMMEL, Darmstadt 1978.

Staaten, zur überregionalen Verbreitung seiner Ideen und Konzepte beigetragen haben.³⁴ Zu fragen wäre in nachfolgenden Untersuchungen zum einen, ob es personelle Überschneidungen der Weinbrenner-Schule und liberalen-demokratischen Tendenzen gab,³⁵ und zum anderen, ob sich die hier angeführten Indizien hinsichtlich einer regional verankerten politischen Architektur als Träger „liberaler“ Ideen im 19. Jahrhundert mit weiteren Fallstudien erhärten lassen.³⁶

Wer „macht“ die Region Bergstraße im 19. Jahrhundert?

Für die Bergstraße als frühe Tourismusregion,³⁷ die verkehrstechnisch günstig in der Nähe der Hauptroute englischer Reisender über den Rhein nach Süden in die Schweiz und weiter nach Italien lag, existieren Reisebeschreibungen auf Deutsch, Englisch und Französisch, welche die topografischen und historischen Besonderheiten der Region herausstellen.³⁸ Dazu gehört auch das Panorama,³⁹ das sich aus dem Kontrast zwischen der flachen Rheinebene und der Hügelkette ergibt:

„Hierunter wird die Strecke verstanden, die sich neben dem Odenwald hinzieht, bei Darmstadt [...] anfängt, und sich bis Heidelberg erstreckt [...] von so vielen alten Burgen und Ruinen begrenzt, mit Mandel-, Kastanien- und Nuß-

³⁴ Vgl. Friedrich Weinbrenner 1766–1826. Architektur und Städtebau des Klassizismus, hg. v. BRIGITTE BAUMSTARK u. a., Petersberg 2015; ULRICH MAXIMILIAN SCHUMANN, Friedrich Weinbrenner. Klassizismus und „praktische Ästhetik“, Berlin / München 2010.

³⁵ Andeutungen in diese Richtung gibt es bei ULRICH MAXIMILIAN SCHUMANN, Friedrich Weinbrenner. Worte und Werke, Bad Saulgau 2017.

³⁶ Vgl. CLAUS DREYER, Politische Architektur als Bedeutungsträger: Ästhetik und Repräsentation, in: Wolkenkuckucksheim. Internationale Zeitschrift zur Theorie der Architektur 6 (September 2001), 1, unpaginiert mit Literaturliste, <https://cloud-cuckoo.net/openarchive/wolke/deu/Themen/011/Dreyer/dreyer.htm> (Zugriff: 17. April 2020).

³⁷ Zum beginnenden Massentourismus im 19. Jahrhundert einführend: RÜDIGER HACHTMANN, Tourismus und Tourismusgeschichte, in: Docupedia-Zeitgeschichte, 22. Dezember 2010, <http://dx.doi.org/10.14765/zzf.dok.2.312.v1> (Zugriff: 20. Dezember 2019); DERS., Tourismus-Geschichte, Göttingen 2007.

³⁸ Einführend zur Tourismusgeschichte an der Bergstraße: ECKHART G. FRANZ, Unter dem „lateinischen“ Himmel der Bergstraße. Bade- und Burgen-Tourismus in der Vor-Eisenbahn-Zeit, in: Reisebilder aus Hessen. Fremdenverkehr, Kur und Tourismus seit dem 18. Jahrhundert, hg. v. ULRICH EISENBACH / GERD HARDACH, Darmstadt 2001, S. 61–72.

³⁹ Vgl. ECKHART G. FRANZ, Die Bergstraße in der Fremdenverkehrs-Werbung des frühen 19. Jahrhunderts. Faksimile-Ausgabe der Stahlstich-Panoramen von Heinrich Rosenkranz und George Lambert 1831/1842/1848, Darmstadt 2002.

bäumen besetzt. [Die Bergstraße, O. S.] ist eine der fruchtbarsten und angebautesten Theile der Provinz, hat gegen Westen das weite Rheinthal und gegen Osten den ebenso merkwürdigen als romantischen Odenwald zur Grenze.“⁴⁰

Auffällig ist, dass die geografisch-topografischen Beschreibungen der Bergstraße eher den Naturraum bzw. die Kulturlandschaft in den Blick nehmen,⁴¹ die weniger von politischen und administrativen, als vielmehr von geologischen Grenzen bzw. der Nähe oder Distanz zum Rhein definiert wird. Während der Odenwald als topografische, optische und kulturelle Grenze wahrgenommen wird – obwohl ja dieser auch zu Hessen-Darmstadt gehörte – wird die Kulturlandschaft Bergstraße, die ja tatsächlich seit 1806 von neuen politischen Grenzen durchzogen wurde, als Kontinuum wahrgenommen.

Die rechtlichen Rahmenbedingungen wurden im Grenzvertrag von 1810 zwischen den beiden Großherzogtümern Hessen-Darmstadt und Baden geregelt, der bis 1945 Bestand hatte und der, so der Eindruck aus den zeitgenössischen Reisebeschreibungen, einen recht problemlosen Grenzübertritt zwischen den Territorien ermöglichte. Wie weiter oben beschrieben, standen die südwestdeutschen Liberalen in engem Austausch und förderten den transregionalen Zusammenhalt der Gebiete. Dass Grenzüberschreitungen schon in dieser Zeit, gerade unter liberalen Politikern, an der Tagesordnung waren, zeigt allein der Blick auf die wichtigen politischen Versammlungen, die an der Bergstraße, im Pfälzchen und im Rheingau stattfanden, zum Beispiel regelmäßig seit 1832 auf dem Weingut des liberalen Politikers Johann Adam von Itzstein in Hallgarten / Rheingau (Nassau),⁴² in den Jahren vor der Revolution auf den Weingütern von

⁴⁰ GEORG WILHELM JUSTIN WAGNER, Statistisch-topographisch-historische Beschreibung des Großherzogtums Hessen-Darmstadt, Bd. 1: Provinz Starkenburg, Darmstadt 1829, S. 16.

⁴¹ Zu ähnlichen Phänomenen an Rhein und Mosel: CHRISTIANE HÄSLEIN, „... not easily accessible“. Englische Maler auf Rhein und Mosel bis 1850, in: Landschaftsmalerei, eine Reisekunst? Mobilität und Naturerfahrung im 19. Jahrhundert, hg. v. CLAUDIA DENK / ANDREAS STROBL, Berlin / München 2017, S. 87–100.

⁴² WOLFGANG KLÖTZER, Die Hallgartener Versammlungen. Auf dem Weg zur Frankfurter Nationalversammlung, in: Hessen 1848. Zur Vorgeschichte der Revolution, hg. v. BERND HEIDENREICH, Wiesbaden 1999, S. 52–60; WOLFGANG KLÖTZER, Um Freiheit und deutsche Einheit. Unbekannte Itzstein-Briefe aus dem Vormärz, in: Darstellungen und Quellen zur Geschichte der deutschen Einheitsbewegung im neunzehnten und zwanzigsten Jahrhundert, Bd. 1, Heidelberg 1957, S. 119–155; BIRGIT BUBLIES-GODAU, Johann Adam von Itzstein (1756–1855). Vom Mainzer Jakobinerklub zur Frankfurter Nationalversammlung: Vorkämpfer, Wortführer und Spitzenpolitiker der bürgerlichen

Ludwig Andreas Jordan und Franz Peter Buhl in Deidesheim (Pfalz)⁴³ oder 1848 in Heidelberg (Baden). Ein besonderer liberaler Erinnerungsort ist die an der Bergstraße gelegene Stadt Heppenheim (Hessen-Darmstadt), wo 1847 im Gasthaus „Zum Halben Mond“ eine Versammlung wichtiger konstitutionell-liberaler Politiker stattfand. Das Treffen gilt als Geburtsstunde des politischen Liberalismus, so dass die FDP ihre Gründungsveranstaltung 1948 ebenfalls in Heppenheim abhielt.⁴⁴

Die nassauischen, hessischen, badischen, pfälzischen und rheinpreußischen Liberalen und Demokraten waren transregional – beispielsweise beim Hambacher Fest 1832 oder bei der Offenburger Versammlung 1847 – verbunden. Diese Andeutungen müssen ausreichen, um zu skizzieren, dass der deutsche Südwesten im Vormärz als Landschaft des politischen Liberalismus und gleichzeitig auch als frühe Tourismusregion begriffen werden kann,⁴⁵ wobei den möglichen Wechselwirkungen dieser beiden Phänomene noch vertiefend nachgegangen werden müsste.⁴⁶ Die Frage ist nun, ob und in welcher Form der Liberalismus an der zu den Großherzogtümern Hessen-Darmstadt bzw. Baden gehörenden Bergstraße – über politische und rechtliche Initiativen hinausgehend – auch mit der architektonischen und landschaftlichen Regionsgestaltung verbunden ist.

Verfassungs- und Demokratiebewegung, in: Akteure eines Umbruchs. Männer und Frauen der Revolution von 1848/49, hg. v. WALTER SCHMIDT, Bd. 3, Berlin 2010, S. 303–357.

⁴³ Zum Deidesheimer Kreis: TÜRK, Ludwig Andreas Jordan.

⁴⁴ ROLAND HOEDE, Die Heppenheimer Versammlung vom 10. Oktober 1847, Frankfurt am Main 1997; BIRGIT BUBLIES-GODAU, Das Vermächtnis der Versammlungen – Heppenheim als Erinnerungsort der freiheitlichen Demokratie und des politischen Liberalismus in Deutschland, in: Jahrbuch zur Liberalismus-Forschung 22 (2010), S. 79–106.

⁴⁵ Auch der zum Großherzogtum Baden gehörende Nordschwarzwald mit seiner Kurstadt Baden-Baden oder das Pfälzer Haardtgebirge (die heutige Weinstraße) entwickeln sich seit dem frühen 19. Jahrhundert zu wichtigen internationalen wie überregionalen Tourismusregionen. Vgl. zum Beispiel IRIS BAUMGÄRTNER, Landpartien Nordschwarzwald. Baden-Baden, Rastatt, Ettlingen, Karlsruhe-Durlach, hg. v. Stadtmuseum Rastatt u. a., Baden-Baden u. a. 2019.

⁴⁶ Zu überlegen wäre in etwa, ob es kausale Zusammenhänge zwischen Formen des politischen Geschichtstourismus im Sinne einer Erinnerungskultur an den frühen Liberalismus und an die „liberale Region“ des Oberrheingrabens, wie er für die USA früh feststellbar ist, auch am Oberrhein des 19. Jahrhunderts gab. Vgl. RICHARD H. GASSAN, The Birth of American Tourism. New York, the Hudson Valley, and American Culture, 1790–1830, Amherst 2008. Für andere Tourismusformen im Oberrheingebiet, zum Beispiel den im 19. Jahrhundert einsetzenden Weintourismus: HANS SARKOWICZ, Das irdische Paradies. Weintourismus im Rheingau, in: Reisebilder aus Hessen, S. 365–372. Zum Geschichtstourismus: Reisen in die Vergangenheit. Geschichtstourismus im 19. und 20. Jahrhundert, hg. v. ANGELA SCHWARZ / DANIELA MYSLIWETZ-FLEISS, Wien u. a. 2019.

Entdeckung der ästhetischen Landschaft an der Bergstraße

Um neben den eingangs erwähnten literarischen Beschreibungen anderen ästhetischen Regionalitätskonstruktionen zunächst einmal an der Bergstraße nachzuspüren, ist es hilfreich, auf ein regionales Beispiel hinzuweisen, das bereits jene Verflechtungen von Landschaftswahrnehmung und -gestaltung mit politischen Vorstellungen zeigt, auch wenn dieses nicht dem politischen Liberalismus zugeordnet werden kann. Das „Fürstenlager“ in Bensheim-Auerbach erstreckt sich in einem west-östlich quer zum Rheingraben verlaufenden Tal des Vorderen Odenwalds.⁴⁷ Ab 1783 fungierte das Fürstenlager als Sommerresidenz des Darmstädter Hofs. Ausgehend von einem älteren „Gesundbrunnen“ (1768) entstand ab 1790 eine dörfliche Anlage – inklusive eines landwirtschaftlichen Betriebes (Meierei) – die der ästhetischen Imitation eines „natürlich“ authentischen Landlebens diente und die ihr ideengeschichtliches Vorbild im Versailler Hameau de la Reine (seit 1783) hatte. In diesem Umfeld konnte sich der Darmstädter Hof als „Landwirte auf Zeit“ inszenieren.⁴⁸

Entscheidend für unseren Zusammenhang ist aber vor allem das Moment des Blicks auf die „natürliche“ Umgebung der weinbäuerlichen Kulturlandschaft, in die sich der Park als künstliche Anlage harmonisch einfügt.⁴⁹ Die Blicke von den Hügeln des Fürstenlagers – vom sogenannten Altarberg mit Freundschaftsaltar (1783) und Teehaus (1787, s. Abb. 3, S. 68), Champignonberg (1787), Neun Aussichten, der erste Freundschaftstempel (1824) – auf die Rheinebene und auf das umgebende Mittelgebirge wurden mit Denkmälern ausgestattet und baulich mit Wegen und Pavillons strukturiert.

Das Fürstenlager ist ein Beispiel dafür, dass die Region mit ihren topografischen und historischen Besonderheiten (zum Beispiel der Inszenierung von Blickachsen auf die Burgruinen des Auerbacher Schlosses) mit bestimmten Werten – hier vor allem die sentimentale Vorstellung des naturnahen, einfachen Landlebens der lokalen Bevölkerung an der anmutigen Bergstraße – aufgeladen und dass diese Werte durch Architektur und

⁴⁷ Vgl. CLAUDIA GROESCHEL, Das Fürstenlager in Auerbach an der Bergstraße. Vom Kurpark zur Meierei, in: Die Gartenkunst 10 (1998), 1, S. 75–86.

⁴⁸ Ebd., S. 81.

⁴⁹ Zum Zusammenhang von Landschaftsmalerei und Gartenkunst im 19. Jahrhundert u. a. IRIS LAUTERBACH, Werdende Bilder im Übergange: Gartenkunst und Landschaftsmalerei, in: Parkomanie. Die Gartenlandschaften des Fürsten Pückler in Muskau, Babelsberg und Branitz, hg. v. Kunst- und Ausstellungshalle der Bundesrepublik Deutschland, München u. a. 2016, S. 41–53, insbes. S. 50 f.

Gartenkunst repräsentiert, symbolisiert und durch diverse Bildmedien weit verbreitet worden sind (s. Abb. 4).

Besonders wichtig für die überregionale Dissemination von bildlichen Repräsentationen der Bergstraße waren hier jene Maler, die von den Darmstädter oder Badischen Großherzögen zur Ausbildung nach Italien geschickt wurden und dann, nach der Rückkehr von der Grand Tour,⁵⁰ die heimische Region „mit italienischen Augen“ durchwanderten und darstellten.⁵¹

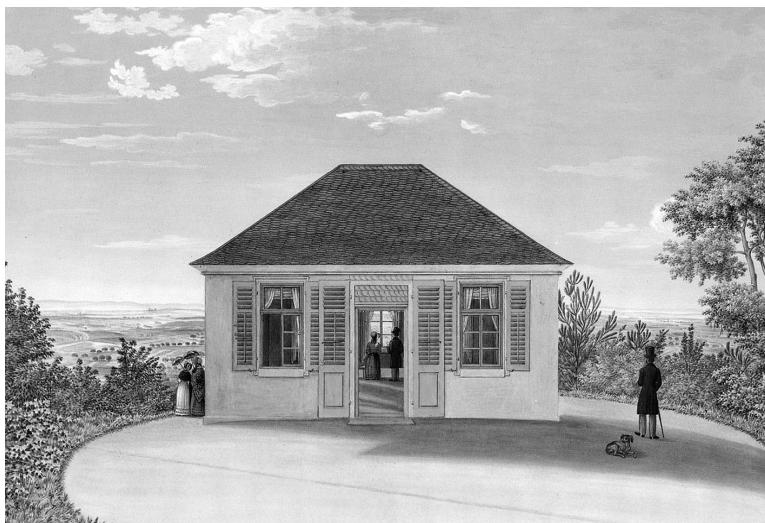


Abb. 3: Ernst August Schnittspahn, Ansicht des Altarhäuschens und späterem Teehäuschen im Fürstenlager Auerbach, 1848, Gouache auf Papier, farbig, 35,8 x 52,8 cm

Während die Bedeutung der Darmstädter und Heidelberger Romantiker wie August Lucas, Heinrich Schilbach (s. Abb. 5, S. 70), Karl Rottmann oder Karl Philipp Fohr sowohl für den beginnenden Tourismus an Rhein, Main und Neckar als auch für ein neues Naturbild in der Forschung hin-

⁵⁰ Vgl. Vom Rhein nach Italien. Auf den Spuren der Grand Tour im 19. Jahrhundert, hg. v. SIGRID LANGE / MATTHIAS VON DER BANK, Petersberg 2019.

⁵¹ Vgl. GOLO MAURER, Italien als Erlebnis und Vorstellung. Landschaftswahrnehmung deutscher Künstler und Reisender 1760–1870, Regensburg 2015.

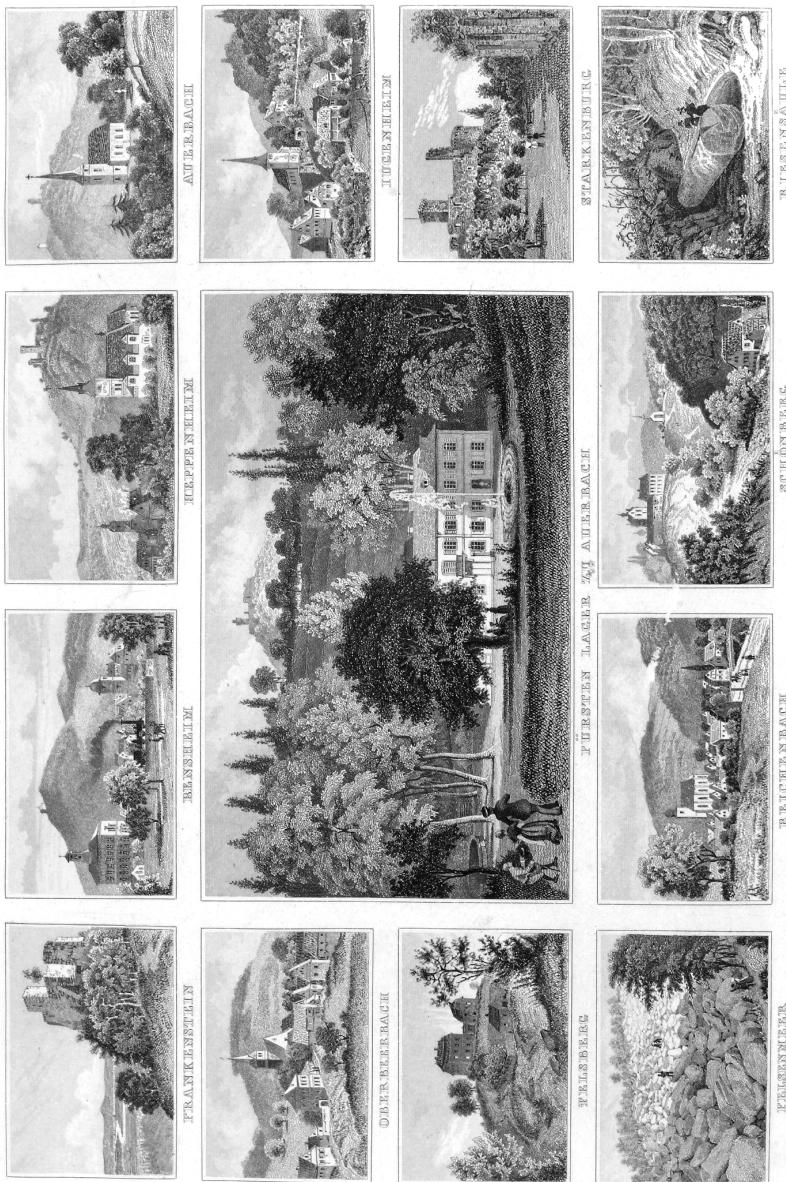


Abb. 4: Erinnerungsblatt mit 13 Ansichten der Bergstraße, Stahlstich auf Papier, 13,8 x 20,2 cm

reichend gewürdigt worden ist,⁵² fehlen noch Arbeiten zur Verbindung von Ästhetik und Politik im Vormärz, der man unter anderem anhand der Gattung des bürgerlichen Porträts vor der landschaftlichen Kulisse der Bergstraße (oft mit der charakteristischen Bergsilhouette des Melibokus im Bildhintergrund) nachgehen könnte.



Abb. 5: Heinrich Schilbach, *Ein Theil der Bergstrasse (bei Seeheim beginnend)*, Stahlstich nach Eduard Willmann, 10,9 x 15,5 cm

⁵² Vgl. PETER MÄRKER, Carl Philipp Fohr 1795–1818. Monographie und Werkverzeichnis, München 2015; Romantik im Rhein-Main-Gebiet, hg. v. MAREIKE HENNIG, Petersberg 2015; Romantik an Rhein und Main. Eine Topografie, hg. v. WOLFGANG BUNZEL, Darmstadt 2014; August Lucas – wer Engel sucht, hg. v. RALF BEIL, Ostfildern 2013; Kunstlandschaft Rhein-Main. Malerei im 19. Jahrhundert 1806–1866, hg. v. MANFRED GROßINSKY, Frankfurt am Main 2000; Darmstadt in der Zeit des Klassizismus und der Romantik; GISELA BERGSTRÄSSER, Johann Heinrich Schilbach. Ein Darmstädter Maler der Romantik, Darmstadt 1959.

(Gegen-)Beispiele für „liberale“ Architektur?

Bürgerliche Autonomie und Selbstbestimmung, die Gestaltung der eigenen „Welt“, beschränkte sich im Vormärz – sieht man vom Wandern als individuelle Freizeitgestaltung oder von den zahlreichen bürgerlichen Vereinen ab – weitgehend auf die private Wohnung und den Hausgarten. Insofern könnte, so die Hypothese, ein liberales Element in der südwestdeutschen Baukunst in der vorhandenen Freiheit liegen, einen geeigneten Architekten / Baumeister zu beauftragen, einem Gebäude oder Garten einen eigenen Stil zu geben, ohne sich gestalterischen Vorgaben der Obrigkeit unterordnen zu müssen, d. h. eine auch gestalterische Hoheit über den Privatbesitz zu haben.

Auch wenn der Klassizismus – also die Adaption der griechisch-römischen Baukunst der Antike – mit liberal-demokratischen Vorstellungen verbunden sein *kann*,⁵³ so zeigt das Beispiel von Villa Ludwigshöhe bei Edenkoben in der Pfalz (seit 1843), dass monarchische Auftraggeber im deutschen Südwesten, ebenso wie Republikaner in den noch jungen USA,⁵⁴ auf den antikisierenden Stil und die Bauaufgabe Villa zurückgriffen. Und in der Neugotik, welche deutsch-patriotisch konnotiert war, konnten sich sowohl bürgerliche Auftraggeber als auch Vertreter des alteingesessenen Adels wie Heinrich Friedrich Karl vom und zum Stein, etwa mit dem neogotischen Turm an seinem Schloss in Nassau (seit 1815), identifizieren.⁵⁵ War also die Wahl des Stils nicht zwangsläufig kongruent mit den politischen Weltanschauungen, so könnte sich das „liberale“ Element der Architektur primär in den Nutzungsformen und im performativen Umgang mit Haus, Garten und Landschaft zeigen und somit bestimmte gesellschaftliche Vorstellungen vermitteln helfen. Betrachtet man die Bauaufgaben im Vormärz hinsichtlich „bürgerlicher“ Gattungen, so sticht, neben dem Wohnhaus in der Stadt, neben Infrastruktur-, Verwaltungs- und Bildungsgebäuden oder Denkmälern, die Villa auf dem Land hervor.⁵⁶

⁵³ Zuletzt: Thomas Jefferson Architect. Palladian Models, Democratic Principles, and the Conflict of Ideas, hg. v. LLYOD DE WITT / COREY PIPER, New Haven / London 2019.

⁵⁴ Vgl. BARRY BERGDOLL, Books, Buildings, and the Spaces of Democracy. Jefferson's Library from Paris to Washington, in: Thomas Jefferson Architect, S. 65–79.

⁵⁵ Für den Hinweis danke ich Dr. Meinrad von Engelberg (Technische Universität Darmstadt).

⁵⁶ Gleichwohl sei hier auf die notwendigen Differenzierungen hinsichtlich dieser „herrschaftlichen“ Bauaufgabe gerade im 19. Jahrhundert zwischen Aristokratie und Bürgertum hingewiesen. Vgl. u. a. REINHARD BENTMANN, Die Villa als Herrschaftsarchitektur.

Der temporäre Aufenthalt außerhalb der Stadt kann als Zeichen bürgerlicher – durchaus auch ökonomischer – Autonomie über den vormals durch den Adel beherrschten und besessenen Raum gelesen werden sowie in der Aneignung einer früher höfisch-aristokratisch konnotierten Bauaufgabe für bürgerliche Zwecke. So liest man in der 1798 erschienenen „Schönen Landbaukunst“ von Friedrich Meinert, dass „auf dem Lande [...] Häuser von verschiedenem Charakter“ vorkommen, die von verschiedenen Gesellschaftsschichten erbaut sind.⁵⁷ Zum individuellen Ausdruck der regionalen (auch: vernakulären) Architektur schreibt er:

„Jeder charakterisiert sich sein Haus oder seine Wohnung, von Aussen oder von Innen, oder von Aussen und Innen zugleich, nach seinem Stande, nach seiner Lebensweise, nach dem Grade seines Geschmaks und nach seinem Vermögen. Hierdurch entsteht eine Mannichfaltigkeit unter den Landhäusern, welche die Einförmigkeit unterbricht und das Land zum angenehmen Spiele der Phantasie macht.“

Meinert beschreibt die positiven moralischen wie sozialen Auswirkungen des Landlebens:

„Landbewohner dieser Art vergessen leicht die geräuschvollen Freuden der Städte, benützen ihr Vermögen ungestört, und geniessen die wahren Vergnügungen des Lebens unbeneidet. Ihr Verstand, ihre Sittlichkeit, und ihr froher Sinn bleibt nicht ohne Früchte; der Landmann, von Natur gut und von städtischer Sitte unverdorben, kultivirt sich, durch solche Muster gereizt, ohne absichtliche Veranlassung.“⁵⁸

In diesem Kontext stehen auch die oben erwähnten Porträts von Bürgern auf ihren Bergsträßer Landsitzen, die als Hintergrund das charakteristische Landschaftsprofil haben und eine regionale Ikonografie besitzen.⁵⁹ Schon in der wichtigsten Gartentheorie des späten 18. Jahrhunderts von Cay Lorenz Hirschfeld findet sich eine ähnliche Überlegung über den

Versuch einer kunst- und sozialgeschichtlichen Analyse, Frankfurt am Main 1970; WOLFGANG BRÖNNER, Die bürgerliche Villa in Deutschland 1830–1890, 2., leicht verbess. Auflage, Worms 1994.

⁵⁷ Hier und im Folgenden: FRIEDRICH MEINERT, Die schöne Landbaukunst oder Neue Ideen und Vorschriften zu Landgebäuden, Landhäusern und Oekonomie-Gebäuden im gefälligen; Ideen zu Gebäuden für öffentliche und Privatbelustigungen, ingleichen zu Gebäuden im ernsthaften aber edlen Style, in Grundrissen, Aufrissen und Durchschnitten, Leipzig 1798, S. 1.

⁵⁸ Ebd., S. 4.

⁵⁹ Vgl. BARBARA BOTT, Gemälde hessischer Maler des 19. Jahrhunderts im Hessischen Landesmuseum Darmstadt, Heidelberg 2003.

„gärtnerisch gestalteten Raum nach Ständen“ und seine differenzierten Botschaften an die Betrachter von Gärten und Landhäusern:⁶⁰

„Landhäuser und Gärten sind Zeugen des öffentlichen Geschmacks, die niemals der Politik gleichgültig seyn sollten, [...] weil auch diese Gegenstände eine sittliche Gewalt über die Gemüther der Bürger haben. [...] Ja, bey dem täglichen Anschauen helfen sie die Empfindungen und Begriffe des Reinlichen, Harmonischen, Anständigen, Schönen und Angenehmen, die für die Cultur des Geistes und des Herzens so wichtig sind, verbreiten.“⁶¹

Es war die Bauaufgabe des sommerlichen Landsitzes des wohlhabenden und freien Stadtbürgers, der an der Bergstraße und in der Pfalz im 19. Jahrhundert vermehrt auftaucht und von den Zeitgenossen als „typisch“ beschrieben wird.⁶² Auffällig ist die immer wiederkehrende Motivik von landschaftlich besonders schöner Lage in erhöhter Position zum Rheingraben, eine gepflegte Umgebung mit Gärten, die eine enge Verbindung von Landschaft und Garten schaffen. So erwähnt der Geometer und Historiker Georg Wilhelm Justin Wagner (1793–1874) in seiner 1829 erschienenen „Statistisch-topographisch-historische Beschreibung des Großherzogtums Hessen-Darmstadt“ die Villen in den Gemeinden Seeheim und Jugenheim am nördlichen Beginn der Bergstraße:

„Dieser Berg [Heiligenberg], auf dessen Spitze ein freundliches Landhaus steht, von dem sich eine schöne Aussicht darbietet, ist zu landwirtschaftlicher Benutzung trefflich angelegt, hat über 2000 Stämme der edelsten Obstsorten und einen Weinberg, in welchem Rieslinge- und Burgunderreben gezogen werden.“⁶³

Bauherr dieser Villa mit Landwirtschaftsbetrieb, des späteren Schloss Heiligenberg, war der Jurist und hohe Verwaltungsbeamte Freiherr August Konrad Hofmann (1776–1841) aus der nahen Residenz Darmstadt.⁶⁴

⁶⁰ BURKHARD FUHS, *Mondäne Orte einer vornehmen Gesellschaft. Kultur und Geschichte der Kurstädte 1700–1900*, Hildesheim 1992, S. 107.

⁶¹ CAY LORENZ HIRSCHFELD, *Theorie der Gartenkunst*, Bd. I, Leipzig 1780, S. 157, zitiert nach: FUHS, *Mondäne Orte*, S. 107.

⁶² Eine Übersicht über die Anhäufung von Landsitzen am nördlichen Beginn der Bergstraße bei FRANZ, *Unter dem „lateinischen“*, S. 66.

⁶³ WAGNER, *Statistisch-topographisch-historische*, S. 119.

⁶⁴ Vgl. Wigand's *Conversations-Lexikon für alle Stände*, Bd. 6: *Griechenland-Instruktion*, Leipzig 1848, S. 710 f. Zur weiteren Baugeschichte von Schloss Heiligenberg unter Moller: EVA HUBER, Georg Moller, in: *Darmstadt in der Zeit des Klassizismus und der Romantik*, S. 85–219, hier S. 194–198.

Hofmann erhielt 1810 den Grundbesitz durch Großherzog Ludwig I. und ließ dort vermutlich ab 1814 unter Beteiligung von Hofbaudirektor Georg Moller einen landwirtschaftlichen Betrieb errichten, Wasserleitungen sowie einen Garten anlegen. 1826 gelangte der Heiligenberg in den Besitz von Erbgroßherzogin Wilhelmine von Hessen und bei Rhein, unter der ab 1831 Moller mit weiteren Adaptionen beschäftigt war. Der Blick vom Heiligenberg auf die Rheinebene, wie er etwa vom nach dem Maler benannten Schilbach-Blick möglich ist, wird auch in Hochstätters Beschreibung von 1829 gerühmt:

„Das naheliegende heitere Landhaus und das schöne Landgut des verehrungswürdigen geheimen Staatsrathes, Freiherrn von Hofmann, verdient auch hier eine Stelle; es liegt am Rande des sogenannten Kaufwaldes und gewährt eine Uebersicht des ganzen Heiligenberges und der weiteren Umgegend.“⁶⁵

Im benachbarten Seeheim sind „auf dem Seeheimer Berge die äußerst schönen Anlagen, mit dem Landhause und den Monumenten Wenks und Höpfners“ zum Besuch empfohlen. „Diese Anlagen“, so Wagner 1829, „haben dem verstorbenen dortigen Amtmann, Reg. Rath Pistor Entstehung und Fortbildung zu verdanken. Aus dem hochgelegenen Hause eröffnet sich eine äußerst interessante Aussicht.“

Beide, Helfrich Bernhard Wenck (1739–1803) und Ludwig Julius Friedrich Höpfner (1743–1797), waren Repräsentanten der bürgerlichen Aufklärung in Darmstadt und wurden auf dem Landsitz des Beamten Johann Ludwig Pistor (1758–1816) mit Denkmälern geehrt.⁶⁶ Diese Anlagen werden auch in der „Wanderungen durch die Bergstraße“ von Hochstätter beschrieben:

„Seeheimer Berg, eine Anlage, deren Schöpfer der verstorbene Regierungsrath und Amtmann Pistor war, und hierdurch bewies, daß sein Herz nicht blos dem geräuschvollen Leben der Gerichte hingegeben war, sondern auch warm für schöne Natur schlug. Auf einer breiten Terrasse erhebt sich ein Lusthaus, das gegen die Ebenen des Rheins hinab eine eben so schöne Aussicht wie der Frankenstein gewährt.“

Großherzog Ludwig I. von Hessen-Darmstadt erwarb von Pistor das Landhaus in Seeheim mit dem umgebenden Park; sein Sohn Ludwig II. benutzte das Gut unter anderem als Ausweichquartier während der Choleraepidemie der frühen 1830er Jahre. So avancierten Seeheim und Jugen-

⁶⁵ HOCHSTÄTTER, Meine Wanderungen, S. 15 f.

⁶⁶ Zu Pistor vgl. FRANZ, Unter dem „lateinischen“, S. 66.

heim schon um 1800 zu Zentren des suburbanen, adeligen wie bürgerlichen, Villenbaus am nördlichen Beginn der Bergstraße.

Eng mit der Bauaufgabe Villa ist die „schöne Aussicht“ in die rheinische Tiefebene verbunden.⁶⁷ In dieser „beobachtenden Aneignung der Außenwelt“ liegt ein weiterer Aspekt liberal-bürgerlicher Architektur, der durch Erker, Fenster, Balkone, Pavillons und Aussichtsplätze unterstützt wird,⁶⁸ welche später durch die bürgerlichen Fremdenverkehrs- und Verschönerungsvereine zur Förderung des Tourismus angelegt werden (Darmstadt 1863; Jugenheim 1863; Seeheim 1881). Der damit verbundene Prozess der „Zivilisierung“ und „Verschönerung“ der Landschaft vom Wirtschaftsraum zum ästhetisch erfahrbaren Kulturrbaum, wie er im 19. Jahrhundert auch an anderen Stellen im „liberalen“ deutschen Südwesten, etwa in der Umgebung von Kurorten wie Wiesbaden (Herzogtum Nassau), Baden-Baden, Bad Homburg (Landgrafschaft Hessen-Homburg) oder dem schon erwähnten Fürstenlager in Bensheim-Auerbach feststellbar ist, liegt, so Burkhard Fuhs, ein konstruierender, artifizieller Blick auf die Natur zugrunde.

Die Berge des Taunus hinter Wiesbaden dienen den Bürgern im Vormärz als Aussichtsplattformen, von denen sich ein „Blick in die kultivierte Rheinlandschaft“ bietet, was durchaus als politische Aktion im Vormärz zu sehen ist, schien doch von oben betrachtet in der Rheinebene „die zahllosen Grenzen, die die deutschen Kleinstaaten politisch zersplitterten, unbedeutend, da sie nicht sichtbar sind: Im Blick ist Deutschland schon geeint.“⁶⁹ Von den Wiesbadener Höhen war es sogar möglich, den Blick zu den „einzelnen Ortschaften der Bergstraße, das weithin sichtbare Darmstadt und das ganze Land bis zum Rhein, mit der Umgegend von Frankfurt, Heidelberg, Mannheim, Speier, Worms und Frankenthal; den in blauer Ferne sich verlierenden Schwarzwald, das Wasgau- und Haardtgebirge“ zu werfen.⁷⁰ Wie Hochstätter in seiner Beschreibung des Ausblicks vom Melibokus auf das vor ihm liegende Rheintal, das er als (romantisch-sentimentales) Geschichts- und Landschaftsbild auffasste, so

⁶⁷ Zu frühen Blickinszenierungen in die Landschaft: GERD BLUM, Naturtheater und Fensterbild. Architektonisch inszenierte Aussichten der frühen Neuzeit, in: Das Auge der Architektur. Zur Frage der Bildlichkeit in der Baukunst, hg. v. ANDREAS BEYER / MATTEO BURIONI, München 2011, S. 177–219.

⁶⁸ SCHUMANN, „Die Innenwelt“, S. 229.

⁶⁹ FUHS, Mondäne Orte, S. 445.

⁷⁰ HEINRICH MR. MALTEN, Wiesbaden und seine Umgegend. Mit nach der Natur aufgenommenen Ansichten, Darmstadt / Wiesbaden 1842, S. 61.

kann auch in Heinrich Maltens Schilderung der Wiesbadener Verhältnisse ein Bezug zwischen Naturbetrachtung und Gesellschafts- bzw. Geschichtsbild angenommen werden, da beide die Kulturlandschaft der Rheinebene als komplexen geografischen wie politischen Raum von oben panoramaartig wahrnehmen.

So spannte sich ein dichtes semantisches Netz von Blickbezügen quer über das Rheintal und zwischen dem nassauischen Wiesbaden im Norden, der Bayerischen Pfalz im Westen und der Hessisch-Darmstädter bzw. Badischen Bergstraße im Osten. Im Auge des Betrachters spielten in diesem Raum wohl nicht die politischen Grenzen, sondern der als einheitliche Kulturlandschaft wahrgenommene, *schöne Landschaftsausschnitt* eine Rolle.

Ausblick: Die bürgerliche Villa um 1900 und das Regionale in der Architektur

Auf den vorherigen Seiten wurde ein erster Versuch unternommen, die mögliche Rolle von Architektur und Landschaftsgestaltung bei der Herausbildung von (politisch) liberalen bzw. als, gerade im Vergleich zu anderen Territorien im Deutschen Bund, liberal aufgefassten Regionen im deutschen Südwesten zu skizzieren. Die nach dem Scheitern der Revolution von 1848 einsetzende Reaktionsära, die bis zu den drei Reichseinigungskriegen von 1864, 1866 und 1870/1871 anhielt, wäre an anderer Stelle auf ihre architektonische Ikonografie hin zu untersuchen. Die vorgelegten Überlegungen zu den Regionsmachern im Südwesten sollen jedoch mit einem Blick auf die Architektur der Jahrhundertwende schließen, da um 1900 das „regionale“ und „lokale“ Bauen durch die sogenannte Heimatschutz- oder Reformarchitektur wichtige Impulse erhielt.⁷¹

Wie schlugen sich diese nun in der liberalen Region Hessen-Darmstadt wieder? Um 1900 galt die Bergstraße in der Tourismusbranche nicht nur als „Frühlingsgarten Deutschlands“,⁷² sondern war auch bevorzugter

⁷¹ Vgl. SIGRID HOFER, Reformarchitektur 1900–1918. Deutsche Baukünstler auf der Suche nach dem nationalen Stil, Stuttgart / London 2005; NILS ASCHENBECK, Reformarchitektur. Die Konstituierung der Ästhetik der Moderne, Basel 2016.

⁷² Zu den landschaftlichen Repräsentationen der Bergstraße um 1900 vgl. OLIVER SUKROW, Die *Orbishöhe* in Zwingenberg. Heinrich Metzendorf und seine Beziehungen zur Lebensreformbewegung an der Bergstraße um 1900, in: Lebensräume gestalten. Heinrich Metzendorf und die Reformarchitektur an der Bergstraße, hg. v. DOMINIC E. DELARUE / THOMAS KAFFENBERGER, Worms 2013, S. 161–168, hier S. 161.

Wohnsitz von vermögenden Industriellen, Pensionisten und hohen Beamten, die aus allen Teilen Deutschlands hier ihren Wohnsitz nahmen. Der herausragende Vertreter des regionalen Villenbaus war Heinrich Metzendorf, der zwischen 1895 und 1923 ca. 130 Bauprojekte, davon 50 Villen, errichtete und als „Baumeister der Bergstraße“ in zeitgenössischen Publikationen galt (Abb. 6).⁷³



Bensheim an der Bergstrasse

NEUES VON DER BERGSTRASSE

Wer die liebliche Bergstrasse durchwandert wird überrascht sein, dort, mitten in den tollen Tagen unserer Stilarchitektur und den Tingeltangel-sprüngen des „Jugendstils“, feine Blüten einer harmonischen, reifen und wirklichen Bau-Kunst zu finden. Es ist zugleich eine Heimatkunst im guten Sinne, nicht jene nachhäßende, sich als heimatisch gerierende Afterkunst, die vermeint, mit den Kunst-Requisiten einer vergangenen Zeit, mit nachgemachten Erkern und Türmchen, mit abgegucktem Fach-, Schindel- und Schieferwerk und all den beliebten Mätzchen, womit man auf den Welt- und Landes-Ausstellungen Alt-Schildburg und Alt-Triptrümpel täuschend nachahmt, eine neuzeitliche Bauweise schaffen zu können. Ja, wird man einwenden, der Metzendorf macht ja gerade so, erschließt, schindelt, macht Erker, Türme, Fachwerk. Ja das tut er auch,

natürlich, selbverständlich, er verwendet alles Material, das ihm die Ueberlieferung zur Verfügung stellt, er hat die Augen aufgemacht und sich umgeschaut nach der Schönheit vergangener Kunstdo-
perioden. Das alles hat er in seinem Herzen be-
wegt und dann hat er getan wie der Künstler tut, er hat aus den alten Klängen in neuen Melodien seine eigenen Weisen aufgebaut, er hat die Märchen der Schönheit, die sich ihm erschlossen haben, nach-
erzählt in seiner eigenen Sprache, so wie ers verstanden hat, wie seine Kunst ihn trieb zu sagen.
▽ Die Kunst Metzendorfs ist bodenwüchsig. Was die Heimat bietet, dünkt ihm gerade recht, um daran anzuknüpfen. Es gibt dem natürlich gewordenen den künstlerischen Ausdruck. Das mit der Natur zu Natur verwachsene Vorbild gibt ihm Anregung und Kraft zugleich zu bauen, was er eben dort

Abb. 6: Heinrich Metzendorf, Villenkolonie in Bensheim an der Bergstraße, um 1905

Wir wissen leider noch zu wenig über die Auftraggeber Metzendorfs und ihre politischen Einstellungen, als dass wir über die Verbindung von Architektursprache und Bedeutung sprechen können. Mit dem ästheti-

⁷³ Vgl. Lebensräume gestalten.

schen Blick auf die Region teilen Metzendorfs Projekte die Verflechtung von Architektur und Landschaft: Zumeist fotografiert von der Bahnstrecke, erscheinen die Villenbauten wie „komponiert“ in die Kulturlandschaft der Bergstraße. Verwiesen wird immer wieder auf die „Regionalität“ der Architektur, die sich an den heimischen Baumaterialien und in der Anlehnung an handwerkliche Traditionen zeigen würde. Es ist aber insbesondere die Beziehung von Haus und Landschaft – *das* Thema der Architekturtheorie um 1900!⁷⁴ –, welche die Besonderheit des Regionsmachers Metzendorf unterstreicht. Seine Architektursprache wird 1906 dem „internationalen“ Stil des Wiener Joseph Maria Olbricht auf der Darmstädter Mathildenhöhe gegenübergestellt:

„Die Kunst Metzendorfs ist bodenwüchsig. Was die Heimat bietet, dünkt ihm gerade recht, um daran anzuknüpfen. Er gibt dem natürlich gewordenen den künstlerischen Ausdruck. Das mit der Natur zur Natur verwachsene Vorbild gibt ihm Anregung und Kraft zugleich zu bauen, was er eben dort bauen muss, wo er baut.“⁷⁵

Und 1916:

„In glücklicher Gestaltung sind sie, meist unter Benutzung des Gartens als Übergang, in den Charakter der Landschaft eingegliedert und unterstützen und betonen die heitere Freundlichkeit dieser reichen Gegend.“⁷⁶

Die Villenbauten von Metzendorf und anderen Architekten des „Heimschutzes“ versinnbildlichten nicht nur neue ästhetische Sichtweisen, sondern demonstrierten auch das bürgerliche Selbstverständnis und den Machtanspruch des Bürgertums, denn häufig waren die wohlhabenden Bürger die neuen Herren im Lande, die das Dorf- und Kleinstadtleben dominierten.⁷⁷ Das wurde von Reisenden und ersten Volkskundlern auch durchaus so wahrgenommen. Dies sei abschließend noch mit einem kleinen Beispiel aus dem Pfälz Kreis untermauert. In seiner Studie „Die Pfalz und die Pfälzer“ hielt August Becker 1858 beim Anblick des Städtchens Wachenheim fest:

⁷⁴ Vgl. HERMANN MUTHESIUS, Das moderne Landhaus und seine innere Ausstattung, München 1904; DERS., Landhaus und Garten. Beispiele neuzeitlicher Landhäuser nebst Grundrissen, Innenräumen und Gärten, München 1907; DERS., Das Deutsche Landhaus. Zeitschrift für edle Häuslichkeit, Berlin 1905–1909.

⁷⁵ Neues von der Bergstraße, in: Moderne Bauformen 5 (1906), S. 5–16, hier S. 5 f.

⁷⁶ ADOLF METUS SCHWINDT, Zu den Bauten von Heinrich Metzendorf, in: Innendekoration 3 (1916), S. 190–193, hier S. 191.

⁷⁷ Vgl. BRÖNNER, Die bürgerliche Villa.

„Schon lange gibt es nun keine Geburtsaristokratie mehr im Land; ihre Ritterhöfe sind in den Besitz der neuen pfälzischen Aristokratie übergegangen, die sich in diesem ganz bürgerlichen Land aus den großen und reichen Weinhandlern und Gutsbesitzern [...] gebildet hat. Keiner von den alten Höfen der Dalberge[r], Wartenberge[r], Wachenheimer usw. erreichte je den Glanz und die bequeme Pracht der neu erbauten Landsitze im Süden der Stadt, die selbst mit den Villen der Könige unserer Zeit mithalten können.“⁷⁸

Fazit

Der Ausgangspunkt des Beitrags war die Identifizierung liberaler Regionen im deutschen Südwesten, die sich vor allem durch die frühzeitige Umsetzung liberaler, aus Frankreich kommender Reformen auszeichneten und in vielfältige Integrationsprozesse im Vormärz eingebunden waren. Ihre Bewohner entwickelten auf dieser Basis ein neues Selbst- und Regionalbewusstsein, das sie offensiv in ihren jeweiligen Herrschaften vertraten. Zunehmend wurden die Regionen daher auch von Außenstehenden als „liberale“ Regionen bzw. Gegenden mit liberalen Institutionen und Netzwerken wahrgenommen. Das Engagement der Liberalen ging jedoch auch über ihre Regionen hinaus. Sie vernetzten sich und entwickelten einen regen Austausch in Kontaktzonen wie etwa der Bayrischen Pfalz oder der Hessischen und Badischen Bergstraße.

Im zweiten Schritt wurde angedeutet, dass diese liberalen Regionen sich einerseits durch eine verändernde Wahrnehmung der Landschaft als bürgerlicher Verfügungs- und Erlebnisraum auszeichnen und andererseits die Bauaufgabe der ländlichen Villa als Ausdruck eines möglicherweise liberalen Zeitgeists gelesen werden kann, der sich in einem Spannungsverhältnis zu den Bautätigkeiten der Landesherrschaften befand. Im dritten Teil wurde auf die architektonischen Diskurse um 1900 hingewiesen, welche erneut, wie schon im frühen 19. Jahrhundert, anhand des Villenbaus den Zusammenhang von Landschaft, Baukunst und Politik thematisierten.

Weitere Forschungen zur Verflechtung von politischem Ideenhaushalt des Liberalismus und der Architekturgeschichte des 19. Jahrhunderts sind jedoch nötig, um den „Regionsmachern“ im deutschen Südwesten und ihren „liberalen Landschaften“ noch genauer auf die Spur zu kommen. Hierzu wäre es unter anderem nötig, vergleichende Studien zu anderen

⁷⁸ BECKER, Die Pfalz, S. 270.

mittel- und süddeutschen Klein- und Mittelstaaten, zur freien Stadt Frankfurt am Main, zur angrenzenden Schweiz, zum nachrevolutionären Frankreich oder zu den Mutterländern des Liberalismus, dem Vereinigten Königreich oder gar den Vereinigten Staaten von Amerika, anzustellen.

Abbildungsnachweis

Abb. 1: AMELIA M. MURRAY, Pictoral and descriptive Sketches of the Odenwald, or Forest of Odin: Drawn in colours and illustrated in letter-press by the honourable Amelia Murray, dedicated, by permission, to her royal highness the duchess of Kent, London 1869, S. 8 (Public Domain, Digitalisat via Universitäts- und Landesbibliothek Darmstadt: <http://tudigit.ulb.tu-darmstadt.de/show/Rfm-13/0008>, Zugriff: 27. April 2020).

Abb. 2: AUGUST BECKER, Die Pfalz und die Pfälzer, Leipzig 1858, S. 174 (Digitalisat via Bayerische Staatsbibliothek: <http://mdz-nbn-resolving.de/urn:nbn:de:bvb:12-bsb10371063-0>, Zugriff: 27. April 2020).

Abb. 3: Darmstädter Bauten vor 1850. Nach Gouaschen von ERNST AUGUST SCHNITTSPAHN. Text von VOLKER ILLGEN, hg. v. MORITZ LANDGRAF VON HESSEN, Darmstadt 1986, Abb. 55 (Historische Ortsansichten: <https://www.lagis-hessen.de/de/subjects/idrec/sn/oa/id/86> [Stand: 6. August 2008], Zugriff: 27. April 2020).

Abb. 4: Das Grossherzogthum Hessen in malerischen Original Ansichten, Bd. 1: Starkenburg & Rheinhessen, Darmstadt 1849, S. 19 (Public Domain, Digitalisat via Universitäts- und Landesbibliothek Darmstadt: http://tudigit.ulb.tu-darmstadt.de/show/Ansicht3489_019_05/0001, Zugriff: 27. April 2020).

Abb. 5: Das Grossherzogthum Hessen in malerischen Original Ansichten, Bd. 1: Starkenburg & Rheinhessen, Darmstadt 1849, S. 174 (Public Domain, Digitalisat via Universitäts- und Landesbibliothek Darmstadt: http://tudigit.ulb.tu-darmstadt.de/show/Ansicht3489_019_01/0001, Zugriff: 27. April 2020).

Abb. 6: HEINRICH METZENDORF, Neues von der Bergstraße, in: Moderne Bauformen. Monatshefte für Architektur und Raumkunst, 1905, H. 1, S. 5 (Digitalisat via Universitätsbibliothek Heidelberg: https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/moderne_bauformen1906/0020, Zugriff: 27. April 2020).

GÁBOR EGRY

MIT REGIONALISMUS GEGEN REGIONALISMUS?

MARAMURESCH ZWISCHEN NATIONALSTAATLICHER ZENTRALISIERUNG UND SIEBENBÜRGISCH-RUMÄNISCHEM REGIONALISMUS^{*}

Als der junge Historiker Alexandru Filipașcu im Jahr 1944 in Hermannstadt (rum.: Sibiu; ung.: Nagyszeben) ein kurzes Heft über die Geschichte der Maramuresch veröffentlichte, gab er die Grundzüge der Region eindeutig wieder: Charakteristisch sei die Berglandschaft, deren Einwohner immer stark national gesinnte Rumänen gewesen seien, Ungarn hingegen, aber auch Ruthenen, seien nur als Eindringlinge betrachtet worden, deren Anwesenheit lediglich bis ins 14. Jahrhundert zurückzuverfolgen sei. Demnach hätten die Maramuresch-Rumänen die Ungarn mit allen Mitteln bekämpft, besonders während der Zeit des Dualismus, als Magyarisierung offizielle Politik der Regierungen war.¹

Es darf nicht überraschen, dass Filipașcu, dessen Text im Rahmen einer propagandistischen Publikationsreihe der Vorbereitung Rumäniens für die Friedensverhandlungen diente, die Geschichte der Region so einseitig präsentierte. Filipașcu hat der Maramuresch jedoch ein weiteres, umfangreicheres Werk gewidmet, worin besonders die Zeit zwischen dem Ausgleich im Jahr 1867 und dem Ende des Ersten Weltkrieges ganz anders betrachtet wurde. In dieser Monografie beschrieb der Autor eine Art Sonderfall, ein Komitat, in dem traditionelle Adelsfamilien, mit einem dichten Netz von Verwandtschaften zusammengefügt, regierten, und die wichtigsten rumänischen Figuren sich als Repräsentanten der magyarisie-

* Die Forschung für die vorliegende Studie wurde vom European Research Council gefördert (Grant agreement no. 772964).

¹ ALEXANDRU FILIPAȘCU, *Le Maramureș*, Sibiu 1944. Vgl. auch R. CHRIS DAVIS, Hungarian Religion, Romanian Blood. A Minority's Struggle for National Belonging, 1920–1945, Madison, WI 2018, S. 157.

renden Regierungen engagierten. Obwohl eine Gruppe von jüngeren rumänischen Intellektuellen um 1905 diese Vorherrschaft herausforderte, entschieden sich die Adelsfamilien für die Aufrechterhaltung der ungarisch-rumänischen Allianz, die aus den 1860er Jahren stammte, und blieben bis zum letzten Moment Österreich-Ungarn treu.²

Der jüngeren Forschung zufolge entsprach eher dieses zweite Werk Filipaşcus der sozialen und politischen Realität des Komitats. Daraus könnte man schließen, dass nach 1919 mit der Übernahme der Region durch Großrumänien, einem besonders stark nationalistisch geführten Staat,³ die Repräsentanten des Ausgleichs aus dem politischen Leben verschwanden oder bestenfalls nur an dessen Rande einen Platz für sich fanden. Doch wenn man einen Blick auf die personelle Zusammensetzung der Komitatsverwaltung, mit der Schlüsselfigur, dem von der Regierung ernannten Präfekten, wirft, wird man in den 1920er wie in den 1930er Jahren meistens dieselben Personen finden, die schon vor 1918 in der Komitatsverwaltung, auch auf höherer Ebene tätig waren, und zwar nicht einfach als Vertreter einer lokalen, vielleicht regionalistischen Partei, sondern vielmehr als Verbündete der mächtigen Nationalliberalen Partei, die seit 1922 die Formierung des zentralisierenden rumänischen Nationalstaates bestimmte und jeglichen Regionalismus ablehnte.

Wie konnte es sein, dass nach 1919, im neu entstandenen Großrumänien, solch prominente Figuren der Maramuresch-Rumänen nicht nur ungestört in ihren früheren Rollen und Positionen blieben, sondern nach einer kurzen Zwischenzeit als Agenten einer zentralisierenden rumänischen Nationalliberalen Partei (*Partidul Național Liberal*, PNL)⁴ die Macht im Komitat zurückeroberen und fast bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges, das heißt auch während der ungarischen Herrschaft zwischen 1940 und 1944, bewahren konnten? Diese Frage soll in dem vorliegenden Beitrag untersucht werden, um damit einige strukturelle Besonderheiten der Maramuresch und des siebenbürgischen Regionalismus – zwei miteinander verknüpfte, aber unterschiedliche Phänomene – darzustellen.

Erstens werden die wichtigsten, meistens aus der Rückständigkeit der Region herrührenden Merkmale der Maramuresch beschrieben, und wie sie die Politik und Machtverhältnisse im Komitat beeinflussten. Danach

² ALEXANDRU FILIPAŞCU, *Istoria Maramureşului*, Bucureşti 1997.

³ IRINA LIVEZEANU, *Cultural Politics in Greater Romania. Regionalism, Nation-Building and Ethnic Struggle 1918–1930*, Ithaca, NY / London 2000.

⁴ Partidul Național Liberal gilt als die Gründerpartei des modernen rumänischen Nationalstaates, die für dessen nationale Homogenisierung eintrat.

wird gezeigt, wie das imperiale Erbe der differenzierten und oft informellen Herrschaft eine bedeutende Rolle in der Ausbildung der neuen Verhältnisse spielte, da es sich im Falle des Bündnisses zwischen den zentralisierenden Nationalliberalen und den Maramuresch-Eliten praktisch um eine neue Variante der früheren Politik des Maramuresch-Regionalismus handelte.

Ein Ausgleich in der Maramuresch

Die Maramuresch lag am Rande des Königreiches Ungarn, vom Zentrum des Landes weit entfernt, und war durch den oberen Teil des Theiß-Tals nur schwer erreichbar. Als Berglandschaft wirtschaftlich von Alpenlandwirtschaft und Bergbau geprägt, fiel die Region vor allem wegen der Zusammensetzung der lokalen Gesellschaft auf. Sie war überwiegend von Griechisch-Katholischen bewohnt, der größte Teil dieser vormals privilegierten Gruppe sprach Rumänisch und etwa 80 Prozent der Rumänen besaßen einen Adelstitel. Dagegen waren die meisten Ruthenen vor 1848 Leibeigene, die Ungarn entweder Stadtbewohner oder Adlige. Insgesamt mehr als zehn Prozent der Bevölkerung gehörte zum Adel, der seine politischen Rechte auch nach 1867 bewahrte.⁵

Was aber die Politik des Komitats betrifft, waren seit Ende der 1860er Jahre rumänische und ungarische Adelsfamilien eng gegen die aufsteigenden Ruthenen verbündet, die während des Schmerling-Provisoriums⁶ die Komitatsverwaltung mithilfe des Statthalters für sich beansprucht und damit die traditionellen Machtverhältnisse gefährdet hatten.⁷ Obschon einige rumänische Adelsfamilien sich nach 1867 den ungarischen Opposi-

⁵ A magyar szent korona országainak 1910 évi népszámlálása. A népesség foglalkozása részletesen és vállalati statisztika. Magyar Statisztikai Közlemények, N. F. 52, Bd. 3, Budapest 1914, S. 206 f., 218 f., 232 f., 242 f.; Területi egyenlőtlenségek nyomában a történeti Magyarországon. Módszerek és megközelítések, hg. v. GÁBOR DEMETER / JÁNOS SZULOVSKY, Budapest / Debrecen 2018, S. 15–84; VILMOS BÉLÁY, Máramaros megye társadalma és nemzetiségei. A megye betelepülésétől a XVIII. század elejéig, Budapest 1943, S. 107.

⁶ Das bezeichnet die kurze Zeitspanne zwischen der vom Staatsminister Anton von Schmerling ausgearbeiteten Verfassung der österreichischen Monarchie, dem sogenannten Februarpatent 1861, und der Wiederherstellung der autonomen Verwaltung Ungarns im Jahre 1865, als das Land kein Parlament hatte und unmittelbar von Wien aus regiert war.

⁷ ÁGNES DEÁK, Vizsgálat egy megyei királyi biztos ellen hivatali visszaélés ügyében, 1863, in: Századok 152 (2018), 1, S. 171–214, hier S. 174.

tionsparteien angeschlossen hatten, überzeugten die vom 1875 bis 1890 amtierenden Ministerpräsident Kálmán Tisza ergriffenen energischen Maßnahmen gegen die Opposition und besonders gegen die Organisationen der Nationalitäten die meisten rumänischen Akteure davon, dass es vorteilhafter gewesen wäre, einen Kompromiss mit der Regierung zu schließen. Das bedeutete letztendlich, dass seit Beginn der Regierung von Kálmán Tisza bis zum Ende der Monarchie die rumänische Mihali (Mihályi)-Familie andauernd ein Parlamentsmandat ausübte, und die anderen fünf Mandate des Komitats meist wichtige Persönlichkeiten der Regierungspartei⁸ bekamen, sehr oft Staatssekretäre oder Minister von außerhalb des Komitats. Auf der Komitatsebene blieb allerdings alles beim Alten. Hier wurden die administrativen Positionen mit Mitgliedern der hiesigen Adelsfamilien besetzt, und auch der jeweilige Obergespan, ein Regierungsbeauftragter, der anfangs eher die Selbstverwaltung des Komitats überwachte, aber durch die Zentralisierungsmaßnahmen der Regierungen immer mehr die Administration direkt leitete, sollte aus der Region, und zwar aus einer der Adelsfamilien stammen.

Praktisch bedeutete dieser Kompromiss eine Art informelle Herrschaft und Selbstunterwerfung, die koloniale Züge aufwies. Die lokale Elite sicherte Parlamentsmandate zu und blieb als Gegenleistung in ihrer Macht unangetastet, weil prominente Mandatare sehr leicht materiell-finanzielle Unterstützung für die Elite aufbringen konnten. Außenseiter, meistens Staatsbeamte und Staatsangestellte, darüber hinaus Professoren der Mittel- und Hochschulen (etwa von der Rechtsakademie in Marmaroschsiget),⁹ welche in die Reihen der Elite aufgenommen wurden, und auch die griechisch-katholischen, ruthenisch- oder rumänischsprachigen Politiker unterstützten das Magyarisierungsprogramm der Regierung und beteiligten sich an deren ungarischen Nationaldiskurs.¹⁰

⁸ Von 1867 bis 1905 wurde Ungarn ununterbrochen von liberalen Parteien regiert, zuerst von der sogenannten Deák-Partei, nach 1875 der Liberalen Partei (*Szabadelvű Párt*), die für den Österreichisch-Ungarischen Ausgleich gegen die nach Unabhängigkeit (oder eher nach der Personalunion) strebende Opposition verteidigten. Anschließend kam eine Koalition von pro- und anti-Ausgleich-Parteien an die Macht und nach 1910 erneut eine liberale Partei, die Partei der Nationalen Arbeit (*Nemzeti Munkapárt*), geleitet von Istvan Tisza. In der Maramuresch wurden Vertreter aller Regierungsparteien gewählt.

⁹ Inoffiziell: Sighet; rum.: Sighethu Marmației; ung.: Máramarosziget, <https://de.wikipedia.org> (Zugriff: 3. April 2020).

¹⁰ ANDRÁS CIEGER, Érdekek és stratégiák: a helyi politikai elit érdekérvényesítési lehetőségei a kárpátaljai régió vármegyéiben a dualizmus időszakában, in: Korall 13 (2003), 4, S. 87–106; FILIPĂSCU, Istoria, S. 181–188.

Die Treue des nichtungarischen Adels dauerte bis zum Ende des Habsburgerreiches, und paradoxerweise bewies dieser Wendepunkt am besten, wie stark dieses Bündnis eigentlich war. Als Alexandru Vaida-Voevod am 17. Oktober 1918 im Ungarischen Parlament das Selbstbestimmungsrecht der Rumänen aus Ungarn deklarierte, konterte er auf der nächsten Sitzung Petru Mihali (ung.: Mihályi Péter), der noch in jenem Moment die fortduernde Loyalität der Rumänen zu Ungarn proklamierte. Vorher kam dieses Bündnis nur einmal ins Wanken, und zwar 1905–1906, als sich jüngere rumänische Intellektuelle der Rumänischen Nationalpartei von Ungarn und Siebenbürgen (*Partidul Național Român din Ungaria și Transilvania*, PNR) angeschlossen und Gegenkandidaten bei den Wahlen gestellt hatten.¹¹ Obwohl sie geschlagen wurden, nahm die Elite dieses Ereignis als Warnzeichen. Während die ungarischen Oppositionsparteien nach 1910, dem Jahr von Istvan Tiszas Rückkehr an die Macht, dessen Partei der Nationalen Arbeit (*Nemzeti Munkapárt*) und deren Regierung in anderen Landesteilen heftig angegriffen hatten,¹² fand in der Maramuresch wegen der Gefahr der neuen rumänischen nationalistischen Opposition bis zu Tiszas Absturz im Mai 1917 keine Reorganisierung der Parteiorgane statt.¹³

Was bedeutete dieser Kompromiss hinsichtlich der Komitatsadministration? Da auf dieser Ebene die meisten Posten durch die Komitatsversammlung besetzt waren, hatten die Mitglieder der rumänischen Familien gute Karrierechancen. Victor Hodor zum Beispiel, der die Position eines Oberstuhlrichters im Distrikt Mischhirja (ung.: Ökörmező) innehatte, wo er auch als Sekretär Istvan Tiszas Partei der Nationalen Arbeit diente, war einer der meistgefürchteten und -gehassten Personen im Land, die Verkörperung der nationalen Unterdrückung in den Memoiren aller rumänischen Politiker. Hodor wurde im Jahr 1917 mit einer staatlichen Auszeichnung für seine Verdienste während des Krieges belohnt.¹⁴

¹¹ Ebd.

¹² GÁBOR EGRY, Regionalizmus, erdélyiség, szupremácia. Az Erdélyi Szövetség és Erdély jövője, 1913–1918, in: Századok 147 (2013), 1, S. 3–32; ZSOLT K. LENGYEL, Niedergang, Wiederherstellung, Neugestaltung, Zusammenbruch: Ungarische Reform- und Zukunftsentwürfe für Siebenbürgen am Vorabend und während des Ersten Weltkrieges, in: Umbruch mit Schlachtenlärm. Siebenbürgen und der Erste Weltkrieg, hg. v. HARALD HEPPNER, Köln u. a. 2016, S. 53–112.

¹³ FILIPĂSCU, Iсторie, S. 192–194; Máramarosi Független Újság, 28. Juli 1917 und 20. Oktober 1917; A hódmezővásárhelyen működő máramarosszigeti jogakadémia évkönyve az 1922–23-ik tanévről, hg. v. DR. GERGELY GYÖRGY, Hódmezővásárhely 1923, S. 9.

¹⁴ Háborús kitőtetések, in: Magyarország, 12. Oktober 1917, S. 8.

Der Militärordensträger Flavius Iurca war ebenfalls ein Stuhlrichter, und sein Lebensstil deutete auf eine völlige Assimilation mit dem ungarischen Adel hin. Über ein blutiges Duell von Iurca wurde auch in den Budapester Zeitungen viel geschrieben.¹⁵ Gheorghe Dan (ung.: Dan György) war Obergespansekretär, was jedoch keine Vertrauensposition des Obergespans bedeutete, sondern dass er von der Komitatsversammlung gewählt wurde. Damit waren die Rumänen besonders gut in der Komitatsverwaltung und in den maßgebenden Parteien repräsentiert. Die wichtigste Person in dieser Gruppe war Gavrila Mihali (ung.: Mihályi Gábor), jüngerer Bruder des oben erwähnten Parlamentsabgeordneten Petru und Neffe des griechisch-katholischen Erzbischofs in Blaj, Victor Mihali. Gavrila blieb Oberstuhlrichter bis 1918, wobei er selten seinen Sitz wechselte. Dies lässt sich aber mit der geografischen Lage des Familieneigentums und der Praxis der ständischen Komitatsverwaltung, den Landbesitzern häufig Posten in der Umgebung ihrer Machtbereiche zuzuweisen, erklären. Zwischen 1901 und 1910 war er in Tjatschiw (rum.: Teceu Mare; ung.: Técső), danach, bis 1918 ununterbrochen in Altwerk (rum.: Ocna Șugatag; ung.: Aknasugatag) tätig. Darüber hinaus wurde er mehrmals mit wichtigen Orden und Auszeichnungen bedacht, darunter mit dem Ritterkreuz des Franz-Joseph-Ordens, was zusätzlich darauf hindeutet, dass er eine sehr wichtige Rolle im Maramurescher Komitatsleben als Vertreter der ganzen Familie spielte.

Daneben waren die traditionellen Sozialisations- und Karrierewege dieses vielsprachigen und multikonfessionellen Adels identisch. Es war in ganz Ungarn durchaus üblich, dass jene, die eine Karriere in der Staats- bzw. Komitatsverwaltung und in der Politik anstrebten, zuerst ein Universitätsdiplom in den Rechts- und Staatswissenschaften erlangen sollten. Dazu dienten nicht nur die Universitäten in Budapest und Klausenburg (rum.: Cluj; ung.: Kolozsvár), sondern auch die sogenannten Rechtsakademien, darunter die Calvinistische in Marmaroschsiget. Kinder der Maramurescher Adelsfamilien besuchten die hiesigen konfessionellen oder staatlichen Mittelschulen und betrieben danach Jurastudien meistens an der lokalen Rechtsakademie oder in Budapest bzw. Klausenburg. Deswegen war die Anzahl der griechisch-katholischen Studenten an der Calvinistischen Mittelschule und Rechtsakademie stets ungewöhnlich hoch, obwohl vor 1918 jene Studierende mit ungarischer Muttersprache und

¹⁵ Lovagias vérengzés, in: *Pesti Hírlap*, 13. August 1912, S. 10; Most már rendbejött a dolog!, in: *Népszava*, 13. August 1912, S. 7; A rendőrkapitány párbaja, in: *Budapesti Hírlap*, 18. Februar 1913, S. 19; Kávéházi botrány, in: *Az Újság*, 8. März 1914, S. 13.

nicht mit rumänischer oder ruthenischer registriert wurden.¹⁶ Nach dem Abschluss erwartete sie eine Position in der Komitatsverwaltung, worin sie bis zum Rang des Oberstuhlrichters oder Vizegespans aufsteigen konnten.

Ein typisches Beispiel stellt Longin Mihali dar. Er begann seine Studien am römisch-katholischen Gymnasium in Marmaroschsiget und verbrachte ein Jahr – ohne jedoch Zeugnisse zu erwerben – am griechisch-katholischen Gymnasium in Beiuş (ung.: Belényes).¹⁷ Danach kehrte er nach Marmaroschsiget zurück, wo er seine Jurastudien an der Calvinistischen Rechtsakademie absolvierte, um fast zwei Jahrzehnte später als Vizepräfekt des Komitats zu dienen.¹⁸

Herrschaftswechsel, rumänische Nationalstaatlichkeit und Regionalismus

In den Jahren 1918–1919, während des Umbruchs und Herrschaftswechsels, wurden die prominentesten aus dieser Gruppe, zumindest auf der Komitatsebene vorläufig entlassen, und die Gruppenmitglieder, die um 1905 noch als Herausforderer aufgetreten waren, wurden als Präfekt (Obergespan), Vizepräfekt und darüber hinaus mehrmals als Oberstuhlrichter eingestellt. Doch auch diese Personen, deren Aufstieg mit nationalistischer, politischer Mobilisierung gegen die ungarische Regierung samt deren rumänischen Verbündeten begonnen hatte, unterstützten im Zweifelsfall die ungarischen Institutionen gegen nationalisierende Maßnahmen der Rumänen, wie es die Beispiele des Reformierten Gymnasiums

¹⁶ BÉLA BALOGH, A máramaroszigeti református lyceum története, Debrecen 2013, S. 102–104.

¹⁷ Zu dem hiesigen, eher interethnischen Milieu: ROBERT NEMES, Obstacles to Nationalization on the Hungarian-Romanian Language Frontier, in: Austrian History Yearbook 43 (2012), S. 28–44.

¹⁸ A máramarosszeti kegyes tanítórendi algimnázium értesítője az 1906–1907-es tanév végén, hg. v. JÁNOS KELLER, Máramarosziget 1907, S. 48; A máramarosszeti kir. katholikus főgimnázium értesítője az 1912–13. tanévről, hg. v. DEMS., Máramarosziget 1913, S. 77; A máramarosszeti ref. Lyceum, jogakadémia, internátus értesítője az 1917–1918 tanévről. Wizner és Dávid Nyomda, Máramarosziget 1918, S. 54, 62; Anuarul Gimnaziului Superior Gr. Cat. și al școlii poporale elementare gr. cat. din Belényes-Beiu pe anul școlar 1916–1917. Értesítő a belényesi gr. kath. főgimnáziumról és a vele kapcsolatos elemi népiskoláról 1916–1917 tanévre. Belényes 1917, hg. v. VASILE TEFNICA, Gherla-Szamosújvár 1917. Zu Longin Mihalis Dienst als Vizepräfekt: Meg akarják könnyíteni a határát-lépést a csehszlovák határon, in: Erdélyi Lapok, 8. September 1935, S. 8.

und der Rechtsakademie zeigen. Obwohl das Gymnasium im Jahr 1922 vom Staat endgültig geschlossen und die Rechtsakademie ins ungarische Neumarkt an der Theiß (ung.: Hódmezővásárhely) verlegt wurde, unterstützte der Präfekt des Komitats in den Jahren 1920–1921 die ungarischen Lehrer und Professoren, als sie Verbindung mit der Bukarester Regierung und den dortigen Verbündeten gegen den Regionalschulinspektor Alexandru Pteanu aufzunehmen versuchten, der die treibende Kraft hinter den Unterdrückungsmaßnahmen war.¹⁹

Nach anderthalb Jahren wurde die Dominanz der traditionellen Elite wiederhergestellt, was mit den engen Familienverhältnissen begründet und auf die Kooptation eines Teils der jüngeren Generation zurückzuführen war. Zum Beispiel gehörte der Advokat Vasile Chindriş (Kindriş) zu den jungen Nationalisten aus dem Jahre 1905, die damals die Elite herausgefordert hatten und den „Maramuresch-Ausgleich“ infrage stellten, indes sein Vetter Ilie Chindriş als Staatsanwalt in Sighet arbeitete und während des Ersten Weltkriegs auch Strafverfahren gegen Rumänen leiten sollte. Nach 1919 war Vasile Chindriş in der Komitatsverwaltung als Komitatsanwalt etabliert und vermutlich als Repräsentant der jungen Generation angesehen. Trotz ihrer früheren Rivalität konnte er sehr gut mit Gavrila Mihali (mehrmals Vizepräfekt und Präfekt des Komitats) und dessen Bruder Petru, der später auch einmal Präfekt wurde, im Verwaltungsausschuss des Komitats zusammenarbeiten. Noch entscheidender war, dass Vasile Chindriş den Präsidentenposten der Advokatenkammer dem Mihali-Klan zukommen ließ. Als es zur Wahl des Präsidenten kam, wurde Florenț Mihali (der Bruder von Gavrila und Petru) mit nur einer Stimme Mehrheit gewählt, weil Chindriş sich der Stimme enthielt.²⁰

Doch war es für jene Protagonisten, die vor 1918 zu intensiv als Vertreter der ungarischen Parteien eine Rolle in der Politik gespielt hatten, unmöglich, ihre öffentlichen Positionen zu halten. Die wichtigsten Politiker der vormaligen ungarischen Parteien, besonders jene unter ihnen, die sich als Ungarn empfanden, wurden im nationalistischen Großrumänien aus ihren Ämtern verdrängt.²¹ In der Maramuresch bedeutete dies aber

¹⁹ GÁBOR EGRY, Unruly borderlands. Border-making, peripheralization and layered regionalism in post-First World War Maramure and the Banat, in: European Review of History 27 (2020), 6, S. 709–731.

²⁰ Slugile Jidanilor, in: România Întregită, 15 März 1925, S. 14 f.; A máramarosi ügyvédi kamarai választásban a szélsőségesek jelöltje egyetlen szavazatot sem kapott, in: Brassói Lapok, 24. Juni 1937, S. 2.

²¹ JUDIT PÁL, Főispánok és prefektusok 1918–1919-ben. A közigazgatási átmenet kérdezése Erdélyben, in: Századok 152 (2018), 6, S. 1179–1214.

keinesfalls eine „Säuberung“ der Administration. Ganz im Gegenteil, die meisten Komitatsangestellten aus dem Jahre 1925 waren schon 1918 im Amt gewesen²² und häufig stiegen sie sogar auf, wie etwa Hodor oder Gheorghe Dan. Beide haben das Amt des Vizepräfekten bekleidet. Allerdings nutzte Hodor es dazu, eine Karriere außerhalb des Komitats zu beginnen. Seine Fachkenntnisse, und besonders jene, die er in der ungarischen Verwaltung gesammelt hatte, waren – trotz der nationalistischen rumänischen Rhetorik, in der sehr häufig die Übel der vorherigen Administration erwähnt wurden – wertvoll, da die neuen Territorien Großrumäniens noch sehr lang nach ungarischen Gesetzen und Verordnungen verwaltet wurden.

Victor Hodor durchlief eine bedeutsame Karriere im Innenministerium als führender Fachmann für ungarisches Verwaltungsrecht. Er diente mehrmals als Präfekt in Komitaten mit hohem Minderheitenanteil. Als Verwaltungsgeneralinspektor für Siebenbürgen wurde er in den Ministerialausschuss für Verwaltungsvereinigung berufen. Während der Königsdiktatur wurde er schließlich zum Sekretär, dem höchsten administrativen Beamten der Provinz Somesch (rum.: Someș; ung.: Szamos) ernannt.²³

Inzwischen blieb die Maramuresch für Außenseiter und Einwanderer eine bemerkenswerte Region, in der man sehr häufig einer sozialen Praxis begegnen sollte, die von den Zeitgenossen häufig als ungarisch identifiziert wurde. Die ungarische Sprache blieb weitestgehend die Verkehrssprache, auch im offiziellen, „staatlichen“ Raum wie der Post oder der Bahn und in der unteren Ebene der Verwaltung.

Einer Anekdote zufolge, die in der „Gazeta Maramureșană“, der einzigen rumänischen Zeitung des Komitats, veröffentlicht wurde, fand König Ferdinand I. in einem Postamt Beamten vor, die unter dem Bild von Karl IV. von Ungarn sitzend, den eintretenden rumänischen König

²² Vgl. dazu: Magyarország tiszti cím- és névtára, hg. v. Magyar Királyi Központi Statisztikai Hivatal, Bd. 37, Budapest 1918; Bugetul ordinar a drumurilor din județul Maramureș pe exercițiul 1924, Sighetul-Marmăiei 1924; Bugetul de venituri și cheltuielile județului Maramureș pe exercițiul 1928, Sigethul-Marmăiei 1928; Bugetul de venituri și cheltuielile județului Maramureș pe exercițiul 1929, Sighet 1929; Prefectura județului Maramureș: Bugetul general de venituri și cheltuieli pe exercițiul 1938–1939, Sighet 1938.

²³ ZOLTAN GYÖRKE, Prefecții județului Cluj: analiza prozopografică, in: Anuarul Institutului de Istorie „George Barițiu“ din Cluj-Napoca 60 (2012), S. 305–323, hier S. 313 f.; DERS., Instituția prefecturii în Clujul interbelic (1923–1938), Dissertation, Academia Română, Institutul de Istorie „George Barițiu“, Cluj-Napoca 2012, S. 200–203.

auf Ungarisch begrüßten.²⁴ Obwohl es möglich gewesen wäre, die ungarische Sprache im öffentlichen Leben allmählich durch die rumänische zu ersetzen, blieb das Ungarische dominant. Dies galt auch für die Alltags- und Festkultur wie Restaurants, Cafés oder Bälle. In der „Gazeta Maramureşană“ wurde nicht selten darüber geklagt, dass die örtlichen prominenten rumänischen Familien solche „ungarischen“ Ereignisse besuchten, hingegen von den „rumänischen“ fernblieben.²⁵ Dieses Verhalten dauerte sehr lange an: Gavrila Mihali zum Beispiel wurde noch in den frühen 1930er Jahren vorgeworfen, dass er regelmäßig die katholische Kirche besuchte und dort vor dem Bild des heiligen Königs Stephan, Begründer Ungarns und in dieser Zeit ein Symbol des ungarischen Revisionismus, kontemplierte.²⁶ Die lokalen Führungsfiguren der ultranationalistischen *Frontul Românesc*, einer Splitterpartei der Nationalen Bauernpartei, die unter der Führung von Alexandru Vaida-Voevod einen *numerus vallachicus* einführen und damit die Präsenz der Minderheiten in der Verwaltung sowie im Wirtschaftsleben auf deren Anteil an der Gesamteinwohnerzahl des Landes begrenzen wollte, hätten sich regelmäßig auf Ungarisch unterhalten und ihre Kinder auf Budapester Mittelschulen geschickt; das behaupteten ihre politischen Gegner im Jahr 1935.²⁷ Unabhängig davon, ob solche Aussagen falsch oder richtig waren, ist es vielbedeutend, dass man sich in dieser Region solches „nichtrumänisches“ Verhalten bekannter Nationalisten vorstellen konnte, und die Öffentlichkeit es als die Realität anzunehmen schien.

Was aber solche Geschehnisse, die auch in anderen Teilen Siebenbürgens sehr häufig und regelmäßig im Zusammenhang mit den regional orientierten siebenbürgisch-rumänischen Politikern der Rumänischen

²⁴ Gazeta Maramureşană, 19. Oktober 1923, S. 3, und 2. Mai 1924, S. 3. Eine zweisprachige Zuschrift der regionalen Postdirektion von Großwardein (rum.: Oradea; ung.: Nagyvárad) vom 25. Oktober 1921 an den Verwaltungsausschuss des Komitats befindet sich in: Arhivele Naționale Secția Județeană Maramureș (hiernach: ANSJ MM), Prefectura Județului Maramureș, inventar 1005, 24/VII/39/1923, fol. 2; C[ONSTAN]TIN BARBULESCU, Atențiu, in: Gazeta Maramureşană, 28. Dezember 1923, S. 2.

²⁵ ANSJ MM, Prefectura Județului Maramureș Pachetul I/13, 2/1921, fol. 32; Însemnări cu prilejul sărbărei „Revelionului“ în Sighetul Marmației, in: Gazeta Maramureşană, 18. Januar 1924, S. 3; ANSJ MM Prefectura Județului Maramureș, inventar 1005, 24/VII/39/1923, S. 2; Arhivele Naționale Istorice Centrale (hiernach: ANIC), Direcția Generală a Poliției, 3/1919–1920, fol. 113.

²⁶ Máramarosban magyarul mulatnak. A román alispánt azzal vádolják, hogy boros fejel a magyar himnusz énekelte, in: Pesti Napló, 20. Oktober 1935, S. 9; Máramaros megértő szelleme, in: Máramaros, 20. Juni 1929, S. 1.

²⁷ ANIC, Direcția Generală a Poliției, 104/1935, fol. 65–70.

Nationalpartei und der Nationalen Bauernpartei zu beobachten waren,²⁸ die Maramuresch für Historiker noch merkwürdiger, ja sogar bizarr erscheinen lässt, war die politische Loyalität dieser ehemaligen pro-ungarischen Gruppe: Die Mihalis, ihre Verbündeten und Anhänger vertraten in der Maramuresch die Nationalliberale Partei, deren führende Persönlichkeit Ion I. C. Brătianu, der zwischen 1922 und 1927 zweimal Ministerpräsident war, auf die Zentralisierung des rumänischen Staates und damit auf die Unterdrückung der Regionalismen drängte. Regionalisten verbündeten sich mit Befürwortern der Zentralisierung, um ihre regionalen Besonderheiten und relative Selbständigkeit zu bewahren, und zwar sehr effektiv. Während sie nahezu ungestört in ihrer Rolle blieben, agierten sie bei den Wahlen zugleich sehr wirksam für die Nationalliberale Partei.

Obwohl diese Partei in Siebenbürgen keine vorrangige Rolle spielte und anders als im Altreich sehr selten die Mehrheit der Stimmen auf ihren Listen vereinen konnte,²⁹ waren die Wahlergebnisse der Partei in der Maramuresch oftmals sogar die stärksten in der gesamten Provinz, manchmal mit über der Hälfte der abgegebenen Stimmen.³⁰ Dies wäre ohne die Unterstützung der hiesigen Elite, mit ihren breiten Erfahrungen im Wahlmanagement aus der Zeit des Dualismus undenkbar gewesen.

Sicherlich unerwartet nach den Loyalitätsbekundungen Petru Mihalis gegenüber Ungarn oder hinsichtlich des langen Bündnisses mit den ungarischen Regierungsparteien war jedoch diese Zweckallianz keinesfalls so unlogisch, wie es scheint. Genaugenommen glich dieser neue Kompromiss

²⁸ FLORIAN KÜHRER-WIELACH, Siebenbürgen ohne Siebenbürger? Zentralstaatliche Integration nach dem Ersten Weltkrieg, München 2014.

²⁹ Nach 1926 wurde ein Verhältniswahlsystem mit Komitatslisten und Wahlprämie eingeführt. Jene Partei, die über die Hälfte der Stimmen in einem Komitat erhielt, erwarb alle dortigen Mandate. Zugleich bekam die Partei, die mehr als 40 Prozent der Gesamtzahl der Stimmen im Land erringen konnte, die Hälfte der Mandate, und dazu auch den verhältnismäßigen Anteil der Restmandate. Da die Wahlen nicht fair und manchmal auch nur beschränkt frei waren und die Regierung mithilfe des administrativen Apparats die zur Mandatsprämie nötige Stimmenzahl erreichen konnte, war die Stärke einer Partei immer nur relativ zu beurteilen. Während die Nationalliberale Partei, wenn in der Regierung vertreten, häufig die Mandatsprämie in den Komitaten des Altreichs erhielt, waren solche Ergebnisse in Siebenbürgen auch mithilfe der Verwaltung eine Seltenheit. Das deutet darauf hin, dass die PNL hier bedeutend schwächer war.

³⁰ LÁSZLÓ FRITZ, Az 1927. július román parlamenti választások statisztikája, in: Magyar Kisebbség 6 (1927), 17, S. 621–636; Scrisori din Maramurăs, in: Gazeta Transilvania, 2. November 1928, S. 3. Ein Satz in diesem Artikel lautet: „Diese Verräter bekamen die Maramuresch von Brătianu wie eine feudale Donation, mit exklusiven Privilegien für das Regieren.“

sogar strukturell dem früheren. Auch die Bedrohungssituation, gegen die sie sich richtete, war dieselbe: die nationalistische Politik der Siebenbürger Rumänen. Da in Großrumänien die Rumänische Nationalpartei, und seit 1926 deren Nachfolgerin, die Nationale Bauernpartei, einen markanten siebenbürgischen Regionalismus vertraten, handelte es sich um einen Konflikt zwischen zwei unterschiedlichen Ausprägungen des Regionalismus: einerseits die Maramuresch-Variante mit einem starken lokalen Akzent, die auch die traditionelle Gesellschaftsordnung mitsamt deren interethnisch und -konfessionell geprägten, auf dem gemeinsamen sozialen Status, das heißt auf Adelstiteln basierenden, Verhaltensmustern und Praxen zu bewahren versuchte; andererseits der moderne Nationalismus, der unter der Leitung des aufsteigenden Bürgertums eine moderne Nation aus dem Bauerntum formieren wollte, dabei aber der eigenen regionalen Gruppe, den Siebenbürgern, die man als fortschrittlicher als die anderen Rumänen einschätzte, eine Pionierrolle zutraute und deswegen jegliche Interferenz der angeblich rückständigeren Altreichsräumen ablehnte.³¹

Dieses bedeutsame Phänomen, der Maramuresch-Regionalismus, blieb übrigens von Zeitgenossen nicht unbeachtet. Als Gavrilă Mihali sich 1937 aus der Politik zurückzog, und in demselben Jahr auch Florenț Mihali seine öffentlichen Posten aufgab, druckte die Zeitung „Brassói Lapok“ einen Artikel darüber, dass es damit zum Ende einer Ära und damit der faktischen Autonomie des Komitats gekommen sei,³² was aber damals letztendlich noch nicht eintrat.

Dass die Maramuresch-Elite in diesem Konflikt nur mithilfe der Zentralregierung erfolgreich sein und als Gegenleistung eine fortdauernde *de facto*-Autonomie des Komitats erlangen konnte, zeigt sehr eindeutig das Beispiel des Schulwesens nach 1919. Die meisten Volksschulen vor 1919 in der Maramuresch waren staatliche Schulen, ein nicht unbedeutlicher Teil jedoch konfessionelle Schulen der griechisch-katholischen Kirche, und viele staatliche Schulen waren in Immobilien der Kirche untergebracht, der daraus eine sehr einträgliche Einnahmequelle entstand. Nach der Übernahme des Komitats durch Rumänien wurden zuerst Schulen mit ungarischer Unterrichtssprache im ländlichen Raum in Schulen mit rumänischer Unterrichtssprache umgewandelt. Danach wurden Schulkomitees aus Komitatsbeamten und Delegierten der Kirchen, der Selbstverwaltungsorgane und der Vereine gegründet. Diese Körperschaften waren für die

³¹ EGRY, Unruly Borderlands.

³² KELEN GYÖRGY, A nevezetes Mihályi-család búcsút mondott a közszereplés színpadának, in: Brassói Lapok, 16. Juni 1937, S. 4.

Finanzierung und Ausrüstung der Schulen verantwortlich, auch nach der Verstaatlichung der orthodoxen und griechisch-katholischen Schulen. Weil in der Maramuresch jenen adligen Laien, die in den Schulkomitees tätig waren, wichtige Rollen in der Kirche zufielen, machte es hinsichtlich des Managements des staatlich verwalteten Kirchenbesitzes fast keinen Unterschied. Die Komitees versuchten, das Management der Schulen wie bisher fortzusetzen und außerdem den Profit daraus für die Kirche zu bewahren, jedoch zugleich kirchliches Besitztum durch staatliche Mittel renovieren zu lassen.³³

Schuladministration und -inspektion oblagen allerdings dem Unterrichtsministerium, das seine Aufgaben auf Komitatsebene durch Schulin spektoren sowie durch übergeordnete Regionalinspektoren ausübte. Im Jahre 1923 war der Schulinspektor in der Maramuresch Teodor Stoia, der nicht selten in der lokalen „Gazeta Maramureşană“ seine Ideen präsentierte. Daraus wurde deutlich, dass sich Stoia mit den Verhältnissen in der Maramuresch keinesfalls zufriedengab, obwohl er zu den Anhängern Iuliu Manius, Führer der Rumänischen Nationalpartei, gehörte und sich sehr enthusiastisch über den siebenbürgischen Regionalismus und die Überlegenheit der Siebenbürger Rumänen gegenüber jenen im Altreich äußerte. Er war nicht nur vom alltäglichen Verhalten der rumänischen Elite enttäuscht, sondern auch aufgebracht wegen des Umstands im Lande, den er als „Entnationalisierung“ der rumänischen Bauern bezeichnete, wozu er beispielsweise die weitverbreitete Nutzung der ungarischen Sprache zählte, die zu vielen Entlehnungen in der gegenwärtigen rumänischen Sprache geführt hat. Aus diesem Grunde forderte Stoia einen strengen Kurs der Rumäniisierung in den Schulen, um sie völlig unter staatliche Kontrolle zu bringen.

Es überrascht nicht, dass er mit seinem Vorhaben schnell auf Widerstand stieß und nach einer langen Hetzkampagne in der Presse schließlich entlassen wurde. Die einzige Stimme, die Stoia öffentlich zu verteidigen wagte, war Vasile Filipciuc aus der Nationalistengeneration von 1905, der zugleich einen materiellen Konflikt mit Mihali hatte. Stoias Nachfolger, Petru Didicescu, widerfuhr dasselbe Schicksal, nachdem auch er die informelle Kontrolle der lokalen Elite über die Schulen gewagt hatte anzutasten. Bedeutsam ist, wie beide Männer von dem Präfekten Gavrila Mihali empfangen wurden, als sie ihn zum ersten Male besuchten und sich vor

³³ LIVEZEANU, Cultural Politics, S. 37 f.; ANSJ MM, Prefectura Județului Maramureș Pachetul I/13, 1/1923, fol. 50-51; T.[EODOR] STOIA, Reflexii la articol de sus, in: Gazeta Maramureşană, 12. Oktober 1923, S. 2.

stellten. Mihali trat ihnen mit einer verachtenden Haltung gegenüber, und als Stoia über seine Pläne berichtete, antwortete ihm der Präfekt: „Sie dürfen alles versuchen, aber wir haben hier unsere Methode und Leute“ – ein Ausdruck, den Stoia später als Beweis für die Bosheit Mihalis den Siebenbürger-Rumänen gegenüber betrachtete.³⁴

Jedenfalls waren es die Schulinspektoren, die das Komitat verlassen mussten, wohingegen die Dominanz der Mihalis bis Mitte der 1930er Jahre unberührt blieb. Um ihre alleinige Vormachtstellung zu bewahren, brauchten sie allerdings Unterstützung, und ebenso wie frühere ungarische Regierungen waren die Nationalliberalen, die beinahe keine Anhängerschaft in der fast ausschließlich griechisch-katholischen Region hatten, bereit, diese zu gewährleisten. Dabei erwiesen sich die staatlichen Ressourcen, die auf Zentralisierung und Nationalisierung hätten angewendet werden können, als sehr begrenzt, besonders in Bezug auf das Schulwesen. Nur sehr wenige Mittelschul- und Grundschullehrer waren bereit, in die Maramuresch zu übersiedeln, die am Rande des Landes lag und sich keinesfalls durch günstige natürliche Bedingungen und soziale Verhältnisse auszeichnete. Als beispielsweise Anfang der 1920er Jahre Absolventen der Lehrerbildungsanstalt im südlichen Craiova für ein längeres Praktikum in die Maramuresch entsandt wurden, um dort dem Lehrermangel entgegenzuwirken, gaben 20 von 21 Kandidaten ihren Posten am Tag ihrer Ankunft auf.³⁵

Es wurde auf diese Weise auch der Zentralregierung klar, dass die nötigen Ressourcen für strengere Kontrollen über diese extreme Peripherie des Staates fehlten. Die nationalliberalen Politiker suchten deswegen eine Annäherung und einen Kompromiss. Die politische Logik verlangte in einer Region, wo sie schwach waren, eine Unterstützung gegen die Nationale Bauernpartei zu finden, und die Machtlogik diktierte ihnen, das Zentrum durch die loyalen Vertreter der Peripherie zu kontrollieren.

Aus dieser Lage entstand ein Kompromiss, der dem früheren ähnelte, und es der Maramuresch-Elite erlaubte, ihre Alltagspraxis und Lebensweise aufrechtzuerhalten. Darin enthalten waren auch solche Elemente,

³⁴ ANIC, Ministerul Instrucțiunii 1922, Div. I. 128/1922, fol. 54-55; *Gazeta Maramureșană*, 7. Dezember 1923, S. 2; 14. Dezember 1923, S. 1 f.; 21. Dezember 1923, S. 1 f.; ANIC, Ministerul Instrucțiunii, dosar 24/1925, fol. 1-2; *Din activitatea Dului revizor scolar al Maramureșului T. Stoia I-III*, in: *Gazeta Maramureșană*, 19. Januar 1923; 2. Februar 1923; 9. Februar 1923; VASILE FILIPCIUC, *Prietenul Teodor Stoia*, in: *Gazeta Maramureșană*, 12. Oktober 1923, S. 2; STOIA, *Reflexii*; ANIC, Ministerul Instrucțiunii, dosar 24/1925, fol. 3-15.

³⁵ *Gazeta Maramureșană*, 2. November 1923, S. 4.

wie religiöse Praktiken im urbanen Raum, Freizeitaktivitäten (Gesang, Vergnügen, Theaterstücke, Sprachgebrauch im Alltag), die im nationalistischen politischen Diskurs fast immer als Zeichen nichtrumänischer Ethnizität aufgefasst wurden und in anderen Regionen sehr häufig angegriffen, oft sogar von der Polizei überwacht und verfolgt wurden. Obwohl das Ausscheiden der Mihalis (Gavrila, Petru, Florent) aus dem öffentlichen Leben um 1935 das Ende des Sonderfalls Maramuresch hätte sein können, waren die strukturellen Grundlagen und die soziale Basis stark genug, um diese Kluft und den nächsten Herrschaftswechsel im Jahr 1940, die Rückkehr des ungarischen Staates, zu überstehen. Als es zur Besetzung der Verwaltungsposten im wiederhergestellten Komitat kam, das heißt jenen Teilen nördlich der Theiß, die seit 1920 zur Tschechoslowakei gehörten und nach März 1939 unter ungarische Verwaltung gestellt und nochmals dem Komitat angeschlossen wurden, standen erneut dieselben Namen auf der Liste: Rednic, Joody, Mihali usw.³⁶

Viele der aus Ungarn entsandten Beamten stammten ursprünglich aus der Region und waren mit der hiesigen Gesellschaft sowie deren informellen Regeln wohlvertraut, darunter László Aczél, der nach 1920 emigriert war und nun aus Fünfkirchen (ung.: Pécs) auf seinen neuen Posten versetzt wurde.³⁷ Longin Mihali diente weiter als Komitatsvizenotär, um ein Jahr später auch den Posten des Waisenassessors zu besetzen. Und ein Anhänger der Mihalis, der ehemalige Stuhlrichter und in Skandale verwickelte Flavius Iurca wurde zum zweiten Mal als Präfekt der Maramuresch eingesetzt – diesmal von Pál Teleki, Ministerpräsident in Budapest. Bereits kurze Zeit später jedoch setzte die Machtübernahme durch die Kommunisten der Hegemonie des Adels in der Region ein Ende.

³⁶ Belügyi Közlöny, 24. November 1940, Nr. 52, S. 1802. Peter Joody wurde Waisenassessor, Ioan (Janos) Rednic zweiter Komitatsnotär.

³⁷ JÓZSEF PUSZTAI POPOVICS, Havasoktól a havasokig 16, in: Pécsi Napló, 18. November 1942, S. 6.

JAN OLASZEK

DISSIDENTEN IM SOG. OSTBLOCK ALS MITSCHÖPFER DER REGION „MITTEL- UND OSTEUROPA“¹

Der Begriff „Region“ ist – allem Anschein zum Trotz – nicht eindeutig. Er kann sich auf „kleine Heimaten“ beziehen, von ihrer Spezifik geprägte Gebiete, die nur einen geringen Teil eines bestimmten Landes ausmachen. Es können damit aber auch große Teile von Kontinenten bezeichnet werden (und sogar Gebiete, die über die Grenze eines Kontinents hinausgehen). Der vorliegende Beitrag ist den Schöpfern einer Region gewidmet, die zur letzteren Gruppe gehört. Deren Bezeichnung „Mittel- und Osteuropa“ verweist unmissverständlich darauf, dass sie Gebiete umfasst, die als zwei benachbarte, teils getrennte und teils einander überlappende Regionen angesehen werden. Tomasz Kizwaler wies in Bezug auf den Begriff „Mitteleuropa“ darauf hin, dass dessen Grenzen immer derart fließend gewesen seien, dass es sich dabei um eine „imaginäre Region“ handelte, die „eher in den menschlichen Köpfen als in der geografischen und gesellschaftswirtschaftlichen Realität“ existierte.¹

Die Grenzen dieser Region sind schwer zu bestimmen; ähnlich übrigens wie im Fall Osteuropas. Diskussionen zu diesem Thema haben eine lange Tradition und brachten unterschiedlichste Meinungen hervor, die an dieser Stelle nicht einmal flüchtig besprochen werden können. Es genügt, sich auf die offenkundigsten Beispiele zu beschränken. Zu Mitteleuropa wurden manchmal Deutschland und Österreich mit hinzugezählt, die an anderer Stelle als westeuropäische Länder galten. Der westliche Teil der Ukraine wurde manchmal als ein Teil Ost- und manchmal wiederum Zentraleuropas angesehen. Darüber hinaus wurde auch Polen nicht immer zum Letzteren hinzugezählt. Überdies ist noch ein weiterer Begriff zu erwähnen – „Ostmitteleuropa“, dessen Grenzen wiederum anders zu zeichnen sein werden, da es neben Polen, der Tschechischen Republik,

¹ TOMASZ KIZWALTER, „Zachód porwany ...“, in: *Kwartalnik Historyczny* 120 (2013), 4, S. 825–831, hier S. 828.

der Slowakei und Ungarn beispielsweise auch die Ukraine, Belarus sowie die baltischen Staaten und darüber hinaus auch Deutschland umfasst, Russland hingegen nicht mehr. Der Begriff „Mittel- und Osteuropa“ hat eine noch breitere Bedeutung.

Die Grenzen einiger Regionen werden verständlicherweise schwer zu bestimmen sein, insbesondere wenn ihre Abgrenzung nicht nach geografischen oder klimatischen Gesichtspunkten, sondern hauptsächlich auf Grundlage verschiedener sozialer, politischer, kultureller und wirtschaftlicher Faktoren erfolgt. Im Fall der Region „Mittel- und Osteuropa“ ist für den Zeitraum des Kalten Krieges die Frage nach den Grenzen recht einfach zu definieren, da diese durch den Eisernen Vorhang vorgegeben waren. Die östlich davon gelegenen Länder werden daher auch im Folgenden zu Mittel- und Osteuropa gezählt. Dieser Auffassung nach gehörten Polen, die Tschechoslowakei, Ungarn, Ostdeutschland, Bulgarien, Rumänien, Jugoslawien, Albanien und die Sowjetunion zu einer Region. Natürlich kann das letztgenannte dieser Länder als problematisch angesehen werden, da ein großer Teil davon in Asien lag, doch der politische Kontext spielte in diesem Fall eine wichtigere Rolle als die geografische Lage. In Bezug auf die Zeit des Kalten Krieges verstand man unter „Osteuropa“ die Sowjetunion, während der Begriff „Mitteleuropa“ die übrigen sog. Ostblockstaaten bezeichnete und die Bundesrepublik Deutschland und Österreich manchmal auch mit einschloss. Die Teilung des Kontinents durch den Eisernen Vorhang führte zwangsläufig dazu, dass das östlich davon gelegene Gebiet oftmals als Ganzes betrachtet wurde – eben als „Mittel- und Osteuropa“.

Der vorliegende Aufsatz soll jedoch nicht der Region und ihren Grenzen gewidmet sein, sondern ihren Machern. Wer sind bzw. wer waren „Regionsmacher“? Dieser Begriff bezieht sich auf verschiedene Personengruppen, zum Beispiel Wissenschaftler, Kulturschaffende, Architekten, Journalisten, Unternehmer, Reiseveranstalter, Politaktivisten, Gründer gesellschaftlicher Vereine und schließlich einfach alle Bewohner der Region. Jede dieser Gruppen kreiert die Existenz einer Region in einem anderen Lebensbereich und auf andere Weise. Wer waren aus dieser Perspektive betrachtet die Schöpfer der Region „Mittel- und Osteuropa“ in den Jahren zwischen dem Zweiten Weltkrieg und dem Fall des Kommunismus? Die naheliegendste Antwort könnte auf diejenigen verweisen, die über die Nachkriegsteilung Europas zu entscheiden hatten, d. h. in maximaler Vereinfachung die drei Staatsoberhäupter der Siegermächte, die Teilnehmer der Konferenz von Jalta im Februar 1945 – Winston Churchill, Franklin Delano Roosevelt und Iosif Vissarionovič Stalin. In diesem

Aufsatz soll jedoch eine völlig andere Interpretation vorgestellt und auf die Rolle von Dissidenten bei der Gestaltung der Region hingewiesen werden. Es geht nicht um das Kreieren einer Region „von oben“ in den Kabinetten der „Großen Politik“. Im Fall von Dissidenten, auf die sich dieser Artikel bezieht, geht es um die während des Kalten Krieges unternommenen Versuche, eine gewisse gemeinsame Identität für die Bewohner Mittel- und Osteuropas zu schaffen. Im Titel des Aufsatzes wurde das Wort „Mitschöpfer“ verwendet, um zu betonen, dass sie nur einer der unterschiedlichsten historischen Akteure waren, die in diesem Prozess eine wichtige Rolle spielten. Sicherlich war die Bedeutung der Dissidenten nicht am größten, aber sie war zumindest in einigen Bereichen groß genug, um mehr Aufmerksamkeit in der Forschung zu verdienen.

Bevor die wichtigsten Tätigkeitsformen von Dissidenten im Kontext der Schaffung der Region „Mittel- und Osteuropa“ erörtert werden, sollte zunächst geklärt werden, wer damit eigentlich gemeint ist. Die Bedeutung des Begriffs „Dissident“ ist nicht offensichtlich und seine Verwendung weckt bei vielen Forschern Zweifel. Jonathan Bolton führte in der Einleitung zu seinem kürzlich veröffentlichten Buch „World of Dissent. Charter 77, The Plastic People of the Universe, and Czech Culture under Communism“ die Worte einer der Figuren seines Buches, Zdeněk Mlynář, an, mit denen dieser darauf hinweist, dass der Begriff zu den weniger präzisen Bezeichnungen im zeitgenössischen Wörterbuch politischer Termini gehört.²

Die Formulierung einer klaren Definition ist aufgrund der unterschiedlichen Gründe für die Äußerung einer ablehnenden Haltung gegenüber dem herrschenden System und der Unterschiede im Repressivitätsgrad verschiedener kommunistischer Regime, der zur Qualifizierung einer bestimmten Haltung als Dissident führte, sehr schwierig.³ Die Kontroverse in Bezug auf den Begriff „Dissident“ betrifft die Frage, ob damit alle Personen definiert werden sollten, die sich offen gegen die kommunistische Ideologie aussprachen, oder – gemäß dem Ursprung des Wortes, das sich eigentlich auf Glaubensabtrünnige bezieht – nur diejenigen, die sich zunächst mit der kommunistischen Bewegung identifizierten und sich erst

² JONATHAN BOLTON, *World of Dissent. Charter 77, The Plastic People of Universe and Czech Culture under Communism*, Cambridge 2012, S. 2.

³ MICHAEL RIWKIN, *Soviet Society Today*, New York 1990, S. 208; JERZY KOCHANOWSKI, Od redaktora, in: *Słownik dysydentów. Czołowe postacie ruchów opozycyjnych w krajach komunistycznych w latach 1956–1989*, Bd. 1, hg. v. DEMS., Warszawa 2007, S. 18–21, hier S. 19.

später davon abwandten.⁴ Es wird auch auf Unterschiede hingewiesen zwischen Dissidenten, die sich der kommunistischen Ideologie auf symbolischer Ebene widersetzen, indem sie mit ihren Aktivitäten ein „Zeugnis der Wahrheit“ ablegen wollten, und solchen Oppositionellen, die organisierte politische Aktivitäten in Angriff nahmen.⁵ Es ist schwierig, hier eine klare Grenze zu ziehen. Schließlich gibt es auch Meinungen, dass der Terminus „Dissident“ überhaupt nicht verwendet werden solle, da es sich um ein Propagandakonstrukt aus der Zeit des Kalten Krieges handele, das einer Dekonstruktion bedürfe. Kritikern dieses Begriffs zufolge sei die Bezeichnung „Dissident“ von westlichen Journalisten geschaffen worden, indem einer vielfältigen Gruppe von Menschen aus verschiedenen Ländern die Eigenschaften der bekanntesten Akteure zugeschrieben wurden. Dieses Konzept habe die mit diesem Begriff bezeichneten Personen idealisieren und sie künstlich vom konformistischen Rest der Gesellschaft abtrennen sollen, ohne die Existenz einer „Grauzone“ zwischen der Opposition und dem Machtapparat zu berücksichtigen.⁶

Dieses letzte Argument wurde von einem der „modellhaften“ Dissidenten, nämlich Václav Havel, verwendet. Er schrieb mit Ironie über das Phänomen des Dissidentismus, da er es als ein künstliches Konstrukt betrachtete, das die politische Aussage der alltäglichen Gesten außer Acht lasse, denen in erster Linie sein Aufsatz „Die Macht der Machtlosen“ (*Moc bezmocných*) gewidmet war. Er war der Ansicht, dass der Begriff „Dissidenten“ eine bestimmte Menschengruppe stigmatisiere und die Passivität anderer rechtfertige. Paradoxalement formulierte er in demselben Text eine der genauesten Definitionen dieses Terminus. Er schrieb: „Es scheint, dass sich vor allem jene Bürger des Sowjetblocks diesen Titel verdient haben, die beschlossen hatten, in der Wahrheit zu leben“.⁷

⁴ TOMASZ GĄSOWSKI, Od protestów moralnych do gry o władzę. Ewolucja postaw i zachowań opozycjonistów w PRL (do 13 grudnia 1981), in: Opozycja antykomunistyczna w krajach bloku wschodniego, hg. v. KRZYSZTOF ŁABĘDŹ / MAŁGORZATA ŚWIDER, Kraków 2014, S. 65–77, hier S. 66.

⁵ ZBIGNIEW GLUZA, Odkrycie Karty. Niezależna strategia pamięci, Warszawa 2012, S. 202 f.; KAROL MODZELEWSKI, Zajeździmy kobyłę historii. Wyznania poobijanego jeźdźca, Warszawa 2013, S. 234 f.

⁶ BOLTON, World, S. 2 f., 13. Vgl. KACPER SZULECKI, Smashing Concrete with Words. The Central European “Dissidents”, Their Representations and Discourses, in: Civil Society in Central and Eastern Europe, hg. v. SABINE FISCHER / HEIKO PLEINES, Stuttgart 2010, S. 11–24.

⁷ VÁCLAV HAVEL, The Power of the Powerless, in: East European Politics and Societies and Cultures 32 (2018), 2, S. 353–408, hier S. 353.

Weiter präzisierte er, dass es sich dabei um Nonkonformisten gehandelt habe, die das System öffentlich kritisierten, die bei der Gesellschaft und den Behörden (von denen sie nicht ignoriert, sondern als ernsthafte Bedrohung angesehen wurden) Anerkennung fanden, die sich zugunsten universeller Werte engagierten, sich des geschriebenes Wortes bedienten und vor allem im Kontext dieser Tätigkeit gesehen wurden. Diese Definition liegt auch dem vorliegenden Beitrag zugrunde. Darüber hinaus scheint es unmöglich, den Begriff des Dissidenten durch einen anderen zu ersetzen. Er wurde bereits von Zeitgenossen verwendet; ein Teil der historischen Akteure identifizierte sich damit; schließlich wurde keine Alternative gefunden, die ein solch komplexes Phänomen abdecken würde. In diesem Beitrag wird der Begriff „Dissident“ in seinem weitesten Sinne verwendet sowohl in Bezug auf den Führer einer Oppositionspartei als auch auf einen Dichter, der einen Brief zur Verteidigung eines Kollegen unterzeichnet bzw. seinen Widerstand in einem illegal verbreiteten Gedicht zum Ausdruck bringt. Diese Definition folgt der Definition Havels und der Moskauer Helsinki-Gruppe, deren Mitglieder in einem ihrer 1977 veröffentlichten Dokumente feststellten:

„Die Bezeichnung ‚Dissidenten‘ haftete in der Sowjetunion dauerhaft Mitgliedern von Menschenrechtsbewegungen an. Dissidenten haben verschiedene politische, religiöse und philosophische Ansichten, doch im Kampf um die Achtung der Menschenrechte haben sie eines gemeinsam – die Ablehnung von Gewalt und der Förderung des Gewalteinsatzes als Mittel zur Zielerreichung.“⁸

Der Versuch, die Geschichte der Dissidenten in das von den Organisatoren der Konferenz vorgeschlagene Konzept der „Regionsmacher“ einzubinden, resultiert aus der Überzeugung, dass Dissidentenbewegungen bemüht waren, eine wichtige Rolle bei der Schaffung der Identität der Region zu spielen. Im vorliegenden Aufsatz wird erläutert, in welcher Weise sie auf vier unterschiedlichen Ebenen in der Rolle von Regionsmachern auftraten. Die erste betrifft den Aspekt, wer die Dissidenten waren, die als Mitschöpfer dieses Diskurses betrachtet werden. Die zweite Ebene stellt die Verbreitung unzensierter Texte und die Behandlung bestimmter Themen darin dar. Die dritte Ebene bezieht sich wiederum auf die Mitgestaltung des Diskurses über die Region durch Dissidenten. Als vierte Ebene gilt die transnationale Aktivität von Dissidenten.

⁸ Zitiert nach: MAREK RADZIWON, Zawsze byliśmy w mniejszości, in: Wstyd było milczeć. Świadectwa radzieckich dysydentów, ausgewählt, eingeleitet u. hg. v. DEMS., Kraków / Warszawa 2013, S. 5–23, hier S. 9.

Beginnend mit der ersten Ebene kann allgemein festgestellt werden, dass Dissidenten häufig offen dafür waren, was in anderen kommunistisch regierten Ländern geschah. Selten waren sie Anhänger einer Verschärfung der Beziehungen zu den Nachbarländern, nur wenige waren nationalistisch orientiert oder vertraten imperiale Ansichten.⁹ Insbesondere führende Dissidenten befürworteten eher den Aufbau eines Dialogs mit anderen. Manchmal resultierte dies aus ihrer Herkunft aus einem der Nachbarländer, der Eheschließung mit Bürgerinnen oder Bürgern aus Nachbarstaaten bzw. ihrer Ausbildung in einem anderen Land.

Nicht selten resultierte das Interesse an dem, was in einem anderen Land geschah, aus den Unterschieden zwischen der politischen Situation in den einzelnen Ländern des „Sowjetblocks“. So betrachteten viele russische Dissidenten die Volksrepublik Polen als „Fenster zur Welt“; sie lernten Polnisch, um polnische zensierte Zeitungen zu lesen, aus denen sie viel mehr erfahren konnten als aus den in der Sowjetunion veröffentlichten.¹⁰ Ein Beispiel dafür ist Natal'ja Gorbanevskaja, die sich Jahre später erinnerte:

„Polen war ein Gegenmittel gegen das sowjetische Grau und die Langeweile. Meine Altersgenossen, die wenigen, die nicht in überfüllten Kommunawohnungen lebten, sondern ein eigenes Zimmer hatten, hängten an den Wänden Fotos von den bunten Deckblättern der russischsprachigen Monatzeitschrift „Pol'sa“ auf.“

Sie selbst lernte Polnisch, indem sie die Zeitschrift „Przekrój“ las und Lieder von Ewa Demarczyk hörte.¹¹ Nach mehr als zehn Jahren wurde sie Übersetzerin polnischer Poesie und nahm in höherem Alter sogar die polnische Staatsbürgerschaft an.¹² Die Tatsache, dass es unter den Dissidenten viele Menschen mit Verbindungen zu anderen Ländern gab,

⁹ Zu den Ausnahmen gehörte zum Beispiel einer der bekanntesten russischen Dissidenten, Aleksandr Solženicyn, der sich für ein Großrussland aussprach. Gleichzeitig spielte er jedoch eine Rolle beim Aufbau der gemeinsamen Identität der Region, da sein Schaffen in anderen Dissidentenbewegungen äußerst beliebt war und einen gewissen gemeinsamen Kanon des Geschichtsdenkens und der Erfahrung des sowjetischen Totalitarismus mitgestaltete. Dieser Aspekt der Diskursentwicklung über die Region wird später noch genauer erläutert.

¹⁰ TATIANA KOSINOWA, Polski mit. Polska w oczach sowieckich dysydentów, Warszawa / Kraków 2012, S. 71, 199.

¹¹ JOANNA SZCZĘSNA / ANNA DODZIUK, Natalia Gorbaniewska, poetka, in: Wysokie Obcasy, 24. Dezember 2005.

¹² JAN OLASZEK, Natalia Gorbaniewska – poetka niezłomna, in: Polityka, 4. Dezember 2018.

spielte eine wichtige Rolle beim Aufbau einer gemeinsamen regionalen Identität.

Der Diskurs über die Region wurde allein dadurch gefördert, dass die Dissidenten in ihren in der Emigrantenpresse bzw. außerhalb der Zensur verbreiteten Texten Themen aufgriffen, die im Zusammenhang mit der Funktionsweise anderer Kommunisten standen. In der Tschechoslowakei wurde die Zeitschrift „*Střední Evropa*“ veröffentlicht.¹³ Im unabhängigen polnischen Verlagswesen gab es mehrere Magazine, die sich auf die Situation in anderen Ländern der Region spezialisiert hatten, darunter „*Obóz*“, „*ABC*“ und „*Nowa Koalicja*“.¹⁴ In der redaktionellen Einleitung zur Erstausgabe der Zeitschrift „*Obóz*“ heißt es:

„Aufgrund der Überzeugung, dass das gegenwärtige und zukünftige Schicksal Polens eng mit den Veränderungen in der gesamten kommunistischen Welt zusammenhängt, haben wir beschlossen, eine Zeitschrift ins Leben zu rufen, die den Problemen der in diesem System lebenden Gesellschaften gewidmet ist. Unser Ziel ist es vor allem, den Leser mit den Ansichten der Mitglieder und Führer der demokratischen Opposition in den kommunistischen Ländern sowie mit der Geschichte, den Traditionen und der Kultur ihrer Völker vertraut zu machen. [...] Wir hoffen, dass unsere Zeitschrift dazu beitragen wird, die geistige Isolation, in der wir leben, zu überwinden, die daraus resultiert, dass wir unsere Nachbarn durch das Prisma unserer eigenen, ziemlich weit von der Realität entfernten Vorstellungen betrachten. Wir leben in Mitteleuropa und sollten deshalb bereits jetzt versuchen, gutnachbarliche Beziehungen zu den Nachbarnationen aufzubauen: Dialog und Zusammenarbeit sind jedoch mit dem vorherigen näheren Kennenlernen dessen verbunden, dem wir dienen wollen.“¹⁵

Themen dieser Art tauchten auch in vielen anderen Untergrundmagazinen auf, die sich nicht unbedingt auf diese Thematik spezialisiert hatten. Die russische „*Chronika tekuščich sobytij*“, vermutlich die bekannteste russische Samisdat-Zeitschrift, führte seit 1979 eine regelmäßige Kolumne über die Ereignisse in Litauen. In vielen Samisdat-Magazinen gab es Informationen „aus dem Block“. Ein Zeugnis für das Interesse an anderen Ländern der Region waren auch Anknüpfungen auf symbolischer Ebene. Ein Beispiel ist die Vignette eines der wichtigsten Magazine des ungari-

¹³ WERONIKA PARFIA NOWICZ-VERTUN, *Europa Środkowa w tekstach i działa niach. Polskie i czeskie dyskusje*, Warszawa 2016, S. 67.

¹⁴ RÜDIGER RITTER, Preparing the postcolonial situation: Polish *drugi obieg* periodicals, the Europe topic and the question of Poland's Eastern Europe, in: *Porównania* 9 (2013), 13, S. 61–79.

¹⁵ Od redakcji, in: *Obóz*, 1981, Nr. 1, S. 1 f., hier S. 1.

schen Untergrundes, „Hírmondó“, das dem Zeichen der Solidarność nachempfunden war.¹⁶

Ein Zeugnis des gegenseitigen Interesses war der Nachdruck von Samisdat-Texten aus anderen Ländern. In der oben erwähnten ungarischen Zeitschrift erschienen Texte über Polen, wie zum Beispiel ein Text über den Tod des Geistlichen Jerzy Popiełuszko oder der Nachdruck eines Artikels von Adam Michnik, der in der Untergrundpresse veröffentlicht worden war.¹⁷ In der DDR verbreitete Samisdat-Magazine druckten häufig Übersetzungen von Texten tschechoslowakischer Dissidenten.¹⁸

Unter den ausländischen literarischen Werken, die im polnischen Untergrund veröffentlicht wurden, erschienen besonders häufig Schriften russischer, tschechischer und slowakischer Autoren.¹⁹ Die bereits erwähnten Havel und Solženicyn erfreuten sich, wie es scheint, in allen Samisdat-Drucken großer Popularität. Nicht selten wurden auch Texte polnischer Autoren übersetzt. Die Ungarn druckten polnische Texte nach, wie zum Beispiel eine Sammlung der Schriften von Adam Michnik, den „Bericht über das Kriegsrecht“ (*Raport o stanie wojennym*) von Marek Nowakowski und „Sie“ (*Oni*) von Teresa Torańska.²⁰

Polnische Texte wurden auch von den Tschechen nachgedruckt; in Prag erschien sogar die Zeitung „Polsko a my“, die der Opposition in der Volksrepublik Polen gewidmet war.²¹ 1987 erschienen im Prager Unter-

¹⁶ JAN OLASZEK, Drugi obieg wydawniczy w PRL i samizdat w innych państwach bloku sowieckiego: podobieństwa, różnice, wzajemne wpływy, in: Drugi obieg w PRL na tle samizdatu w państwach bloku sowieckiego po 1956 roku, hg. v. PRZEMYSŁAW GASZ-TOLD-SEŃ u. a., Warszawa 2016, S. 15–57, hier S. 45.

¹⁷ ADAM MICHNIK, Nyilatkozata, in: Hírmondó, 1984, Nr. 9, S. 3 (Forschungsstelle Osteuropa Bremen [hiernach: FSO], 2-067); P. Jerzy Popiełuszko R. I. P, in: Hírmondó, 1984, Nr. 11/12, S. 1 f. (FSO, 2-067).

¹⁸ TOMÁŠ VILÍMEK, Oppositions in the ČSSR and the GDR: Mutual Awareness, Exchanges of Ideas and Cooperation, 1968–1989, in: Entangled Protest. Transnational Approaches to the History of Dissent in Eastern Europe and the Soviet Union, hg. v. ROBERT BRIER, Osnabrück 2013, S. 55–85, hier S. 85.

¹⁹ DOROTA DUDEK, Czeska literatura w polskim drugim obiegu lat osiemdziesiątych, in: Bohemistyka 1 (2001), 3, S. 221–233, hier S. 223, 227; DOBROCHNA DABERT, Między wizją a spełnieniem. Profile ideowe i artystyczne czasopism literackich w drugim obiegu wydawniczym 1982–1989, Poznań 2014, S. 270–309.

²⁰ ADAM MICHNIK, Amit akarunk, és amit lehet, Budapest 1992 (FSO, 2-066); MAREK NOWAKOWSKI, Pillanatképek a hadiállapotról, Budapest 1985 (FSO, 2-066); TERESA TORAŃSKA, Oni. Sztalin Lengel Babjai, Budapest 1987 (FSO, 2-066).

²¹ PETR BLAŽEK u. a.: Ponad granicami. Historia Solidarności Polsko-Czechosłowackiej, Wrocław 2009, S. 135.

grund zwei Ausgaben der Anthologie der polnischen Poesie des sogenannten „zweiten Umlaufs“.²²

Beispiele für transnationale Textflüsse zwischen Dissidenten wären in großen Zahlen anzuführen. Sie verliefen in sehr unterschiedlichen Richtungen und boten nicht nur die Gelegenheit, etwas über die unabhängige Kultur eines anderen Landes zu erfahren, sondern auch die Möglichkeit, einen Dialog oder eine Polemik aufzugreifen. Die Verbreitung von Texten über die Grenzen kommunistisch regierter Länder hinweg führte dazu, dass Dissidenten, sogar ohne sich persönlich zu treffen, miteinander ins Gespräch kamen. Ein Beispiel wäre der in Antwort auf Havels berühmte „Macht der Machtlosen“ von einem polnischen Oppositionellen verfasste Artikel „Die Schwäche der Allmächtigen“ (*Ślabość wszechmocnych*). Anfangs erschien der Text des Polen in der Zeitschrift „Krytyka“, später wurde jedoch eine Broschüre mit beiden Artikeln veröffentlicht.²³

Die dritte und vermutlich offenkundigste Form, in der Dissidenten die Region „Mittel- und Osteuropa“ mitgestalteten, war das Anstoßen von Diskussionen über die Existenz der Region, einer Gemeinschaft der Länder, die sie bildeten. In dieser kurzen Studie ist es unmöglich, den Verlauf dieser Debatten gründlich zu erörtern. Sie sind ohnehin bereits zum Forschungsgegenstand geworden.²⁴ Somit soll hier lediglich auf einige Merkmale des Dissidentendiskurses über die Region hingewiesen werden. Das Thema war in ihren Publikationen vertreten. Führende Dissidenten wie Václav Havel, Adam Michnik, György Konrád und Tomas Venclova

²² Libri Prohibiti, Slovo a zed: výbor ze současných polských básníků, übers. v. MIROSLAV ČERVENKA u. a., Praha 1987. Zu den gegenseitigen Übersetzungen polnischer und tschechischer Publikationen vgl. Česko-polská literatura v samizdatu a druhém oběhu. Studie a rozhovory s překladateli, hg. v. ZITA CHALUPOVÁ u. a., Praha 2010.

²³ VACLAV HAVEL, Siła bezsilnych, übers. v. PAWEŁ HEARTMAN [PIOTR GODLEWSKI] / JAN WALC, Ślabość wszechmocnych, Warszawa 1985.

²⁴ GREGOR FEINDT, Auf der Suche nach politischer Gemeinschaft. Oppositionelles Denken zur Nation im ostmitteleuropäischen Samizdat 1976–1992, Oldenburg 2015, S. 254–274; ANDRZEJ KOBUS, My i oni. Opozycja polityczna w PRL wobec analogicznych ugrupowań demokratycznych w Europie Środkowo-Wschodniej lat 80. XX wieku. Kontakty, współpraca, podobieństwa, Łódź 2012; WERONIKA PARFIANOWICZ-VERTUN, Europa Środkowa w tekstach i działańach. Polskie i czeskie dyskusje, Warszawa 2016; KRYSYNA ROGACZEWSKA, Europa Środkowo-Wschodnia w myśl politycznej polskiej opozycji lat siedemdziesiątych i osiemdziesiątych XX wieku, in: Europa Środkowo-Wschodnia w polskiej myśli politycznej, hg. v. MIROSLAW DYMARSKI / JERZY DUCHNOWSKI, Wrocław 2004, S. 195–197; JAN SKÓRZYŃSKI, Polska opozycja wobec Europy Środkowo-Wschodniej – koncepcje i struktury, in: DERS., Na przekór geopolityce. Europa Środkowo-Wschodnia w myśl politycznej polskiej opozycji demokratycznej 1976–1989, Warszawa 2014, S. 11–62.

und mit ihnen in Verbindung stehende Emigranten (u. a. Milan Kundera und Czesław Miłosz) widmeten sich von Neuem dem Aufbau einer gemeinsamen Identität der Einwohner dieses Teils von Europa.²⁵ Texte zu diesem Thema erschienen sowohl in allgemeinen Zeitschriften als auch in den erwähnten, auf die Thematik der Region spezialisierten Magazinen.²⁶

Die Dissidenten erkannten die Besonderheit der Situation, in der die Nationen in diesem Teil der Welt – dem sog. Ostblock – lebten. Dabei definierten sie die Grenzen der Region, als deren Teil sie ihr eigenes Land ansahen, in unterschiedlicher Weise. Polnische Oppositionelle schrieben sowohl über „Mitteleuropa“ als auch über „Mittel- und Osteuropa“ und zählten hauptsächlich Polen, die Tschechoslowakei, Ungarn, die Ukraine, Belarus, Litauen, Lettland und Estland sowie seltener auch Jugoslawien, Rumänien und Bulgarien oder andere zur UdSSR gehörende Nationen hinzu.²⁷ Gleichzeitig betonten sie das gemeinsame, mit den Sowjetbürgern geteilte Schicksal. Für Dissidenten aus der DDR bildete ein an der Ostgrenze Polens endendes Mitteleuropa den Bezugspunkt. Ähnlich war es bei den Ungarn und Tschechen. Mit etwas anderen Augen als die Letzteren sahen die Slowaken die damalige Realität, was u. a. in einem Text von Miroslav Kusý bezeugt wird.²⁸ Dissidenten aus der UdSSR sprachen über Osteuropa bzw. Mittel- und Osteuropa. Das Verständnis dieses Begriffes wurde oftmals von den historischen Gegebenheiten bestimmt. Im Allgemeinen definierten die Tschechen die Region als die ehemaligen Länder der Habsburgermonarchie, die Polen hingegen als die Gebiete der polnisch-litauischen Adelsrepublik.²⁹

Hier berühren wir ein gelegentlich aufgetretenes Problem, dass einzelne Autoren ihr Land in den Mittelpunkt der Region stellten und ihm darin eine besondere Rolle zusprachen, und das in einem recht bevormunden Ton gegenüber den anderen Ländern.³⁰ Es ergibt keinen Sinn,

²⁵ MARTA COBEL-TOKARSKA, *Europa Środkowa – dawne i nowe znaczenia*, in: Krótkie wykłady z socjologii. Kategorie, problemy, subdyscypliny, hg. v. ANNA FIRKOWSKA-MANKIEWCZ u. a., Warszawa 2012, S. 172–192, hier S. 178.

²⁶ „Obóz“, „ABC“, „Nowa Koalicja“, „Střední Evropa“.

²⁷ SKÓRZYŃSKI, *Polska opozycja*, S. 11.

²⁸ MIROSLAV KUSÝ, *We Central East Europeans*, in: *Good-bye, Samizdat. Twenty Years of Czechoslovak Underground Writing*, hg. v. MARKETA GOETZ-STANKIEWICZ, Northwestern 1992, S. 160–165.

²⁹ TOMASZ STRYJEK, *Europa Środkowa (Środkowo-Wschodnia), czyli po pochwale różnorodności i komparatystyki*, in: *Kwartalnik Historyczny* 120 (2013), 4, S. 761–791, hier S. 796.

³⁰ PARFIANOWICZ-VERTUN, *Europa Środkowa*, S. 209, 342.

Dissidentenbewegungen idealisieren zu wollen und zu leugnen, dass derartige Tonlagen in den Aussagen ihrer Vertreter mitgeschwungen hätten. Gleichzeitig scheint es eine starke Gruppe unter den Dissidenten gegeben zu haben, die vor den Gefahren eines solchen Ansatzes warnte. An dieser Stelle sei der Ausschnitt eines Textes zitiert, der gemeinsam von den drei Führern des „Komitees zur Verteidigung der Arbeiter“ (KOR) – Jacek Kuroń, Antoni Macierewicz und Adam Michnik – verfasst wurde:

„Russland, das über die Nationen herrscht, die es von Polen trennen, ist und muss ein imperialistischer Staat sein, der die Unabhängigkeit Polens gefährdet. Nicht immer sind wir uns jedoch der Tatsache bewusst, dass diese Behauptung auch auf Polen bezogen werden kann. Ein polnischer Staat, der seine Rechte zur Herrschaft über die Ukraine, Litauen und Belarus anmeldet, muss imperialistisch sein.“³¹

Die drei Oppositionellen betrachteten es als einen Fehler, dass diese Art von Politik in der Vorkriegszeit betrieben worden war. Es scheint, dass diese Haltung in den Ansichten der Dissidenten über die Region dominierte. Dissidenten, die über regionale Themen schrieben, machten auf das gemeinsame Schicksal der kommunistisch regierten Nationen aufmerksam und verwiesen auf die Notwendigkeit einer Dialogführung und der Trennung politischer Themen von den historischen Ereignissen. Hervorgehoben wurde auch die Multikulturalität der Grenzgebiete.

Eines der Hauptthemen dieser Diskussionen war die Frage nach der Existenz der Region selbst. Zum Beispiel stellte Robert Bogdański, einer der Publizisten des bereits zitierten Blattes „Obóz“, in seinem 1988 veröffentlichten Text „Mitteleuropa in Mitteleuropa heute – Mythos und Postulat“ (*Europa śródkowa w Europie śródkowej dziś – mit i postulat*)³² die Frage, was Mitteleuropa für die Intellektuellen der kleinen europäischen, kommunistisch regierten Länder bedeute. Er wies auf eine Reihe verschiedener gemeinsamer Erfahrungen hin, die den Bewohnern der Region eine leichtere Verständigung ermöglichten. Die Hauptrolle dieser Idee sah er jedoch in etwas anderem. Er schrieb:

³¹ JACEK KUROŃ u.a., Sprawa polska – sprawa rosyjska, in: *Głos*, 1977, Nr. 1, S. 20–24.

³² ALEKSANDER ROMERT [ROBERT BOGDAŃSKI], *Europa śródkowa w Europie śródkowej dziś – mit i postulat*, in: *Obóz*, 1988, Nr. 15, S. 133–135, hier S. 134. Dieser Text wurde ebenfalls veröffentlicht in: Na przekór geopolityce, S. 213–215. Zur von Bogdański erwähnten Verwendung des Begriffs „Mitteleuropa“ als eines symbolischen Zeichens der Loslösung von den Beziehungen zu Russland und der UdSSR vgl. MACIEJ GÓRNY, Użyteczność i granice. Europa Środkowo-Wschodnia jako narzędzie badawcze, in: *Kwartalnik* 120 (2013), 4, S. 801–808, hier S. 803; TOMASZ KIZWALTER, „Zachód ...“, S. 828.

„Mitteleuropa ist eine Rettung für uns und hat eine Wehrfunktion. Gegenüber dem Osten ist es unser Zeichen von Andersartigkeit und Unabhängigkeit. Gegenüber dem Westen ist es ein Signal unserer Verbundenheit und zugleich unserer Eigenständigkeit und Nonkonformität. Daher ist Mitteleuropa – nach meinem Verständnis – eine künstliche Schöpfung von Intellektuellen. Es ist Spekulation. Dessen Existenz in unserem Bewusstsein resultiert aus Angst und hat defensiven Charakter. Es ist kein natürlich existierendes Wesen, dem wir nur einen Namen geben. Es ist vielmehr ein Name allein, ohne Wesen.“³³

Dieser Text, der auf die defensive Genese dieses Begriffs hinweist, könnte mit dem erwähnten Aufsatz von Miroslav Kusý zusammengelesen werden, der schrieb, dass über die Existenz einer gemeinsamen Identität der Ostmitteleuropäer hauptsächlich im Westen geschrieben werde und dass diese Gemeinschaft – abgesehen von der Zugehörigkeit zu einem Block – noch nicht existiere.³⁴ Es ist jedoch bemerkenswert, dass allein das Schreiben über die Tatsache, dass es keine gemeinsame Identität der Region gebe, zur Herausbildung von deren Grundlagen führte.

„Ohne russische Dissidenten gäbe es in Polen keine demokratische Opposition. Es bringt nichts, aufzuzählen, wer zu welchem Zeitpunkt wen stärker beeinflusst hatte. Ich schrieb bereits über die axiologischen Verbindungen zwischen den Prozessen in unseren Ländern – wir waren Partner“,

argumentierte Adam Michnik viele Jahre später.³⁵ Gleichzeitig lohnt es jedoch, den Prozess der gegenseitigen Inspirationen zwischen den Dissidentenbewegungen in Erinnerung zu behalten, da damit meistens die Zusammenarbeit begann. Diese bildete wiederum die vierte Ebene der Mitschöpfung der Region Mittel- und Osteuropa durch Dissidentenkreise. Dieser Ansatz folgt Weronika Parfianowicz-Vertun, die sich nicht nur damit befasste, wie Tschechen und Polen über Mitteleuropa schrieben, sondern auch damit, wie diese durch ihre Aktivitäten zu dessen Schöpfung beitrugen.³⁶

Das Gemeinschaftsgefühl wurde durch Gesten der Unterstützung und Solidarität aufgebaut, wie zum Beispiel die berühmte Demonstration von sieben russischen Dissidenten im Zentrum Moskaus nach der militärischen Intervention in der Tschechoslowakei oder den offenen Brief des

³³ ROMERT, *Europa śródkowa*, S. 213 f.

³⁴ KUSÝ, *We Central East*, S. 165.

³⁵ ADAM MICHNIK, *Prawdziwy antysowiecki rusofil*, in: KOSINOWA, *Polski mit*, S. 334–338, hier S. 334.

³⁶ PARFIANOWICZ-VERTUN, *Europa Środkowa*, S. 35.

Rumänen Paul Goma in Reaktion auf die Schaffung der Charta 77.³⁷ Wichtig war auch die Knüpfung persönlicher Kontakte zwischen den Dissidenten. Treffen, aber auch Kontakte, die durch Veröffentlichungen und westliche Rundfunksender mit Radio Freies Europa und Radio Liberty an der Spalte gepflegt wurden, führten dazu, dass sich Dissidentenbewegungen aus verschiedenen Ländern gegenseitig beeinflussten, was zu transnationalen Strömen von Ideen, Texten und Handlungsstrategien führte.³⁸ Beispiele dieses Phänomens gibt es viele: die Resonanz der Vorgehensweisen von Dissidenten in der UdSSR auf andere Nationen und Staaten, der Einfluss der Charta 77 auf die Herausbildung einer Opposition in Ungarn, die Einwirkung der polnischen Opposition auf die Entwicklung des ungarischen Untergrunds, aber auch zum Beispiel die Übernahme eines gewerkschaftsbasierten Aktivitätsmodells durch die bulgarischen Dissidenten.³⁹ Der Prozess der gegenseitigen Beeinflussung führte dazu, dass sich die Dissidentenbewegungen einander anlehnen, was die Schaffung einer gemeinsamen Identität erleichterte. Allein ihre Existenz wurde zu einem charakteristischen Merkmal der Region. Mittel- und Osteuropa war dort, wo es Dissidenten gab.

Eine weitere Etappe in der Mitschöpfung der Region durch entsprechende Aktivitäten beruhte auf der Inangriffnahme gemeinsamer Initiativen bzw. der Schaffung gemeinsamer Institutionen. Das beste Beispiel ist die Polnisch-Tschechoslowakische Solidarität.⁴⁰ Erwähnt sei auch eine

³⁷ CHRISTINA PETRESCU, Romania, in: *Dissent and Opposition in Communist Eastern Europe. Origins of Civil Society and Democratic Transition*, hg. v. DETLEF POLLACK / JAN WIELGOHS, Burlington 2004, S. 141–160, hier S. 146.

³⁸ PADRAIC KENNEY, Electromagnetic Forces and Radio Waves or Does Transnational History Actually Happen?, in: *Entangled Protest*, 43–52, hier S. 44 f.; KACPER SZULECKI, Hijacked Ideas: Human Rights, Peace and Environmentalism in Czechoslovak and Polish Dissident Discourses, in: *East European Politics and Societies* 25 (2011), 2, S. 272–295, hier S. 272; ROBERT BRIER, Entangled Protest. Dissent and the Transnational History of the 1970s and 1980s, in: *Entangled Protest*, S. 11–42, hier S. 23.

³⁹ PAWEŁ SPODENKIEWICZ, Niezależny ruch wydawniczy lat 70. XX wieku – polskie i rosyjskie źródła inspiracji, in: *Przeciw, obok, pomimo. Kultura niezależna w Łodzi w latach 70. i 80. XX wieku*, hg. v. AGNIESZKA BARCZYK u. a., Łódź 2013, S. 56–62, hier S. 59; IRENA VAIŠVILAITĖ, Zarys historii litewskiego antykomunizmu i jego stosunków z antykomunizmem polskim, in: *Antykomunizm po komunizmie*, hg. v. JACEK KŁOCZKOWSKI, Kraków 2000, S. 285–292, hier S. 288; JÁNOS RAINER, The Effect of Charter 77 on the Hungarian Political Opposition Movement, in: *Charta 77. Od obhajoby lidských práv k demokratickej revoluci, 1977–1989*, hg. v. MARKÉTA DEVÁTÁ u. a., Praha 2007, S. 293–298; OLASZEK, Drugi obieg, S. 42–48.

⁴⁰ BLAŽEK, Ponad granicami.

zwar erst spät geschaffene Initiative, die jedoch mit ihren Aktivitäten die gesamte Region abzudecken beabsichtigte – die Osteuropäische Informationsagentur. Sie sollte hauptsächlich das Monopol der kommunistischen Behörden zur Information über Ereignisse in anderen Ländern des Blocks durchbrechen. Die Bekanntgabe ihrer Gründung wurde von Vertretern der polnischen, tschechoslowakischen, ungarischen und russischen Opposition unterzeichnet.⁴¹ In der Praxis konnte die Agentur ihre Aktivitäten nicht in derart großem Umfang entwickeln wie vorgesehen, was – abgesehen von technischen Schwierigkeiten – auch durch die Wende von 1989 bedingt war.

Es ist erwähnenswert, dass es in den Dissidentenbewegungen und den sie unterstützenden Emigrantenkreisen Menschen gab, die sich gleichsam darauf spezialisierten, internationale Kontakte zu knüpfen und sich voll und ganz diesem Tätigkeitsfeld widmeten. Eine der bekanntesten unter ihnen war die bereits erwähnte Natal'ja Gorbanevskaja, die nach ihrer Auswanderung aus der UdSSR nach Frankreich immer noch sehr aktiv war, eine Reihe internationaler Initiativen mitgestaltete und zahlreiche Kontakte knüpfte. So äußerte sich Gorbanevskaja beispielsweise Anfang 1984 in der Zeitschrift „Russkaja Mysl“ kritisch darüber, dass im gemeinsamen Brief der Menschenrechtsverteidiger aus der Tschechoslowakei und Polen, der im Zusammenhang mit dem geplanten Prozess gegen polnische Oppositionsführer verfasst wurde, Dissidenten aus der UdSSR keine Erwähnung fanden. Nachdem Jan Józef Lipski ihren Text gelesen hatte, nahm er die Schuld auf sich.⁴² Seine beiden diesbezüglichen Briefe an Gorbanevskaja sind erhalten. Bezeichnenderweise polemisierte er überhaupt nicht mit der Notwendigkeit eines solchen Briefes, er erklärte dessen Form mit der Eile und dem Gelegenheitscharakter des Schreibens.⁴³

⁴¹ Archiwum Instytutu Pamięci Narodowej, 0222/1562, Uzupełnienie meldunku sprawy operacyjnego rozpracowania krypt. „Pomost“ [Ergänzung des Berichts zum Fall der operativen Untersuchung des Decknamens „Brücke“], 12. Dezember 1988, Bl. 121; 0222/1562, Załącznik do informacji dziennej dotyczącej inicjatywy Wojciecha Mazurskiego [Anlage zur Tagesinformation über die Initiative von Wojciech Mazurski], 29. Dezember 1988, Bl. 127; ŁUKASZ KAMIŃSKI, Wschodnioeuropejska Agencja Informacyjna, http://www.encysol.pl/wiki/Wschodnioeuropejska_Agencja_Informacyjna (Zugriff: 16. April 2020).

⁴² ŁUKASZ GARBAL, Jan Józef Lipski. Biografia źródłowa, Bd. 2: 1969–1991, Warszawa 2018, S. 526.

⁴³ FSO, 01-024, k-592, Briefe von Jan Józef Lipski an Natal'ja Gorbanevskaja, 10. März 1984, unpaginiert.

Für Menschen wie Gorbanevskaja und Lipski war die Notwendigkeit einer Zusammenarbeit und der Manifestation von Einheit in der Region eine Selbstverständlichkeit. Es sei jedoch daran erinnert, dass Dissidentenbewegungen, die diese Überzeugung im Allgemeinen teilten, in der Regel recht elitär waren (außer in Polen, wo die Oppositionskreise breiter waren und von inneroppositionellen Eliten gesprochen werden kann).

An dieser Stelle kehren wir zu der Frage zurück, ob die Verwendung des Begriffs „Dissident“ sinnvoll ist. Im Kontext der dargelegten Überlegungen ist dies ein guter Terminus, da er sich auf eine wirklich enge Gruppe, welche die oben erwähnten Überzeugungen vertrat, bezieht; auf eine Gruppe, die versuchte, diese zu propagieren – allerdings mit unterschiedlichem Erfolg. Ein dauerhafter Effekt, der unter anderem auf die Aktivitäten von Dissidenten zurückzuführen ist, war beispielsweise die Popularisierung der tschechischen Literatur in Polen. Aus einer breiteren Perspektive gesehen, zeigt der Verlauf der Wende von 1989, wie wichtig das Vorbild anderer Länder war. Nach 1989 gewannen die Intellektuellen, die zuvor die Dissidentenbewegungen gebildet hatten, Einfluss auf politische Aktivitäten, doch nahm dieser im Laufe der Zeit ab, was mit einem Zerfall des Gemeinschaftsgefühls in der Region einherging.

Parallel dazu sind im 21. Jahrhundert Konzepte einer engeren Zusammenarbeit der mitteleuropäischen Staaten aufgekommen, deren Allianz ein Gegengewicht zu den westeuropäischen Staaten darstellen sollte. Die Umsetzung dieser Ideen ist jedoch mit Handlungen verbunden gewesen, die sich nur schwer mit der liberalen Demokratie und der Zivilgesellschaft vereinbaren lassen, die als wichtiges Element des Dissidentenerbes angesehen werden kann.

Aus dem Polnischen übertragen von Agnieszka Lindenhayn-Fiedorowicz

II. REGIONSMACHER ZWISCHEN NARRATION UND IMAGINATION

KARSTEN HOLSTE

VERORTUNGEN IN REGIONALEN KONTEXTEN

REGIONSVORSTELLUNGEN BEI HERKUNFTSANGABEN FRÜHNEUZEITLICHER STADTBÜRGER IM DEUTSCH-POLNISCHEN KONTAKTBEREICH

Ausgangspunkt dieser Überlegungen sind die Kolorierungen von historischen Karten, die in der Frühneuzeit angefertigt wurden. Auf diesen sind häufig einzelne Gebiete durch unterschiedliche Farbgebung deutlich voneinander abgegrenzt, ohne dass sich aus heutiger Sicht der Grund der so hergestellten Zusammenhänge und Unterscheidungen unmittelbar erschließen würde.¹ Diese Einfärbungen bestimmter Bereiche, die heute oft eher verwirrend als erhellend wirken, sind wohl meist nachträglich und, nicht zuletzt, aus ästhetischen Gründen entstanden. Aber waren sie deshalb ganz ohne Bedeutung? Oder röhrt die Verwirrung bei heutiger Betrachtung vielleicht vor allem daher, dass unser Blick von einer Vielzahl kartografischer Darstellungen zur Geschichte geprägt ist, denen politische

¹ Als Beispiel kann die ab 1728 veröffentlichte, aber im Osten die Grenzen vor 1660 abbildende Karte zu Polen-Litauen von Matthäus Seutter dienen, auf der etwa Masowien, Podlachien, Samogitien und Mittellitauen besonders eingefärbt sind, während die älteren Gebiete Groß- und Kleinpolens eine Farbe haben und ebenso alle Gebiete des östlichen Kleinpolens von Rotreußen bis zum Kiewer Land: MATTHÄUS SEUTTER, Poloniae Regnum et Magnus Ducatus Lithuaniae [Karte], in: *Atlas Novus Indicibus Instructus, Oder Neuer mit Wort-Registern versehener Atlas*, hg. v. MATTHÄUS ROTH, Wien 1730, Bl. 19. Vgl. auch die Ausgabe von 1740, Bl. 36, sowie die Ausgabe von 1728, S. 145. Anders die Ausgabe von 1744, Bl. 47, in der ganz Preußen einfarbig ist, und ansonsten die Wojewodschaften farblich unterschieden werden. Stärker der ursprünglichen Variante Seutters ähnelnd, aber hinsichtlich der Ostgrenze aktualisiert TOBIAS MAYER, *Mappa Geographica Regni Poloniae*, in: *Atlas Novus Coelestis in quo Mundus Spectabilis*, hg. v. JOHANN GABRIEL DOPPELMAYR (Homanns Erben), Nürnberg 1742, Bl. 27. Die digitalisierte Ausgabe des *Atlas Novus Indicibus Instructus* von 1728 befindet sich unter <https://kolekcijos.biblioteka.vu.lt/en>; alle anderen oben erwähnten Atlanten gibt es online unter <https://www.landkartenarchiv.de> (Zugriff jeweils am 12. März 2020).

und administrative Einteilungen zugrunde liegen, die zu den Einfärbungen der zeitgenössischen Kartenwerke im Widerspruch zu stehen scheinen? Haben sich bei diesen womöglich Vorstellungen regionaler Zusammenhänge niedergeschlagen, die mit den zeitgenössischen politisch-administrativen Einteilungen nicht ganz deckungsgleich waren und später unter Umständen verloren gegangen sind?

Ähnliche Fragen wirft auf, dass die Stadt Halle (Saale) auf frühneuzeitlichen Darstellungen (zum Beispiel in den Sammlungen von Braun / Hogenberg 1598 oder Merian 1653)² als „Hall in Sachsen“ bezeichnet wurde. Politisch-administrativ gehörte Halle keineswegs zu irgendeiner Art Sachsen, sondern zum Erzbistum Magdeburg, seit 1680 als Herzogtum Magdeburg im Besitz der Brandenburger Kurfürsten. Man kann sich fragen, ob sich hier die alte Landschaftsbezeichnung für das östliche Sachsen erhalten hat, die dem Sachsen-Spiegel zugrunde gelegen hatte und schon zu dessen Entstehungszeit politisch gesehen nicht mehr ganz zeitgemäß gewesen war.³ Die gängige Interpretation für die frühneuzeitliche Verortung Halles in Sachsen ist eine andere, nämlich der Verweis auf den Anfang des 16. Jahrhunderts gebildeten Sächsischen Reichskreis, kurz darauf zur Unterscheidung von den östlicheren Gebieten in Niedersächsischer Reichskreis umbenannt.⁴ Dies liegt nahe, wenn man an die Städte Halle (Westf.) und Schwäbisch Hall denkt, deren Ortsbezeichnung sich analog vom Westfälischen bzw. Schwäbischen Reichskreis ableiten lassen.

Allerdings ist die Benennung von Reichskreisen nur eine von mehreren zeitgenössischen Verwendungen des Raumbegriffes „Sachsen“, zu denen auch die eines der „deutschen Länder“ zählt, die sich nur auf das Gebiet an der mittleren Elbe zwischen Brandenburg und Thüringen bezog, in dem

² [JOHANN MELLINGER,] Salinae Saxonicae. Hall in Sachsen, in: GEORG BRAUN, *Urbium praecipuarum mundi theatrum Quintum* (= BRAUN / Hogenberg, *Civitates Orbis Terrarum*, Bd. 5), Köln 1598, <http://www.istitutodatini.it/biblio/images/it/riccard/10939/htm/10941vI.htm>, Tafel 48a (Zugriff: 12. März 2020); MARTIN ZEILLER, Halle / Hala, in: *Topographia Saxoniae Inferioris*, hg. v. MATTHÄUS MERIAN, Frankfurt am Main 1653, S. 111–119, https://de.wikisource.org/wiki/Topographia_Saxoniae_Inferioris:Halle (Zugriff: 12. März 2020) mit Stich von Matthäus Merian „Hall in Sachsen“ (Tafel 17).

³ Zur spätmittelalterlichen Verwendung des Begriffs „Sachsen“ vgl. MICHAEL LINDEMANN, Kaiser Karl IV. und Mitteldeutschland, in: Kaiser, Reich und Region. Studien und Texte aus der Arbeit an den *Constitutiones* des 14. Jahrhunderts und zur Geschichte der *Monumenta Germaniae Historica*, hg. v. DEMS. u. a., Berlin 1997, S. 83–180, hier 89–93.

⁴ ERIK NEUMANN, Hall in Sachsen. Lag Halle jemals in Sachsen?, <http://www.hallesale.info/result02.htm> (Zugriff: 12. März 2020). Vgl. auch die zeitgenössischen Ausführungen bei ZEILLER, Halle, S. 114 f., wo es zugleich allgemeiner heißt, dass Halle meist zum „Lande“ Niedersachsen gerechnet werde.

unter anderem das mit der Kurwürde verbundene Herzogtum Sachsen (-Wittenberg) lag.⁵ Verweise auf Reichskreise sind aber für einen weitverbreiteten Erklärungsansatz von Regionsvorstellungen typisch – für Erklärungen unter Rückgriff auf administrativ-politische Einheiten innerhalb einer größeren politischen Ordnung. So nimmt etwa ein zu Beginn der 1990er Jahre auf einer Mainzer Tagung entstandener Sammelband zu Regionen in der Frühen Neuzeit die Reichskreise, französische Provinzen und das polnische Königliche Preußen sowie Kurland vergleichend in den Blick.⁶ Neben der Region als administrativer Untergliederung größerer Einheiten, vor allem von Nationalstaaten, ist die Region in den 1990er Jahren gerade auch als Alternative zu Nationalstaatlichkeit in den Fokus gerückt worden.

Untersuchungen aus historischer Perspektive wie etwa die Berliner Tagung zu den „Grenzen der Nationen und Nationalstaaten“ von 2001 zeigten dann eher die Grenzen des Regionalismus als des Nationalismus auf.⁷ Denn die Regionalismen, die auf der Zusammengehörigkeit von Menschen eines bestimmten Raumes aufbauten, erwiesen sich entweder als Bestandteile der Konstruktion größerer nationaler Zusammenhänge – man denke an die Verbindung von Regionalität und Nationalität in Deutschland – oder als Ansätze eigenständiger Nationsbildungsprozesse, sei es in so offensichtlichen Fällen wie Katalonien, Schottland und Mazedonien, oder in weniger erfolgreichen wie Mähren, Venetien und im 19. Jahrhundert, gefördert von der Monarchie, auch in Bayern.⁸

⁵ LINDNER, Kaiser Karl IV., S. 93. Auf einer frühneuzeitlichen Karte gibt es eine solche Landschaftseinteilung zum Beispiel bei [PETRUS BERTIUS,] P. Bertii Commentariorum rerum Germanicarum in libris tres, Amstelodami 1616, S. 206, <https://rcin.org.pl/dlibra/publication/12525> (Zugriff: 11. Mai 2020). Die verschiedenen frühneuzeitlichen Verwendungs- und Unterteilungsmöglichkeiten des Begriffs „Sachsen“ bei PETRUS ALBINUS, Meißnische Land und Berg-Chronica, [Bd. 1:] Neue Meysnische Land Chronica, Dresden 1589, S. 4-9.

⁶ Regionen in der Frühen Neuzeit. Reichskreise im deutschen Raum, Provinzen in Frankreich, Regionen unter polnischer Oberhoheit. Ein Vergleich ihrer Strukturen, Funktionen und ihrer Bedeutung, hg. v. PETER CLAUS HARTMANN, Berlin 1994.

⁷ Regionale Bewegungen und Regionalismen in europäischen Zwischenräumen seit der Mitte des 19. Jahrhunderts, hg. v. PHILIPP THER, Marburg 2003.

⁸ Zu Bayern vgl. MANFRED HANISCH, Nationalisierung der Dynastien oder Monarchisierung der Nation? Zum Verhältnis von Monarchie und Nation in Deutschland im 19. Jahrhundert, in: Bürgertum, Adel und Monarchie. Wandel der Lebensformen im Zeitalter des bürgerlichen Nationalismus = Middle Classes, Aristocracy and Monarchy. Patterns of Change and Adaptation in the Age of Modern Nationalism, hg. v. ADOLF M. BIRKE u. a., München 1989, S. 71-91, hier S. 82-89.

Letztlich kann das nicht weiter verwundern, geht es doch sowohl bei Nationalismus als auch bei Regionalismus um die Konstruktion von Gemeinschaft – sei es ausgehend von politischen Strukturen, Sprache, Geschichte oder eben einem bestimmten Territorium.⁹ Räumliche Zusammenhänge und damit Regionen sind nicht weniger von Menschen gemacht als nationale – und in beiden Fällen setzten im 19. Jahrhundert jene Konstruktionsprozesse ein, die unsere Vorstellungen bis heute prägen. Das heißt aber nicht, dass es nicht bereits in der Frühen Neuzeit Regions- ebenso wie Nationsvorstellungen gegeben hätte. Wann und von wem welche Regionsbezeichnungen verwendet wurden, und worauf diese sich in der Zeit vor den ordnenden und gliedernden Bemühungen des 19. Jahrhunderts bezogen, gilt es zunächst zu erfassen und zu deuten. Als Beitrag dazu soll im Folgenden die Verwendung von Regionsbegriffen im frühneuzeitlichen städtischen Alltag des deutsch-polnischen Kontaktraums in den Blick genommen werden, indem Herkunftsangaben von Neubürgern der Städte Fraustadt (Wschowa) und Posen (Poznań) ausgewertet werden.¹⁰

Die Erlangung des Bürgerrechts war nicht nur die Voraussetzung für den Erwerb von städtischem Immobilienbesitz und die Ausübung zünftiger Berufe in der Stadt, sondern sicherte auch einen besonderen Rechtsstatus und die Partizipation an der städtischen Verwaltung.¹¹ Wahrscheinlich mit dem Ziel leichter Überprüfbarkeit wurden Bürgerrechtsverleihungen in Posen seit 1575 und in Fraustadt seit 1657 getrennt von den übrigen Rechtsakten in sogenannten Bürgerbüchern erfasst. Im Zentrum der Einträge standen dabei die Eidesleistung der Neubürger sowie die Namen derjenigen, die sie zur Einbürgerung vorgeschlagen hatten. Außerdem wurde in Fraustadt die Höhe der gezahlten Gebühr erfasst (die vor allem davon abhing, ob der Neubürger ein einheimischer Bürgersohn war

⁹ Grundsätzliche Überlegungen zur sozialen Konstruktion von Regionen aus moderner politischer Perspektive bei LUK VAN LANGENHOVE, Building Regions. The Regionalization of the World Order, Farnham 2011, S. 63–96.

¹⁰ Die Auswertung erfolgte im Rahmen meines von der Friedrich-Christian-Lesser-Stiftung geförderten Forschungsprojektes „Sachsen in Polen. Die Zuwanderung aus dem mitteldeutschen Raum in großpolnische Städte während des 18. Jahrhunderts“, das unter anderem die Erstellung einer Datenbank mit den Angaben zur Einbürgerung in mehreren polnischen Städten anstrebt.

¹¹ Zum Bürgerrecht in polnischen Städten: STANISŁAW GIERZEWSKI, Obywatele miast Polski przedrozbiorowej. Studium zródłoznawcze, Warszawa 1973; ANDRZEJ JANECKE, Wstęp, in: Album civium Leopoliensium. Rejestry przyjęć do prawa miejskiego we Lwowie 1388–1783, hg. v. DEMS., Poznań 2005, S. VII–LVI, hier S. VII–XIV.

oder nicht) und bis zu Beginn des 18. Jahrhunderts meist auch die Präsentation der Waffen des Neubürgers dokumentiert: „bürgerliche Waffen“ oder „Ober- und Untergewehr“, teils „Musquete mit brennender Lunte“ oder „Rohr mit einem Schloss“.

In Posen wurde bei den meisten Eintragungen die Verpflichtung der Neubürger notiert, in einer bestimmten Frist ein Zeugnis legitimer, das heißt ehelicher und freier Geburt vorzulegen sowie eine Feuerwaffe bei der Stadtverwaltung zu deponieren, was seit den 1750er Jahren schrittweise durch die Verpflichtung ersetzt wurde, zwei Wasserkrüge für die städtische Feuerbekämpfung zu finanzieren. Neben Stand und Beruf des Neubürgers wurde in der Regel dessen Herkunftsstadt angegeben. Die Stadtschreiber, die diesen zu notieren hatten, waren in Posen dabei ganz auf die Ortsangaben der Neubürger und ihre eigenen geografischen Kenntnisse angewiesen,¹² da – wie erwähnt – die Geburtszeugnisse erst nachgereicht werden mussten. In Fraustadt, wo zunehmend auch Stand und Beruf der Väter der Eingebürgerten erfasst wurden, hatten die Schreiber hingegen wahrscheinlich meist die Geburtszeugnisse zur Verfügung, aber letztlich versuchten sie hier zumindest gelegentlich die angegebenen Ortsnamen mit ihren eigenen Vorstellungen in Einklang zu bringen. In beiden Städten kam es also wahrscheinlich zu Dialogen zwischen Schreibern und Neubürgern darüber, welcher Ort gemeint sei und wo dieser liege.

Die hier untersuchten Ortsangaben spiegeln demnach sowohl die Vorstellungen der zuziehenden Neubürger, diejenigen der Einbürgerungen notierenden Stadtschreiber als auch diejenigen der Behörden, die in den Herkunftsstädten die Geburtsbriefe ausstellten. Sie erlauben dabei Antworten auf folgende Fragen: Welche Rolle spielten Verweise auf Regionen bei der näheren Bestimmung der geografischen Lage von Orten? Welche Art der Raumgliederung lag diesen Verweisen zugrunde, und auf welche Logiken lassen sich die tatsächlich erfolgten Eintragungen zurückführen? Inwieweit zeichnen sich bei dieser Annäherung an den frühneuzeitlichen Alltagsgebrauch von Regionsbegriffen stabile und eindeutige Regionsvorstellungen ab?

Zunächst zu den Bürgern von Fraustadt, einer während der Frühen Neuzeit in Großpolen dicht an der schlesischen Grenze gelegenen Stadt, deren Wohlstand auf der Tuchproduktion basierte. Die Stadt hatte im letzten Drittel des 17. Jahrhunderts gut 6.000 Einwohner und um 1750

¹² Zu den Posener Stadtschreibern: ADOLF WARSCHAUER, Einleitung, in: Die Chronik der Stadtschreiber von Posen, hg. v. DEMS., Posen 1888, S. III–XLV.

knapp 5.000. Neben der eigentlichen Stadt gab es eine unter Jurisdiktion des Starosten stehende, 1633 gegründete Neustadt, und ab den 1730er Jahren wurde eine unter Jurisdiktion des katholischen Probstes stehende Vorstadt aufgesiedelt.

Die Einwohnerzahl des gesamten Siedlungsgebietes kann für das späte 17. Jahrhundert auf ca. 7.000 geschätzt werden, für Mitte des 18. Jahrhunderts auf ca. 6.000. Fraustadt zählte damit bis in das letzte Drittel des 18. Jahrhunderts hinein zu den größeren Städten Polen-Litauens, wenn auch nicht zu den urbanen Zentren – später stagnierte die Einwohnerzahl und Fraustadt verlor seine Bedeutung.¹³

Von 1659 bis Ende 1792 erwarben 3.821 Personen das Fraustädter Bürgerrecht.¹⁴ Bürgerbücher sind aber heute nur für die Zeit bis 1754 mit ca. 3.000 Eintragungen erhalten. Die Bürgerschaft rekrutierte sich bis dahin in für frühneuzeitliche Verhältnisse erstaunlich hohem Maße, nämlich zu fast zwei Dritteln aus der Stadt selbst und aus den Vorstädten und Stadtöpfern.¹⁵ Von den übrigen stammten drei Viertel aus dem angrenzenden Raum Schlesiens und Großpolens, dabei überwiegend aus der direkten Umgebung – dem Gebiet des schlesischen Erbfürstentums

¹³ Zur Bedeutung von Fraustadt vgl. GUNTRAM JÓZEF ROLBIECKI, *Prawo przemysłowe miasta Wschowy w XVIII w.*, Poznań 1951, S. 1 f. Die Größenordnung der Einwohnerzahl beruht auf eigenen Schätzungen nach den für einzelne Jahre (1673, 1727, 1730, 1741 und 1743) überlieferten Steuerakten im Posener Staatsarchiv (Archiwum Państwowe w Poznaniu [hiernach: APP], Wschowa Gr., Sign. 237, Bl. 31–36) und im Grünberger Staatsarchiv (Archiwum Państwowe w Zielonej Górze [hiernach: APZG], Akta miasta Wschowa [hiernach: m. Wschowa], Sign. 509, 658, 664, 666), dem Neustädter Bürgerbuch (APZG, m. Wschowa, Sign. 756), den katholischen Taufbüchern (Muzeum Ziemi Wschowskiej, Sign. MZW/B/697) sowie preußischen Akten von 1793 (Archiwum Główne Akt Dawnych w Warszawie, Generaldirektion Südpreußen, I, Nr. 1661, Bd. 1). Zu Angaben für die 1760er bis 1780er Jahre für die gesamte Stadt vgl. MIECZYSŁAW KĘDELSKI, Ludność ziemi wschowskiej w drugiej połowie XVIII wieku, in: *Rocznik Leszczyński* 8 (1987), S. 57–76. Zur Bevölkerung einzelner Stadtteile 1780: JACEK SOBCZAK, Działalność Komisji Dobrego Porządku we Wschowie, in: *Rocznik Leszczyński* 7 (1983), S. 114–153. Zur südpreußischen Zeit ab 1793: JAN WĄSICKI, Miasta zachodniego pogranicza Wielkopolski 1793–1815, *Zielona Góra / Poznań* 1960, S. 44–48 u. S. 74.

¹⁴ WILLI SCHOBER, Die Fraustädter Neubürger des 17. und 18. Jahrhunderts aus Böhmen, Mähren, Österreich und Ungarn. Ein Beitrag zur heimatlichen Sippenkunde, in: *Das Fraustädter Ländchen* 18 (1939), S. 35–37, hier S. 35.

¹⁵ Auswertung der zwei erhaltenen Bürgerbücher (1659–1694 und 1694–1754): APZG, m. Wschowa, Sign. 408 und 409. Von den Personen, denen zwischen 1659 und 1753 das Bürgerrecht verliehen wurde, ließ sich bei 90 Prozent die Herkunft ermitteln: Fast 60 Prozent stammten aus der Stadt selbst, weitere gut fünf Prozent kamen aus den Stadtöpfern, der Neustadt oder der geistlichen Vorstadt.

Glogau oder dem zu Großpolen gehörenden Fraustädter Land.¹⁶ Während auch aus weiter entfernt liegenden Gegenden des Reiches, vor allen aus kursächsischen Territorien, eine größere Gruppe der Neubürger zuwanderte, kamen nur sehr wenige aus weiter entfernt liegenden Gebieten Polen-Litauens und dem übrigen Europa.¹⁷

Nur bei knapp zwanzig Prozent der von außerhalb in die Stadt zugewanderten Neubürger ist zusätzlich zum Herkunftsland eine Region oder ein Herkunftsgebiet vermerkt – bei 66 Zuwanderern aus Schlesien, bei 44 aus dem übrigen Reich und nur bei zwölf aus Polen-Litauen. Hinzu kommen sieben sonstige Angaben. Die zusätzlich zu Orten vermerkten Regionalangaben sind also anscheinend nicht nur durch Nähe oder Ferne der Herkunftsorte und damit durch deren Bekanntheit bedingt, sondern scheinen auch selbst regionstypisch zu sein.

Versucht man die Angaben zu Herkunftsgebieten ein wenig zu sortieren (vgl. Karte 1, S. 122), fallen sofort die Vielzahl ihrer Konstruktionsprinzipien und die sich überschneidenden Zuordnungsmöglichkeiten auf. Während das relativ häufig, in 23 Fällen, verwendete „in Schlesien“ sich eindeutig auf eine politisch administrative Einheit bezieht, lässt sich dies für die, wenn auch nur in Einzelfällen auftauchende, Unterscheidung von Ober- und Niederschlesien¹⁸ für die Frühe Neuzeit nicht behaupten. Eine weitere Kategorie der regionalen Zuordnung im schlesischen Gebiet bildeten die verschiedenen aus den früheren Teilherzogtümern hervorgegangenen Erbfürstentümer Glogau, Liegnitz, Schweidnitz, Oppeln oder Oels, die häufig explizit als Fürstentum bezeichnet werden.¹⁹

¹⁶ Von den von auswärts zugewanderten Neubürgern stammten aus Schlesien 50 Prozent (darin Fürstentum Glogau 24 Prozent), aus Großpolen 25 Prozent (darin Fraustädter Land 15 Prozent). Die unbestreitbare Bedeutung der Zuwanderung aus Schlesien wird im Sinne einer zeitbedingten Argumentation (Anschluss von Fraustadt an Schlesien 1938) zusätzlich überzeichnet bei WILLI SCHOBER, Die Fraustädter Neubürger aus Schlesien 1659–1754. Ein Beitrag zur schlesischen Sippenkunde, in: Zeitschrift des Vereins für Geschichte und Altertum Schlesiens 73 (1939), S. 217–247. Dort wird das Fraustädter Land nicht zu Großpolen gerechnet, während das fast ebenso dicht an Fraustadt grenzende Glogauer Gebiet nicht gesondert, sondern nur unter Schlesien aufgeführt wird.

¹⁷ Aus dem Reich ohne Schlesien stammten 20 Prozent der Zugewogenen (darin kursächsische Gebiete neun Prozent), aus Polen-Litauen ohne Großpolen knapp drei Prozent (darin aus dem Königlichen Preußen gut zwei Prozent) und aus dem restlichen Europa gut zwei Prozent (davon die Hälfte aus dem Herzogtum Preußen).

¹⁸ APZG, m. Wschowa, Sign. 409, S. 385 f.

¹⁹ APZG, m. Wschowa, Sign. 408, S. 31, 182; Sign. 409, S. 26, 61, 64, 89, 103, 169, 210 f., 215, 231, 300, 333, 339, 360, 366, „Glogauisch“; Sign. 408, S. 85, 180, 269; Sign. 409, S. 382,



Karte 1: Angaben zu Herkunftsgebieten in den Bürgerbüchern von Fraustadt (s. Markierung)

Gelegentlich treten diese Bezeichnungen, gerade bei von Fraustadt weiter entfernten Regionen auch in Kombination mit der Angabe „in Schlesien“ auf. Dasselbe trifft für jene Regionsangaben zu, die sich nicht auf größere zeitgenössische politisch-administrative Einheiten beziehen. In manchen Fällen können diese auf ältere, mittlerweile erloschene bzw. zusammengelegte Herzogtümer zurückgeführt werden – etwa bei dem mit Schweidnitz vereinigten „Jaurischen“ Fürstentum oder dem Glogau angeschlossenen „Wohlauischen“ Fürstentum²⁰ bzw. auf größere Standesherrschaften wie „im Carlitischen“ für Carolath-Beuthen.²¹

Andere Angaben zeigen, dass Landschaftsbezeichnungen ebenso gut aus den seit dem Mittelalter in Schlesien als Verwaltungseinheit dienenden städtischen Weichbildern abgeleitet werden konnten – etwa „im Herrn-

„Liegitzsch“; Sign. 409, S. 14, 48, 333, „Schweidnitzsch“; Sign. 408, S. 29, 46, 56, „Oppelnisch“; Sign. 408, S. 249, „Oelsnitzsch“.

²⁰ APZG, m. Wschowa, Sign. 409, S. 390 bzw. S. 9 u. S. 222.

²¹ APZG, m. Wschowa, Sign. 408, S. 63.

städtischen“, „im Buntzelschen“ oder gar im „Gurland“ für das Gebiet um Guhrau (Góra).²² Eine ähnliche Vielfalt und Überlagerung der Regionsbegriffe fällt für den mitteldeutschen sächsischen Raum auf. Neben der Angabe „in Sachsen“, die sich meist auf kursächsisches Gebiet bezieht, aber auch bei Halle anzutreffen ist,²³ lassen sich solche finden, die auf eigenständige Ständelandschaften wie die Ober- oder Niederlausitz verweisen,²⁴ und solche, die unter Umständen auf die kursächsische Kreiseinteilung, eventuell ebenfalls auf andere traditionelle oder pragmatische Raumgliederungen zurückzuführen sind wie „in Meißen“,²⁵ „in Thüringen“,²⁶ „im Altenburgschen“,²⁷ „im Vogtland“²⁸ oder – besonders hübsch – „in Bergstädten“ bzw. „im sächsischen Gebirge“, was sich beides wörtlich verstehen oder aber auf den kursächsischen Gebirgskreis beziehen lässt.²⁹

Ähnlich undeutlich zwischen aktuellen und vergangenen politischen Einteilungen sowie reinen Landschaftsbezeichnungen changieren Begriffe für andere Regionen im Reich wie „im Hildesheimschen“, „im Lüneburger Land“ bzw. „im Lüneburgischen“ oder „im Elsass“.³⁰ Für Polen-Litauen sind zu erwähnen die Angaben „Kurland“³¹ und „Preußen“,³² wobei letzteres sowohl bei Orten im Königlichen Preußen als auch solchen im Herzogtum steht. Nur zweimal taucht „Groß Pohlen“ bzw. „Großpohlen“ auf, einmal davon im Kontext einer Amtsbezeichnung.³³

²² APZG, m. Wschowa, Sign. 408, S. 98; Sign. 409, S. 218, „Herrnstädtisch“; Sign. 408, S. 100, „Buntzelsch“; Sign. 409, S. 98, „Gurland“.

²³ APZG, m. Wschowa, Sign. 408, S. 25. Auch in „Sachsen“ verortet werden Herzberg (Elster) im heutigen Brandenburg, Brehna und Großkorbetha im heutigen Sachsen-Anhalt, Dohna in der Sächsischen Schweiz und Seidau in der Oberlausitz (Sign. 409, S. 37, 198, 292, 390 u. S. 415) – alle Orte damals unter kursächsischer Herrschaft.

²⁴ APZG, m. Wschowa, Sign. 408, S. 154, 211 bzw. Sign. 409, S. 188.

²⁵ APZG, m. Wschowa, Sign. 408, S. 27, 146, 268; Sign. 409, S. 80, 110, 139.

²⁶ APZG, m. Wschowa, Sign. 408, S. 147; Sign. 409, S. 320.

²⁷ APZG, m. Wschowa, Sign. 409, S. 309.

²⁸ APZG, m. Wschowa, Sign. 409, S. 112, 249, 365.

²⁹ APZG, m. Wschowa, Sign. 409, S. 40 u. S. 332 f., „Annaberg in Bergstädten“ und „Eibenstock im sächsischen Gebirge“.

³⁰ APZG, m. Wschowa, Sign. 409, S. 402; Sign. 408, S. 110 bzw. S. 199; Sign. 409, S. 150.

³¹ APZG, m. Wschowa, Sign. 409, S. 126, 375.

³² APZG, m. Wschowa, Sign. 408, S. 24, 55, 116, 143; Sign. 409, S. 170, 261, 302, 399, 413.

³³ APZG, m. Wschowa, Sign. 408, S. 162, „Sarne in Groß Pohlen“; Sign. 409, S. 68, „Superintendent der Zölle in Großpohlen“.

Aus dem Rahmen fällt die genaue Bezeichnung „Czarninska Wola in der Siradischen Woiewodschaft und Schadkovischen District“ (gemeint ist wohl Wola Czarnyska, heute im Kreis Łask).³⁴ In diesem Fall wurde die Ortsangabe aus Akten des Grodgerichts übernommen, in denen die einige Jahre zuvor erfolgte Freilassung des Neubürgers aus der Leibeigenschaft dokumentiert war.³⁵ Eine ähnlich detaillierte Bezeichnung kommt sonst nur noch einmal bei „Letschin im kurbrandenburgischen Amt Lebus“ vor.³⁶ Die ebenfalls einmal anzutreffende Bezeichnung „im Reich“ bezieht sich hingegen weniger auf eine geografische Verortung als auf den Status der Herkunftsstadt Nördlingen als Reichsstadt.³⁷

In zwei Fällen spielen für die Angaben schließlich auch sprachliche Zuordnungen eine Rolle. Bei der 1697 erfolgten Einbürgerung „des Riemers Samuel Junge“ heißt es, sein Vater sei Pfarrer „zu Bütau in Cassuben“,³⁸ also zu Bütow (Bytów) in Kaschubien. Die Verwendung dieser etwas ungewöhnlichen Regionsbezeichnung lässt sich unter Umständen mit der komplizierten politischen Situation der Lande Bütow und Lauenburg erklären, die als Lehen der polnischen Krone im Besitz des Brandenburger Kurfürsten waren und damit weder zum polnischen Teil Preußens noch zum brandenburgischen Teil Pommerns gehörten.

Eine sprachliche Zuordnung lässt sich ebenfalls bei dem Eintrag der 1735 erfolgten Einbürgerung des Holzkrämers Johann Henkner finden, wo festgehalten wird, sein Vater sei Bürger in „Rehlitz in deutsch-Böhmen, und zwar in der Herrschaft des Grafen von Gallasch“,³⁹ das heißt in Röchlitz (Rochlice u Liberce) – einem Ort der zu dieser Zeit als Teil der Herrschaft Reichenberg (Liberec) im Besitz von Philipp Joseph Graf von Gallas war. Die hier verwendete besondere Kennzeichnung von Teilen Böhmens, die überwiegend von Deutschsprachigen bewohnt werden, scheint im 18. Jahrhundert nicht ungewöhnlich gewesen zu sein, obwohl

³⁴ Für den Hinweis, um welchen Ort es sich handeln könnte, danke ich Zdzisław Włodarczyk von der Weluner Wissenschaftsgesellschaft (*Wieluńskie Towarzystwo Naukowe*).

³⁵ Es handelte sich dabei um Jacob Brieg, den Urgroßvater mütterlicherseits des 1765 in den polnischen Adelsstand erhobenen Józef Joneman, der eine erste (leider bisher nicht gedruckte) polnischsprachige Geschichte der Stadt hinterlassen hat. Dazu KARSTEN HOLSTE, Józef Joneman – Johann Joseph Junemann. Der Aufstieg eines Fraustädter Bürgersohns in den polnischen Adel und die Anfänge der polnischsprachigen Geschichtsschreibung zum Fraustädter Land, in: Jahrbuch Weichsel-Warthe 66 (2020), S. 113–121, hier S. 114 f.

³⁶ APZG, m. Wschowa, Sign. 408, S. 53.

³⁷ APZG, m. Wschowa, Sign. 409, S. 242.

³⁸ APZG, m. Wschowa, Sign. 409, S. 36.

³⁹ APZG, m. Wschowa, Sign. 409, S. 312.

sie nicht unbedingt dieselbe Bedeutung hatte wie in späteren, nationalisierten Zeiten. Auch im zeitgenössischen Reisebericht eines Handwerkergesellen aus der nicht weit von Fraustadt entfernten schlesischen Stadt Steinau (Ścinawa) wird zwischen „Deutschböhmen“ und „Stockböhmen“ unterschieden, und bei Gegenden, wo vor allem letztere wohnen, besonders darauf verwiesen.⁴⁰ Für den lutherischen Autor ist zwar unabhängig davon weit wichtiger, dass die Bewohner „so eifrig catholisch [sind], das ein Lutheraner sich unter ihnen nicht sehr darf mausig machen“, aber zu den „Stockböhmen“ merkt er doch besonders an, dass sie „das *Prae* haben wollen, wie denn die Weibsleute, wenn sie gleich der Deutschen Sprache mächtig seyn, nicht deutsch reden wollen, weil ihnen solches zu verächtlich ist“.⁴¹

Nach dieser Betrachtung zur Verwendung von Regionsbegriffen bei Einbürgerungen in Fraustadt folgt nun ein vergleichender Blick auf den großpolnischen Zentralort Posen. Dabei ist anzumerken, dass die Stadt während des Untersuchungszeitraums kaum mehr Einwohner als Fraustadt gehabt haben dürfte – vor allem, wenn man sich auf die Rechtsstadt konzentriert und die geistlichen Jurisdiktionsbezirke sowie eigenständige Städte wie Chwaliszewo und Środka im Umland nicht mit einbezieht.⁴² Erst im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts begann die Bevölkerung dauerhaft anzusteigen und übertraf dann um 1793 mit ca. 15.000 Einwohnern diejenige von Fraustadt deutlich.⁴³

⁴⁰ [SAMUEL KLENNER,] Der reisende Gerbergeselle, Liegnitz 1751, S. 122.

⁴¹ Ebd., S. 129 f. Dem Autor geht es offensichtlich um die Herstellung sozialer Distanz durch städtische Oberschichten, die über die Sprache ihre soziale Nähe zum Adel zu demonstrieren suchten. Ganz ähnlich attestiert er den Einwohnern und besonders den Einwohnerinnen von Thorn (Toruń) „einen erschrecklich hoffärtigen Geist, sie reden nicht gern deutsch, und mit wem sie nicht polnisch reden können, den ästimieren sie sehr wenig“, ebd., S. 148.

⁴² Die Einwohnerzahl der Innenstadt Posens und der Vorstädte unter städtischer Gerichtsbarkeit lässt sich für 1674 auf 7.000 und für 1733 auf 5.000 Einwohner schätzen, von denen 1.800 bzw. 1.200 zur jüdischen Gemeinde mit eigenem Rechtsstatus zählten. Vgl. MARIAN WOJCIECHOWSKI, Struktura społeczno-gospodarcza Poznania w pierwszej połowie XVIII wieku, in: *Przegląd Zachodni* 6 (1951), 11/12, S. 341–395, hier S. 349, 353. Anhand der Taufbücher lässt sich die die christliche Einwohnerzahl Posens einschließlich der Vor- und Nachbarstädte unter geistlicher Jurisdiktion im unmittelbaren Umland während der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts auf 5.500 bis 7.400 Einwohner schätzen. Vgl. MIECZYSŁAW KĘDELSKI, *Rozwój demograficzny Poznania w XVIII i na początku XIX wieku*, Poznań 1992, S. 65.

⁴³ Einschließlich der kurze Zeit später städtischer Jurisdiktion unterstellten Vor- und Nachbarstädte und der ca. 3.000 Juden, vgl. KĘDELSKI, *Rozwój demograficzny*, S. 121–127;

Über lange Zeiträume hinweg war entsprechend auch die Zahl der Posener Stadtbürger geringer als die der Fraustädter: Für den gesamten hier untersuchten Zeitraum von 1670 bis 1793 ließen sich nur ca. 2.300 Eintragungen in den zwei Posener Bürgerbüchern erfassen,⁴⁴ während es im Fraustädter Fall allein von 1670 bis 1753 gut 2.400 waren. Allerdings ist unklar, inwieweit in Posen die Einbürgerung von einheimischen Bürgersöhnen dokumentiert wurde. Erst nach 1710 scheinen sie zumindest in der Regel verzeichnet worden zu sein,⁴⁵ aber auch in den dann besser vergleichbaren Jahren bis 1754 liegt die Zahl der Einbürgerungen in Fraustadt mit mehr als eintausend deutlich über der in Posen mit ungefähr siebenhundert. Die Herkunft der Posener Neubürger ist allerdings bei weitem vielfältiger und internationaler als die der Fraustädter. Auch im Zeitraum nach 1710, als zumindest gelegentlich Posener Bürgersöhne als solche verzeichnet wurden, stammten nur ca. 17 Prozent aus Posen.⁴⁶ Dies umfasst wahrscheinlich nicht alle aus Posen selbst stammenden Neubürger, aber viel spricht dafür, dass deren Anzahl insgesamt relativ gering war, da die Stadt im 18. Jahrhundert zunächst auf Zuzug angewiesen war, um die Verluste aufgrund vielfältiger Katastrophen auszugleichen, dann aber ab den 1770er Jahren nur durch anhaltenden Zuzug das

STEFAN ABT, Ludność w drugiej połowie XVIII wieku, in: *Dzieje Poznania*, hg. v. JERZY TOPOLSKI, Bd. 1: Do roku 1793, Teilbd. 2, Warszawa 1988, S. 830–841, hier S. 833.

⁴⁴ APP, Akta miasta Poznania (hiernach: m. Poznań), Sign. I.273, das allgemeine 1575 bis 1793 geführte Bürgerbuch. Nichtkatholiken konnten (abgesehen von den Jahren des Nordischen Krieges und der Zeit nach den 1760er Jahren) zumindest formal nicht das Bürgerrecht erwerben – unter Beschränkungen wurde es ihnen aber dennoch zugestanden und dazu ein eigenes, als *Album Civile* (von anderer Hand in kleinerer Schrift: *Album Civium*) betiteltes Verzeichnis angelegt, APP, m. Poznań, Sign. I.274.

⁴⁵ Gegen die Annahme bei KĘDELSKI, Rozwój demograficzny, S. 38, dass Bürgersöhne generell nicht verzeichnet wurden, spricht zunächst die für einheimische Söhne nicht-bürgerlicher Schichten doch recht hohe Zahl nach 1710, dann deren geringeren Gebühren und schließlich die häufige Bezeichnung als *Patriota Posnaniensis* – zumal in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts das Wort noch kaum die von Kędelski vermutete jüngere Bedeutung von Verdiensten um die Stadt gehabt haben dürfte, sondern sicher nur auf das „Vaterland“ Posen bezogen war – einmal erscheint auch ein *Patriota adoptiva* und zweimal ein *Patricius Posnaniensis*. Vgl. auch die Verwendung des Begriffs *patriota wieluniensis* bei den Bürgerrechtsverleihungen in Wieluń: HANKA ŻEREK-KLEŚĆ, Przyjęcia do prawa miejskiego w Wieluniu w latach 1760–1793, in: Rocznik Wieluński 8 (2008), S. 51–76, hier S. 54.

⁴⁶ Zwischen 1670 und 1710 werden kaum einheimische Neubürger erwähnt, und bei 25 Prozent der Einbürgerungen ist kein Herkunftsland angegeben; danach sinkt letzterer Anteil auf gut drei Prozent, während ca. 17 Prozent aller Neubürger aus Posen selbst stammen (in den Jahrzehnten bis 1760 liegt deren Anteil etwas darunter, bei 13 Prozent, in denen danach bei 21 Prozent).

rasche Wachstum ermöglicht wurde.⁴⁷ Von den zugezogenen Neubürgern stammten über 40 Prozent aus dem umliegenden Großpolen, jeweils ca. 25 Prozent aus dem übrigen Polen-Litauen und dem Reich und knapp zehn Prozent aus anderen Ländern Europas.⁴⁸

Die Angabe einer im weitesten Sinne regionalen Verortung der Herkunftsorte liegt in 472 Fällen vor (vgl. Karte 2, S. 128⁴⁹): nie bei Posen selbst und dem Umland, nur in wenigen (sechs) Ausnahmefällen bei Orten in Großpolen, doch immerhin bei 16 Prozent der sonstigen Orte in Polen-Litauen (20 Prozent der Orte im Königlichen Preußen, 13 Prozent der übrigen). Viel häufiger treten solche Erläuterungen bei Orten im Herzogtum Preußen auf (fast 50 Prozent). Bei Orten im Reich sind sogar 61 Prozent mit regionalen Zuordnungen versehen, bei solchen im restlichen Europa 80 Prozent. Betrachtet man zunächst Polen-Litauen, zeigt sich, dass die Lage des Herkunftsortes in Kurland oder im Großherzogtum Litauen in fast allen Fällen vermerkt ist.⁵⁰

⁴⁷ Bei einem Vergleich mit einer aus dem Register der Steuer „serwiegelt“ 1754 erstellten Liste (APP, m. Poznań, Sign. I.2003) ließen sich knapp 22 Prozent der dort verzeichneten Bürger und Bürgerwitwen keine Einträge in den Bürgerbüchern zuordnen. Man kann vermuten, dass es sich dabei vor allem um Bürgersöhne und deren Witwen handelte, wobei der Bürgereid wahrscheinlich vor längerer Zeit erfolgt war, als dieser nicht regelmäßig verzeichnet wurde. Zusammen mit denjenigen, denen ein Eintrag als *Patriota Posnaniensis* oder Ähnliches in den Bürgerbüchern zugeordnet werden konnte, würde sich dann ein Anteil von Bürgersöhnen und deren Witwen von 34 Prozent an der Gesamtbürgerschaft ergeben. Im Übrigen stammten auch in Thorn – einer Stadt, die in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts nicht ganz so stark von Katastrophen geplagt war wie Posen, dann aber Ende des 18. Jahrhunderts auch nicht so rasch wuchs – nur 33 Prozent der Neubürger aus der Stadt selbst. Vgl. ZYGMUNT SZULTKA, Rola i znaczenie społeczno-ekonomiczne ludności napływowej Torunia w świetle ksiąg przyjęć do prawa miejskiego z lat 1703–1793, in: *Zapiski Historyczne* 37 (1972), 1, S. 56–74, hier S. 65.

⁴⁸ Aus Großpolen 44 Prozent (darin gut fünf Prozent aus den Stadtdörfern sowie den Vor- und Nachbarstädten der Posener Agglomeration); aus dem restlichen Polen-Litauen 24 Prozent (darin zehn Prozent aus dem Königlichen Preußen); aus dem Heiligen Römischen Reich 26 Prozent, besonders aus Schlesien (zehn Prozent) sowie den kursächsischen, böhmischen und kurbrandenburgischen Gebieten (jeweils ca. fünf Prozent). Drei Prozent der zugezogenen Neubürger kamen aus dem Herzogtum Preußen und ungefähr fünf Prozent aus den verschiedensten sonstigen Teilen Europas (vor allem aus den italienischen Staaten und dem Osmanischen Reich sowie aus Schweden, Frankreich und Schottland). Vgl. für das 18. Jahrhundert auch KĘDELSKI, Rozwój demograficzny Poznania, S. 43 f., 91.

⁴⁹ Die Karten 1 und 2 wurden von mir unter Verwendung einer Grundkarte von Dariusz Przybytek (Wrocław) erstellt, dem ich für die Unterstützung danke.

⁵⁰ APP, m. Poznań, Sign. I.273, S. 350, 381, 415, 430, 457, 620, 656, 711, „in Lithuania“, „in Magno Ducatu Lithuaniae“ etc.; Sign. I.273, S. 334, 336, „Curlandia“.



Karte 2: Angaben zu Herkunftsgebieten in den Bürgerbüchern von Posen (s. Markierung)

Ansonsten beziehen sich die vereinzelten regionalen Verortungen vor allem auf die Verwaltungsbezirke (Wojewodschaften, Kreise oder Lande), etwa „in Palatinatu Sandomiriensi“, „in Districtu Cracoviensi“ oder „in Terra Drohicensi“.⁵¹ Dieser Bezug auf administrative Einheiten gilt ver-

⁵¹ APP, m. Poznań, Sign. I.273, S. 604, 635, 508 bzw. S. 740.

mutlich auch, wenn er nicht explizit gemacht ist, wie bei „in Russia“ oder „in Podlachia“.⁵² Nur einmal tritt die allgemeinere Bezeichnung „in Mino-ri Polonia“ auf.⁵³

Orte im Königlichen Preußen wurden ebenso wie solche im Herzogtum und späteren Königreich Preußen häufig (20-mal) um die Angabe „in Prussia“ bzw. „Prussiae“ ergänzt, 1777 und 1784 tauchen außerdem „Borussiae“ bzw. „in Borussia“ auf.⁵⁴ Das herzogliche Preußen wurde in Einzelfällen als „Ducatus Prussiae“, als „Prussia Ill[u]strissimi Ducis Brandenburgiae“ und schließlich „Regnum Borussiae“ bezeichnet und für das ehemals polnische Königliche Preußen findet sich 1777 die Übernahme der neuen Provinzbezeichnung „Prussia Occidentalis“.⁵⁵ Daneben treten noch die mit der Einteilung in Kammerbezirke begründbaren Verortungen „in Lithuania Pruthenica“ und „in regione Krolewitz“ auf.⁵⁶ Gesondert angegeben wird schließlich häufig (16-mal) eine Herkunft aus – „Warmia“ bzw. „Varmia“, dem meist als „Episcopatus“, „Ducatus“ oder beides gekennzeichneten Fürstbistum Ermland.⁵⁷

Weit größer ist die Spannbreite der regionalen Verortungen bei Orten im Reich. Während Erläuterungen wie Schlesien, Pommern und Böhmen relativ eindeutig sind – außer dass letzteres sich teilweise mit Mähren überlagert und Brünn (Brno) mal als „Bohemiae“ bezeichnet wird, mal als „in Moravia“ liegend.⁵⁸ Bei anderen Angaben werden hingegen zum Teil unterschiedliche Logiken von Stadtschreibern und Neubürgern deutlich, denn die Eintragungen erfolgten, wie erwähnt, überwiegend auf Basis mündlicher Angaben. Die Schreiber versuchten nicht nur ihnen unbekannte deutsche Ortsnamen mit polnischen Buchstabenkombinationen abzubilden, sondern bemühten sich auch, das ihnen Gesagte mit den eigenen topografischen Vorstellungen in Übereinstimmung zu bringen – und diese waren offensichtlich stärker politisch-administrativ als die der Neubürger aus dem deutschsprachigen Raum.

⁵² APP, m. Poznań, Sign. I.273, S. 426 f., 597 bzw. S. 605, 658.

⁵³ APP, m. Poznań, Sign. I.273, S. 505.

⁵⁴ APP, m. Poznań, Sign. I.274, S. 88 bzw. S. 67.

⁵⁵ APP, m. Poznań, Sign. I.273, S. 409, 498; Sign. I.274, S. 418 bzw. S. 736.

⁵⁶ APP, m. Poznań, Sign. I.274, S. 92 bzw. S. 8. Für die Stadt selbst gibt es übrigens sowohl verschiedene Ableitungen von „Regiomons“ (siebenmal) als auch „Königsberg“ und „Krolewiec“ (je zweimal).

⁵⁷ Zum Beispiel „Ducatus seu alias Episcopatus Varmiensis“, APP, m. Poznań, Sign. I.273, S. 460.

⁵⁸ APP, m. Poznań, Sign. I.273, S. 523, 647.

Zumindest lassen sich die teilweise widersprüchlichen Angaben damit erklären, dass bei der Aufzeichnung ein politischer bzw. administrativer Begriff wie „Ducatus“, „Principatus“, „Marchionatus“ bzw. „Provincia“ oder „Districtus“ hinzugefügt wurde, der bei der ursprünglichen Angabe wahrscheinlich gar nicht beabsichtigt war, bei ein und demselben Ort von Mal zu Mal unterschiedlich ausfallen konnte und gelegentlich zu sinnentstellenden Zuordnungen führte. So lag Halle zwar, wie schon gezeigt, für die Zeitgenossen durchaus in Sachsen, was allerdings nicht bedeutet, dass ein von dort kommender Neubürger „ex Principatu Saxoniae“ stammte, wie bei der Einbürgerung eines Goldschmieds 1732 im Posener Bürgerbuch verzeichnet.⁵⁹ Die bei der Aufnahme eines Sattlers drei Jahre früher vorgenommene Verortung Halles „in Ducatu Brandenburgensi“⁶⁰ trifft es natürlich auch nicht, und ist wohl nur so zu erklären, dass der Neubürger, gefragt, wohin denn Halle gehöre, antwortete: „zu den Landen des Brandenburgers“.

Zu einem ähnlichen Missverständnis kam es anscheinend im Fall von Schwedt, zu dem von einem Zugezogenen 1759 wohl angegeben wurde, es liege „in der Mark“. Gefragt was das sei, gab er wahrscheinlich „die Markgrafschaft“ an – und so entstand daraus die Herkunftsbezeichnung „in oppido Szwed in Marchionatu Mark vocato existens oriundus“.⁶¹ Sehr schön ist auch die Erläuterung zu Hof „in Provincia Fortlang“, womit vielleicht lautmalerisch „Vogtland“ wiedergegeben wurde. Die eventuell auf die Frage des Schreibers, wo denn jenes Gebiet liege, gegebene Ergänzung „Saxoniae“ stimmt wiederum zwar für den größten Teil des Vogtlands, aber eben nicht für die Stadt Hof.⁶²

Insgesamt tauchen „Saxonia“ und abgewandelte Formen (neben dem erwähnten Fall „in Principatu“ auch dreimal „in Ducatu Saxoniae“) gut 60-mal auf und sind fast immer auf den kursächsischen Herrschaftsbereich einschließlich der Lausitzen bezogen. Nicht in Sachsen sondern „in Ducatu Szwarcbus“ (Fürstentum Schwarzenberg) wird hingegen eine Stadt „Zunderhaus“ verortet, womit wohl Sondershausen gemeint sein dürfte.⁶³ Eine andere Bedeutung von „Saxonia“ als der Bezug auf das Kurfürstentum zeigt sich neben dem erwähnten Fall von Halle nur noch einmal bei

⁵⁹ APP, m. Poznań, Sign. I.274, S. 13.

⁶⁰ APP, m. Poznań, Sign. I.274, S. 9. Bei Einbürgerung eines Mützenmachers aus Halle 1790 befindet sich schlicht „in Brandenburgia“, Sign. I.273, S. 738.

⁶¹ APP, m. Poznań, Sign. I.274, S. 39.

⁶² APP, m. Poznań, Sign. I.273, S. 467.

⁶³ APP, m. Poznań, Sign. I.273, S. 525.

Halberstadt.⁶⁴ Eventuell auf den Niedersächsischen Reichskreis bezogen ist die Angabe „in inferiori Saxonia“ bei Hildesheim und „Kwedelburg“⁶⁵, und eindeutig ist der Bezug zum Reichskreis schließlich bei der Angabe „circulus Svevicus“.⁶⁶ Bei „Szwabia“ und „Vestphalia“ könnten hingegen wie bei „Saxonia“ auch ältere Landschaftsbegriffe im Spiel sein.⁶⁷ Dasselbe gilt für den Zusatz „Franconiae“, bei „Kenigshoffen in Grabfelt“, während mit „in Franconia sita“ bei „Mergentaym“ ursprünglich vielleicht die Deutschordensballei Franken gemeint war, zu der Mergentheim gehörte.⁶⁸

Die Angabe „in Imperio“ bezieht sich zum Teil – wie schon „im Reich“ bei den Fraustädter Bürgerbüchern – auf den Status des Herkunfts-ortes als Reichsstadt, zum Beispiel bei Ulm und Bremen, allerdings werden auch Mailand und „Merchenheim“ (Mergentheim) an je einer Stelle so bezeichnet.⁶⁹ Eine spezifische Bedeutung im Sinne von „in kaiserlichen Landen“ hat der Zusatz „in Imperio“ anscheinend bei „Gincenberg penes fluvium Donau“ und „Eugien ad fluvium Dunay“, womit wohl die vorderösterreichischen Städte Ginzburg und Ehingen an der Donau gemeint sind – ähnlich auch bei „de Civitate Szaufensi in Regione Preisgau in Imperio existens“ (Staufen im Breisgau).⁷⁰

Bei den sonstigen Herkunftsangaben ist zu bemerken, dass sich territoriale Zuweisungen zum Teil mit Nations- bzw. Sprachangaben überlagern – naheliegend ist dies im italienischen Fall,⁷¹ es findet sich aber neben „Gallia(e)“ auch zweimal „Gallus“ – einer dieser „Gallier“ stammte allerdings aus Stettin (Szczecin) und die Nationsangabe hatte hier keinen territorialen Bezug.⁷² Schließlich ist noch auf die relativ große Zahl (14) der Neubürger hinzuweisen, deren Herkunft mit der Landschaftsangabe „in Macedonia“ versehen wurde. Ihnen wird in der Posener Lokalhistorio-

⁶⁴ APP, m. Poznań, Sign. I.274, S. 10.

⁶⁵ APP, m. Poznań, Sign. I.273, S. 681; Sign. I.274, S. 41.

⁶⁶ APP, m. Poznań, Sign. I.273, S. 525.

⁶⁷ APP, m. Poznań, Sign. I.273, S. 595 bzw. Sign. I.274, S. 87.

⁶⁸ APP, m. Poznań, Sign. I.273, S. 691 bzw. S. 677.

⁶⁹ APP, m. Poznań, Sign. I.273, S. 443; Sign. I.274, S. 16 f. bzw. Sign. I.273, S. 649, 697.

⁷⁰ APP, m. Poznań, Sign. I.273, S. 696 u. S. 491 bzw. S. 497. Unklar ist der Fall bei „Redlingen in Imperio“ (Sign. I.273, S. 70), womit sowohl die Reichsstadt Reutlingen als auch die vorderösterreichische Stadt Riedlingen gemeint sein könnte.

⁷¹ Zum Beispiel „Italus de Mediolan oriundus“ (APP, m. Poznań, Sign. I.273, S. 365) oder ein kaum lesbarer Ort (vielleicht „Toka“ = Tocca di Casauria?) mit einer Erläuterung, die wohl als „Regionis Italorum“ zu verstehen ist (APP, m. Poznań, Sign. I.273, S. 383).

⁷² APP, m. Poznań, Sign. I.273, S. 352 (in Gallia), S. 464 u. S. 475 (Galliae), S. 686 (in Regno Galliae), S. 382 (nationale Gallus) u. S. 586 (Gallus Stetini oriundus).

grafie als „Griechen“ eine gewisse Bedeutung beigemessen, da Jan Konstanty Żupański, einer der wichtigsten Verleger und Händler polnischsprachiger Literatur während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, von ihnen abstammte.⁷³ Um „Griechen“ handelte es sich jedoch wahrscheinlich nur hinsichtlich der Religion – denn vermutlich gehörten sie zur sogenannten aromunischen bzw. makedoromanischen Diaspora. Denn alle stammten aus der Umgebung von „Moscopolis“ (Voskopoje, heute in Albanien) oder dieser Stadt selbst und damit aus einem von der aromunischen Bevölkerungsgruppe dominierten Handels- und Kulturzentrum auf dem Balkan, dessen rasanter Niedergang 1769 einsetzte (an die einstige Bedeutung erinnert heute noch die Vielzahl alter Kirchen in einer sehr abgelegenen Gegend). Die Ansiedlung zweier Weinhändler aus der Region in den 1750er Jahren war wohl die Voraussetzung für den 1776 einsetzenden und 1780 seinen Höhepunkt erreichenden Zuzug weiterer „Griechen“, darunter ein Georgius Dymzo Zupanski.⁷⁴

Fasst man die Eintragungen in den Fraustädter und Posener Bürgerbüchern zusammen, so fällt hinsichtlich der Verwendung von Regionsbezeichnungen durch Stadtbürger im deutsch-polnischen Kontaktbereich zunächst ein grundlegender Unterschied zwischen dem Reich und Polen-Litauen auf. In letzterem sind sie vor allem seltener, wenn man von den auch politisch eine Sonderstellung innehabenden Landesteilen Preußen, Litauen und Kurland absieht. Sofern die Gebiete der Krone Polen überhaupt weiter unterteilt wurden, konnte sich dies auf eine administrative Gliederung in Wojewodschaften, Kreise und Länder stützen, die über eine lange Tradition verfügte und anscheinend dem regionalen Orientierungsbedürfnis weitgehend genügte. Bei Herkunftsangaben aus dem Reich stößt man hingegen während des gesamten Untersuchungszeitraums auf eine erstaunliche Vielfalt regionaler Zusammenhänge.

Neben den jeweils aktuellen politischen Gliederungen in unterschiedliche Territorien und Verweisen auf deren administrative Einteilung stehen längst vergangene, aber offensichtlich nachwirkende politische

⁷³ STANISŁAW KARWOWSKI, *Historya Wielkiego Księstwa Poznańskiego*, Bd. 1: 1815–1852, Poznań 1918, S. 260.

⁷⁴ Die beiden frühen Zugezogenen: APP, Poznań, Sign. I.273, S. 606, 611; die späteren: Sign. I.274, S. 70, 73–77 (S. 77 auch Zupanski), 83, 91, 99. Zur Bedeutung des Moscopole-Mythos für den aromunischen Nationaldiskurs: STELIU LAMBRU, *Narrating National Utopia. The Case Moschopolis in the Aromanian National Discourse*, in: *Xenopoliana* 9 (2001), S. 54–81, <http://institutulxenopol.tripod.com/xenopoliana/arkhiva/2001/index.htm> (Zugriff: 20. März 2020); zum Einfluss eines nach Posen emigrierten Priesters: Ebd., bei Anm. 40.

Zusammenhänge oder gelegentlich auch reine Landschaftsbezeichnungen. Hinzu kommen Bildungen unter Rückgriff auf zentrale Orte und seltener Verweise auf die Reichskreise.⁷⁵ Überhaupt entbehrt das frühneuzeitliche „Mental Mapping“ hinsichtlich der Verwendung von Regionsbegriffen der Eindeutigkeit und scheint vor allem pragmatisch vom Bemühen um Raumgliederung bestimmt gewesen zu sein.

Klarer abgrenzbare und auf Gemeinsamkeiten der Bewohner abhebende Regionskonstruktionen hätten dabei auch in der Frühen Neuzeit durchaus zur Verfügung gestanden. Um noch einmal auf die Verortung der Stadt Halle in Sachsen zurückzukommen, sei als Beispiel angeführt, dass Petrus Albinus Ende des 16. Jahrhunderts argumentieren konnte, dass die Stadt zwar gewöhnlich Sachsen zugerechnet werde, „dawider doch ist [...] die sprach, tracht und art der Leute, welchs alles auff die Meyßner zeucht“.⁷⁶

Die sich hier zeigende Verbindung von geografischen Raum und Gemeinsamkeiten der Bewohner, zu der vor allem auch eine Gemeinschaft der Abstammung zu rechnen ist,⁷⁷ kann ebenso bei Abhandlungen über andere Regionen in der Frühen Neuzeit gefunden werden. Diesem Konstruktionsprozess von Regionalität kann hier nicht weiter nachgegangen werden. Aber als Ergebnis dieser Untersuchung bleibt festzuhalten, dass gelehrte Regionsmacher wie Albinus offensichtlich keinen allzu großen Einfluss auf den Alltagsgebrauch von Regionsbegriffen durch Stadtbürger hatten, der – wie gezeigt – uneinheitlich und in sich widersprüchlich blieb. Die „Regionsmacher“ des 19. Jahrhunderts fanden somit reichlich

⁷⁵ Eine kurze Durchsicht der unter Angabe der ursprünglichen Orts- und Regionsbezeichnungen publizierten Matrikel des Thorner Gymnasiums und der Universität Jena aus dem 18. Jahrhundert zeigt ganz ähnliche Ergebnisse. Vgl. Die Matrikel der Universität Jena, Bd. 3: 1723 bis 1764, bearb. v. OTTO KÖHLER, München 1992, https://zs.thulb.uni-jena.de/receive/jportal_jparticle_00551589 (Zugriff: 10. Mai 2020); Metryka uczniów Toruńskiego Gimnazjum Akademickiego. 1600–1817, hg. v. ZENON HUBERT NOWAK / JANUSZ TANDECKI, 2 Bde., Toruń 1997–1998. Dies gilt auch für die Zuordnung der Herkunftsbezeichnung Sachsen (hier meist „Saxo“) im Jenenser Matrikelbuch, die ähnlich vielfältig wie im Fraustädter Bürgerbuch erscheint (auch Quedlinburg, Halberstadt, Goslar). Halle selbst wird aber Magdeburg zugeordnet, und wenn Bremen auch als „Brema-Saxo“ auftritt, ist dies vielleicht dem gelehrten lateinischen Namen für Bremen „Fabiranus Saxonum“ geschuldet.

⁷⁶ ALBINUS, Meißnische Land und Berg-Chronica, S. 41. Albinus räumte allerdings ein, dass ohnehin die „ganze Landart“ Sachsen genannt werde.

⁷⁷ Bei Albinus werden zum Beispiel die Meißen auf einen mit den Goten verwandten Stamm der Mysni zurückgeführt, der zwar lange von den Wenden unterdrückt gewesen sei, sich aber ab dem 10. Jahrhundert erneut erhoben habe. Ebd., S. 28–99.

disparates Material vor, das sie in ihrem Sinne neu ordnen, rationalisieren und mythologisieren sowie, nicht zuletzt, mit nationaler Sinngebung unterlegen konnten.

ÁDÁM HEGYI

SIEDLER ALS AKTEURE

DIE ENTFALTUNG VON REGIONALEN RELIGIÖSEN MERKMALEN UNTER DEN DEUTSCHEN UND UNGARISCHEN REFORMIERTEN IM BANAT AN DER WENDE VOM 18. ZUM 19. JAHRHUNDERT^{*}

Im südöstlichen Teil des Königreichs Ungarn befand sich zwischen 1718 und 1778 die Provinz Temescher Banat (*Temesi Bánság*), die unmittelbar dem Herrscher untergeordnet und dadurch von der ungarländischen Landesverwaltung völlig unabhängig war. Diese Provinz wurde jedoch im Jahr 1779 abgeschafft und durch kleinere Verwaltungseinheiten (Komitate) ersetzt. Von da an stand sie unter der Kontrolle des Königreichs Ungarn und nicht der des Monarchen.¹

Als Gegenstand der Untersuchung ist dieses Gebiet besonders interessant, da es in religiöser und ethnischer Hinsicht relativ gemischt war: Das Temescher Banat hatte römisch-katholische, griechisch-katholische, griechisch-orthodoxe, reformierte, evangelisch-lutherische und jüdische Bewohner, die unterschiedliche Sprachen, wie zum Beispiel Ungarisch, Rumänisch, Serbisch, Deutsch, Slowakisch, Jiddisch oder Hebräisch sprachen. Laut mehreren Forschern entfaltete sich im Laufe des 18. Jahrhunderts unter den dortigen Bewohnern eine Art Zugehörigkeitsbewusstsein, obwohl diese sowohl ethnisch als auch aus religiöser Sicht sehr unterschiedlich waren:² Das Banat wurde von seinen Bewohnern als eine

* Die Studie wurde durch die ungarischen Nationalen Forschungs-, Entwicklungs- und Innovationsbüros (*Nemzeti Kutatási, Fejlesztési és Innovációs Hivatal*, NKFIH) im Rahmen des Projekts Nr. FK-123974 gefördert.

¹ VICTOR NEUMANN, Josephism and Josephinism, in: *The Banat of Timișoara. A European Melting Pot*, hg. v. DEMS., London 2019, S. 59–74.

² DERS., Multicultural Identities in a Europe of Regions. The Case of Banat County, Budapest 1996, S. 2, 6; MIHAELA VLĂSCĂNU, Regional characteristics of baroque art in the Banat, in: *The Banat of Timișoara*, S. 161–180.

selbständige Region betrachtet. Nach der Abschaffung der Provinz bestand dieses Regionsbewusstsein weiterhin und verschwand auch im 19. Jahrhundert nicht, sondern entwickelte sich weiter. Im Laufe der Friedensverhandlungen zum Abschluss des Ersten Weltkriegs wurde deswegen eine Art Neuorganisierung des Banats als selbständiger Staat erwogen.

Das gemeinsame Regionsbewusstsein der Siedler und der Ansässigen entfaltete sich als Ergebnis eines komplizierten Prozesses. Die im Banat lebenden Ungarn zum Beispiel, die durch Ansiedlung an ihren späteren Wohnort gekommen waren, befanden sich in der erforschten Zeitperiode immer in der Minderheit gegenüber der rumänischen und serbischen Bevölkerung. Die ungarischen Dörfer entstanden als Sprachinseln, was die Identität der Bewohner prägte, denn diese hatten zunächst kein Regionalbewusstsein und ihre ethnografischen Traditionen griffen auf althergebrachte Bräuche zurück. In den ungarischen Ansiedlungsdörfern grenzten sich die aus verschiedenen Dörfern stammenden Ansiedler am Ende des 19. Jahrhunderts immer noch ab, das heißt, die einzelnen Gruppen lebten in ihren eigenen Stadtteilen, Straßen usw. Von den reformierten Ungarn wurde noch in den 1970er Jahren das materielle und immaterielle Kulturerbe ihres ehemaligen Herkunftsortes gepflegt. Der Forschung zufolge entfaltete sich allmählich auch unter den im Banat lebenden Ungarn ein Banat-Bewusstsein, worauf die konfessionelle Zusammengehörigkeit fördernd wirkte.³ Hier wird jedoch die These vertreten, dass dieses Identitätsbewusstsein bereits um die Wende des 18./19. Jahrhunderts wahrnehmbar war.

Die reformierten Siedler sind im Banat in eine vollkommen fremde Umgebung gekommen, denn unter den Ortsbewohnern gab es keine Protestanten, was darauf zurückzuführen ist, dass im Banat die Organisierung reformierter Kirchengemeinden lange Zeit verboten war. Das Ziel der Habsburger im 18. Jahrhundert war es unter anderem, die protestantischen Kirchen zurückzudrängen und anstatt der Protestanten die katholische Kirche zu unterstützen. Deshalb wurde in dem von der Osmanenherrschaft befreiten Banat die Niederlassung von Protestanten nicht

³ LÁSZLÓ KÓSA, Paraszti polgárosulás és a népi kultúra táji megoszlása Magyarországon (1880–1920), Debrecen 1990, S. 158–161; ATTILA PALÁDI-KOVÁCS, Az anyagi kultúra alakulása néhány délalföldi (bánsági) magyar faluban, in: Népi Kultúra – Népi Társadalom, 1973, 7, S. 291–326; LÁSZLÓ KÓSA / ANTAL FILEP, A magyar nép táji-történeti tagolódása, Budapest 1983, S. 64; SÁNDOR KÓKAI, A bánsági magyarok származása, identitása és etnikai térstruktúrája, in: A szegedi nagytájktól az egységesülről Európáig, hg. v. PÉTER MIKLÓS, Szeged 2014, S. 43–72; SÁNDOR KÓKAI, Illúziók és csalódások. A Bánsági Köztársaság, in: Közép-Európai Közlemények 2 (2009), 4/5, S. 63–74.

erlaubt; bis zur Verkündigung des sogenannten Toleranzpatents war dies nur für die katholischen Siedler möglich.⁴ Unmittelbar danach entstanden Siedlungen ohne Gemeinschaftssinn, die wohl über kein einheitliches religiöses Bewusstsein verfügten. Die ersten Kirchengemeinden wurden an der Wende des 18./19. Jahrhunderts gegründet, als religiöse und sprachliche Minderheiten im Banat erschienen, denn sowohl die ungarisch- als auch die deutschsprachigen Reformierten befanden sich im Vergleich zu den anderen bereits dort lebenden Glaubensgemeinschaften in der Minorität.⁵

Die während der Glaubenserneuerung im Karpatenbecken triumphierende Reformation wurde bis zur Wende des 18./19. Jahrhunderts in die Defensive gedrängt. Im Königreich Ungarn wurde der Katholizismus zur Staatsreligion und ein erheblicher Anteil der Bevölkerung dabei rekatholisiert. Dies führte dazu, dass sich die Protestanten am Ende des 18. Jahrhunderts gegenüber den Katholiken in der Minderheit befanden. Trotzdem galt die reformierte Kirche dort nach wie vor als stark, während zugleich die evangelisch-lutherische Kirche eine wichtige Position behalten konnte und die zum östlichen Christentum gehörenden Kirchen ebenfalls viele Anhänger vorwiesen.⁶ Gleichzeitig begann in diesem Zeitraum die massenweise Ansiedlung von Juden.⁷ Nach der Thronbesteigung von Joseph II. (1780–1790) traten im Königreich Ungarn bezüglich der Beziehung zwischen den protestantischen und katholischen Konfessionen

⁴ MÁRTA FATA, Wir richten ein ganz neu Dorff auff von lauter Evangelischen Christen. Evangelische Einwanderer aus den mittel- und südwestdeutschen Gebieten im kaiserlichen Banat und im ungarischen Komitat Tolna zwischen Akzeptanz und Unterdrückung zur Zeit Kaisers Karls VI., in: Religiös motivierte Migrationen zwischen dem östlichen Europa und dem deutschen Südwesten vom 16. bis zum 19. Jahrhundert, hg. v. CHRISTINE ABSMEIER u. a., Stuttgart 2018, S. 117–153, hier S. 119–123.

⁵ MÁRTA FATA, Träger und Vermittler konfessioneller Kulturen. Katholische und protestantische deutsche Siedler in Ungarn im 18. Jahrhundert. Zwei Beispiele aus der Regierungszeit Kaiser Josephs II., in: Kultur und Literatur der Frühen Neuzeit im Donau-Karpatenraum, hg. v. TÜNDE KATONA / DETLEF HABERLAND, Szeged 2014, S. 81–98; ÁDÁM HEGYI, The Dual Foundation of the Rittberg (Végvár / Tormac) Reformed Parish in 1786 and 1794, in: Annales Universitatis Apulensis Series Historica 22 (2018), 2, S. 313–329; LÁSZLÓ MARJANUCZ, Administration, colonisation and culture, in: The Banat of Timișoara, S. 77–100, hier S. 97.

⁶ JAN-ANDREA BERNHARD, Konsolidierung des reformierten Bekenntnisses im Reich der Stephanskron: Ein Beitrag zur Kommunikationsgeschichte zwischen Ungarn und der Schweiz in der frühen Neuzeit (1500–1700), Göttingen 2015, S. 621–627.

⁷ VICTOR NEUMANN, Religious reform and the political emancipation of the Jews in the Banat, in: The Banat of Timișoara, S. 279–296.

wichtige Änderungen ein: Mit der Verkündigung des Toleranzpatents sowie etwas später mit dem Inkrafttreten des Gesetzes Nr. 26 von 1791 über religiöse Angelegenheiten gewannen die evangelischen und reformierten Kirchen ihre früheren Rechte zurück und wurden dadurch von der Unterdrückung seitens der katholischen Kirche befreit.⁸

Die Kernfrage des vorliegenden Aufsatzes lautet: Wie entfaltete sich das Banat-Bewusstsein der reformierten Siedler? Im Rahmen der Untersuchung ist zuerst die spezifische Kirchenverwaltung der reformierten Kirche zu betrachten, die einen erheblichen Einfluss auf die Entwicklung des Regionsbewusstseins hatte. Dann wird die Beziehung zwischen der konfessionellen Identität und dem Regionalismus analysiert, um feststellen zu können, wie sich das Bild der Reformierten vom Banat veränderte.

Das Verwaltungssystem der reformierten Kirche im Königreich Ungarn folgte nicht völlig den kalvinischen Grundsätzen, denn als ungarische Besonderheit ist das Verwaltungssystem der katholischen Kirche in der reformierten Kirche erhalten geblieben: Die Pröpste übten Kontrolle über Kirchengemeinden aus, während die Superintendenten über den Pröpsten standen. Auf diese Weise ergab sich ein Über- und Unterordnungsverhältnis, das anderswo für die reformierte Kirche untypisch war. Theoretisch machte die milde Zentralisation den größeren Kirchenverwaltungseinheiten möglich, eine einheitliche konfessionelle und regionale Identität zu bilden. Das sogenannte *Bottom-up*-Prinzip ist jedoch auch bei der ungarländischen reformierten Kirche erhalten geblieben. Die Kirchengemeinden wollten in den meisten Fällen von einer engen Zusammenarbeit mit einer größeren Region (Diözese) nichts hören.⁹

Die konfessionelle Identität leistete der Regionsbewusstseinsentwicklung der im Banat lebenden Katholiken Vorschub. Die katholische Kirchenverwaltung berücksichtigte allerdings nicht die Grenzen der Provinz: Das Gebiet des Bistums von Tschanad (Csanád) ging weit über die geografischen Grenzen des Banats hinaus.¹⁰ Im Gegensatz dazu zog die evan-

⁸ MIHÁLY BUCSAY, Der Protestantismus in Ungarn, 1521–1978. Ungarns Reformationskirchen in Geschichte und Gegenwart, T. 2: Vom Absolutismus bis zur Gegenwart, Wien u. a. 1979, S. 77–80, S. 90 f.

⁹ ÁDÁM HEGYI, Problems arising from withholding information in the practice of the Reformed church in the south-eastern part of the Hungarian Kingdom at the turn of the 18th and the 19th centuries, aus dem Ungarischen übers. v. ZOLTÁN CORA, in: Istraživanja. Journal of Historical Researches 27 (2016), S. 153–167.

¹⁰ MARTIN ROOS, Die alte Diözese Csanád zwischen Grundlegung und Aufteilung 1030 bis 1923, T. 2 a: Vom Barock bis zur Revolution 1718–1800, Szeged 2010, S. 62, 93, 147.

gelisch-lutherische Kirche die Eigentümlichkeiten der Region viel mehr in Betracht. Im Jahre 1791 wurde das Evangelisch-Lutherische Dechanat Bekesch-Banat gegründet, 1823 das Evangelisch-Lutherische Dechanat Banat.¹¹ Die griechisch-katholische Bevölkerung wurde in einem Erzbistum organisiert, das sich ebenfalls mit den Grenzen des Banats im Großen und Ganzen deckte (Kirchenprovinz Temesch-Banat und Temeschburg).¹² Es ist theoretisch vorstellbar, dass eine Kirchenverwaltungsgrenze, die sich mit den Grenzen der Region gedeckt hätte, für die Entwicklung des Banat-Bewusstseins fördernd gewesen wäre. Aber so ist es nicht gewesen, da sich die römisch-katholischen Ansiedler nicht dem Bistum Tschad, sondern dem Banat zugehörig fühlten. Das heißt, die Kirchenverwaltungsregion ist in dem Fall nicht unbedingt identitätsbildend gewesen.¹³ Es stellt sich die Frage, wie dies bei den Reformierten geschah.

Im südöstlichen Teil des Königreichs Ungarn befand sich die Reformierte Diözese Bekesch (Békés). Hinsichtlich der geografischen Lage und Ausdehnung grenzte die Diözese im Norden an die Kreische, im Westen an die Theiß, im Süden an die untere Donau und im Osten an die Karpaten; was die Sprache anbelangt, befanden sich in der Diözese ungarische und deutsche Gemeinden. Bezüglich der Region schloss sie das ganze Banat sowie die südöstlichen Teile der Tiefebene ein. Wenn nur die Ereignisse auf dem Gebiet der Reformierten Diözese von Bekesch analysiert werden, fällt sofort auf, dass sich nach 1781 die Anzahl der neugegründeten Kirchengemeinden sehr schnell erhöhte, da erst die Thronbesteigung von Joseph II. den Protestanten ermöglichte, Ansiedlerdörfer im Banat zu gründen.¹⁴ Im Zusammenhang damit haben einige Forscher die besonderen gesellschaftlichen Phänomene untersucht, die sich aus der multikulturellen Umgebung ergaben.¹⁵ Das Ordnungsprinzip der im Banat gegründeten reformierten Dörfer war wirtschaftlich ausgerichtet: Die Ansiedler

¹¹ KÁROLY ADOLF KERNÚCH, A Bánáti Ágost. Hitv. Evang. Esperesség monographiája, Temesvár 1886, S. 38, 55, 70, 93.

¹² LÁSZLÓ MARJANUCZ, A Temesi Bánság vázlatos történeti útja 1716–1848. Osztrák tartományból Magyar megyék, Makó 2017, S. 75.

¹³ KÓSA / FILEP, A magyar, S. 64.

¹⁴ JÁNOS BARCSA, A Tiszántúli Ev. Ref. Egyházkerület története, Bd. 2, Debrecen 1908, S. 86; BÁLINT KIS, A Békési-Bánáti Református Egyházmegye története, Békéscsaba / Szeged 1992, S. 69–70, 87–91.

¹⁵ Zum Beispiel: MÁRTA FATA, Migration im kameralistischen Staat Josephs II. Theorie und Praxis der Ansiedlungspolitik in Ungarn, Siebenbürgen, Galizien und der Bukowina von 1768 bis 1790, Münster 2014, S. 92 f., 337, 351; NEUMANN, Multicultural, S. 6, 19.

kamen in das Gebiet in der Hoffnung auf bessere Lebensbedingungen. Die Muttersprache der Bewohner der neuen Kirchengemeinden war Deutsch und Ungarisch. Bis zum Ende des 18. Jahrhunderts wurden insgesamt vier reformierte Kirchengemeinden angelegt: Neu-Itebe (Magyarittebe / Novi Itebej, 1786), Liebling (1791), Rittberg (Végvár / Tormac, 1786 und 1794) und Debeljača (Debeljácsa/Torontálvásárhely, 1794). Außer den selbständigen Kirchengemeinden entstanden auch Streugemeinden wie unter anderem in Tolvád (Livezile) und im deutschsprachigen Dorf Franzfeld (Ferenchalom / Kačarevo). Darüber hinaus kam es vor, dass es misslang, eine Kirchengemeinde zu organisieren: 1819 verzichtete man auf die Gründung einer selbständigen Kirche in Buchberg (Bükkhegy/Sintar), da die Bevölkerung wegen der schlechten Ackerbodenqualität abwanderte.¹⁶

Liebling entstand im Laufe der deutschen Ansiedlungswelle zwischen 1784 und 1787. Die Bevölkerung bildeten hauptsächlich die Lutheraner, aber bis 1791 stieg die Anzahl der sich neu niedergelassenen Reformierten dermaßen, dass die Kirchenmitglieder eine selbständige reformierte Gemeinde gründen wollten.¹⁷ Die Namen der in Liebling lebenden Reformierten wurden zum ersten Mal im Jahr 1794 erfasst. Zu dieser Zeit deklarierten sich insgesamt 131 Personen als Reformierte, von denen 16 Personen evangelisch-lutherische Ehepartner hatten.¹⁸ Die Kirchengemeinde bestand offensichtlich schon bei ihrer Entstehung nicht ausschließlich aus Reformierten. Rittberg wurde von deutschsprachigen Katholiken und Lutheranern im Jahr 1786 errichtet, die aber aus dem Dorf flüchteten, weil sie von den rumänischen Bewohnern aus den Nachbarorten ständig belästigt wurden. Im Jahr 1794 kamen im Zuge der zweiten Ansiedlungswelle bereits ungarischsprachige Reformierte aus den Komitaten Tschá-

¹⁶ KARL STERLEMANN, Studien zur Kirchengeschichte der Reformierten Christlichen Kirche in Jugoslawien, Kroatien und Südtirol (von der Ansiedlungszeit bis 1944), Bad Nauheim 1988, S. 36–40; GÉZA KOVÁCH, A Bánság demográfiai és gazdasági fejlődése 1716–1848, Szeged 1998, S. 343; ÁDÁM HEGYI, Reformátusok betelepülése a Bánsába a 18. század végén, in: „Sem magasság, sem mélység nem rettent!“ Tanulmánykötet a reformáció 500. évfordulója alkalmából 2017-ben rendezett emlékkonferencia előadásairól, hg. v. ANNA SZŐKE, [Kishegyes] 2018, S. 95–108.

¹⁷ BALTHASAR GLAS, Geschichte der deutschen Kolonistengemeinde Liebling 1786–1936 zum 150-jährigen Gründungsjubiläum, Timisoara 1937, S. 39; HEINRICH ERK / HANS SCHÄFER, Schun vun weidm hot mr die Kerichg sieh. Festschrift zur 200-Jahrfeier der Banater Gemeinde Liebling, Willstätt-Legelshurst 1986, S. 17; FATA, Migration, S. 327 f.

¹⁸ Tiszántúli Református Egyházkerület levéltára Debrecen [Archiv des Reformierten Kirchendistriktes Jenseits-der-Theiss (Debrecen)] (hiernach: TtREL), Akten der Diözese Bekesch-Banat (hiernach: ADBB), I.29.i.128, Kirchengemeinde Liebling. *Conscriptio Animarum Reformatarum in Libling actuexistentium 24. Mai 1794.*

nad, Tschongrad (Csongrád), Bekesch und Hevesch (Heves), die sich als sehr stark erwiesen, da es ihnen gelang, die anhaltenden Auseinandersetzungen mit der rumänischsprachigen Bevölkerung zu beenden.¹⁹ Neu-Itebe war bereits am Anfang des 18. Jahrhunderts zum Teil bewohnt. 1781 geriet das Dorf in die Hände eines ungarländischen Gutsherrn, Izsák Kiss, der dann aus dem Komitat Bekesch ungarländische Reformierte ansiedeln ließ. 1786 bestätigte die Adelsversammlung im Komitat Torontal, dass eine reformierte Pfarrstelle in der neuen Siedlung ausgeschrieben worden war. Im Jahre 1787 erhielten die Bewohner des Dorfes Neu-Itebe die königliche Genehmigung, einen eigenen Pfarrer zu haben, wurden jedoch als selbständige Kirchengemeinde in die Diözese Bekesch eingemeindet. Der erste Pfarrer der Kirchengemeinde hieß István Boros.²⁰

Nach dem türkischen Krieg im Jahr 1787 war es nötig, im Grenzgebiet neue Bewohner anzusiedeln. Aus diesem Grund entschied man sich dafür, dort neue Dörfer unter dem Kommando des Deutsch-Banater Regiments zu gründen. Auf diese Weise entstand 1794 in der Nähe von Pantschowa (Pančevò) das ungarische reformierte Ansiedlerdorf Debeljača.²¹ Die Ansiedler kamen aus den ungarländischen Siedlungen Neumarkt an der Theiß (Hódmezővásárhely), Makowa (Makó), Szentes, Neu-Itebe und Gyoma unter Organisation der Hofkammer. Die Kirche in Debeljača wurde offiziell 1799 gegründet; davor diente in der Gemeinde der Pfarrer des Dorfes Neu-Itebe, dessen Aufgaben – wenn er nicht in die Dörfer gelangen konnte – die evangelisch-lutherischen Pfarrer oder die katholischen Priester aus den umliegenden Siedlungen übernahmen. Im Jahr der Gründung kam der erste Pfarrer der Kirchengemeinde, János Tar, ins Dorf, der dort bis zum Jahre 1808 diente.²²

Laut Quellen knüpften sich die im Banat lebenden Reformierten nur lose an die reformierte Diözese Bekesch; sie bildeten vielmehr eine eigene Gruppe innerhalb dieser. In den zwischen 1787 und 1821 erstellten Protokollen der Kirchenvisitation gibt es nur wenige, nachträglich eingetragene Angaben bezüglich der Kirchengemeinden im Banat. Allein in den Jahren

¹⁹ HEGYI, The Dual, S. 313–315.

²⁰ JÁNOS SZEKERNYÉS, Evidence of Hungarian Presence in the Banat, Temesvár 2013, S. 202; SÁNDOR SIMON, Feljegyzések Magyarittabéről (1786–1986), Kanizsa 2002, S. 175–179.

²¹ FELIX MILLEKER, Geschichte der Banater Militärgrenze 1764–1873, Pančevò 1925, S. 92 f.

²² SZEKERNYÉS, Evidence, S. 264–266; ISTVÁN CSETE-SZEMESI, A Debeljácsai (torontál-vásárhelyi) Református Egyház gyökerei, 200 éves múltja és jelene, Budapest 1994, S. 41–43; JUDIT BAKATOR / LÚCIA MÉSZÁROSNÉ BÁBA, Hosszú a jegenyesor. Debelyácsa monogrammája, Debelyácsa 2003, S. 38, 175.

1801, 1814 und 1816 wurden detailliertere Protokolle angefertigt.²³ Im Banat führte die Protokolle der Kirchenvisitation niemals der Propst, sondern in den meisten Fällen der Tafelrichter des Komitats Temesch (Temes), János Szántó, sowie ein Pfarrer aus der Umgebung.²⁴

Der Tafelrichter hatte keine kirchlichen Funktionen; vom Propst wurde jedoch das Banat für ein dermaßen weit entferntes Gebiet gehalten, dass er einige seiner Rechte auf einen Komitatsbeamten übertrug. Mit dieser Entscheidung trug der Propst dazu bei, dass unter den im Banat lebenden reformierten Siedlern eine Art Regionsbewusstsein entstand. Sie wurden von der Diözese als eine separate Einheit behandelt, denn die Kirchengemeinde wurde von der Diözese durch einen lokalen Beamten und nicht durch einen Mitarbeiter der Diözese kontrolliert. Aus dem gleichen Grund bekleideten die Reformierten des Banats weder Diözese-Ämter noch waren sie bei den Generalversammlungen der Diözese vertreten.²⁵ Warum separierten sich die Banater Kirchengemeinden so sehr von den anderen Kirchengemeinden der Diözese?

Es war ziemlich schwierig, ein so großes Gebiet angemessen zu verwalten. Nördlich vom Banat befanden sich die reformierten Kirchengemeinden höchstens einen Tagesmarsch voneinander entfernt. Im Banat dagegen lagen die Dörfer nicht nur weit weg voneinander, sondern das Reisen war mit mehr Gefahren verbunden, weil Raubüberfälle dort zum Alltag gehörten. 1810 berichtete Ferenc Gyarmati der Kirchendistriktleitung über seine durch Raubüberfälle erschwerete Reise in dieses Gebiet und dass er schließlich doch ans Ziel gelangte.²⁶ Es muss auch berücksichtigt werden, dass die reformierten Intellektuellen gar nicht wussten, wo sich die neuen Dörfer genau befanden. Zum Beispiel konnte Gerzson Fodor, ein Lehrer aus Nagykőrös, 1824 nicht präzise das Dorf Liebling verorten.²⁷ Unter diesen Umständen überrascht es nicht, dass die Banater Kirchengemeinden keine engen Beziehungen zu anderen Gemeinden der Diözese unterhielten.

²³ TtREL, ADBB, I.29.h.1, Protokoll der Kirchenvisitationen 1786–1843.

²⁴ TtREL, ADBB, I.29.i.199, Kirchengemeinde Rittberg 1794–1883, Brief von József Kutasi an István Juhász, Rittberg, 20. September 1819.

²⁵ TtREL, ADBB, I.29.a.2, Protokoll der Diözesenversammlung 1787–1829.

²⁶ TtREL, Akten der Hauptversammlung der Kirchendistrikte, 1743–1980 (hiernach: AHKD), I.1.b.50.1003, Nr. 14: Bericht von Ferenc Gyarmati über den Fall Márton Légárdi, Szentes, 28. Dezember 1810.

²⁷ TtREL, ADBB, I.29.i.108, Kirchengemeinde Liebling, Brief von Gerzson Nánási Fodor an István Juhász, Nagykőrös, 9. Juli 1814.

Forschungen haben ergeben, dass die Zugehörigkeit zu einer Glaubensgemeinschaft in mehreren Fällen eine wichtige Rolle bezüglich der Entwicklung des Nationalbewusstseins spielte, und es dabei mehrere Richtungen gab: Denn die Entwicklung von Gruppen, die zur gleichen Glaubensgemeinschaft, aber zu verschiedenen Sprachgemeinschaften gehörten, konnte sehr unterschiedlich sein. Im Königreich Ungarn sind deshalb in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts Gruppen entstanden, die sich als Ungarn bekannten, während sich andere Gemeinschaften Rumänen oder Serben nannten.²⁸ Die Identitätsumwandlung als Folge der Kirchenverwaltung ist jedoch nicht beispiellos. In der Mitte des 19. Jahrhunderts fand eine Magyarisierung unter den Serben im Banat aus religiösen Gründen statt: Die serbische Führungsschicht hörte auf, ihre Muttersprache zu benutzen, ihre Anführer magyariserten sich, die unteren Schichten wurden hingegen rumänisch. Dies war zum Großteil der gemeinsamen Religion zu verdanken, denn die Serben bildeten mit den Rumänen eine Religionsgemeinschaft – beide Völker waren orthodoxen Glaubens. Die konfessionelle Identität wirkte auf diese Weise fördernd auf die Assimilation.²⁹

Die lose Abhängigkeit von der reformierten Diözese Bekesch führte bei den Banater Reformierten im Vergleich zum oben erwähnten Vorgang bei den Serben zu keiner Identitätskrise. Im Gegenteil, dem ist zu verdanken, dass diese Reformierten sich dem Banat – und nicht der Diözese – zugehörig fühlten. Dies wird durch den zweiten Teil dieser Untersuchung bestätigt, dem die Beziehung zwischen der konfessionellen Identität und dem Regionalismus gewidmet ist.

Die Konflikte zwischen den Konfessionen trugen zur Verstärkung der religiösen Identität bei. Wie bereits erwähnt wurde, lebten in Liebling deutsche Reformierte und Lutheraner nebeneinander. Die anfängliche gemeinsame evangelisch-lutherische und reformierte Kirchengemeinde spaltete sich am Ende des 18. Jahrhunderts. Trotzdem hörten die Konflikte zwischen den beiden Konfessionen nicht auf. Die Lutheraner aus Liebling strebten ständig danach, das Dorf in religiöser Hinsicht zu homogenisieren. Dies gelang ihnen, denn die reformierte Kirchengemeinde in Liebling löste sich in den 1860er Jahren auf. Es ist offensichtlich, dass die Lutheraner im Dorf eine religiöse Identität erzeugt hatten, wobei die

²⁸ ROBERT J. W. EVANS, Religion and Nations on Hungary 1790–1848, in: DERS., Austria, Hungary and the Habsburgs. Essays on Central Europe, c. 1683–1867, Oxford, 2006, S. 147–169, hier S. 165 f.

²⁹ MARJANUCZ, Administration, S. 95; DERS., A Temesi, S. 77.

Reformierten in diesen Prozess mit einbezogen wurden.³⁰ Auf der reformierten Seite kann außerdem generell die Bestrebung nach der Durchsetzung der religiösen Homogenität einer Siedlung beobachtet werden. Für die Ansiedler war der Bau einer Kirche aus massivem Mauerwerk ein Zeichen für die endgültige Niederlassung und die Bewahrung der religiösen Identität. Da die Ansiedler aus verschiedenen Orten stammten, war ihr gemeinsamer Nenner die Religion, die ihnen bei der Gestaltung ihrer neuen Gemeinschaft half. Sie organisierten daher ihre verwandtschaftlichen Beziehungen auf der Basis der Religion und heirateten in Familien anderer Konfessionen nicht ein. Das heißt, die Grenzen ihrer Identität waren mit denen ihres Wohnorts (Dorfes) identisch, weil sie ihre Homogenität innerhalb dessen bewahren konnten.³¹ Im Königreich Ungarn kamen Mischehen bis zum Ende des 18. Jahrhunderts sehr selten vor. Laut der Forschung heirateten die Leute deshalb keine Personen aus anderen Glaubensgemeinschaften, weil sie auf ihrer konfessionellen Identität beharrten. Obwohl in der bäuerlichen Gesellschaft die Heirat auch wegen des Vermögenserwerbs wichtig war, wurden nur sehr selten andersgläubige Ehepartner gewählt.³²

Im Fall von Rittberg übernahm der Staat bis 1798 die Finanzierung der Pfarrstelle sowie den Bau des Kirchengebäudes. Den Letzteren konnte man allerdings nicht durchsetzen; das Kirchengebäude aus massivem Mauerwerk entstand erst im Jahre 1838. In dieser neuen Kirchengemeinde standen die Frage des Kirchenbaus sowie die Schaffung der finanziellen Grundlagen für eine selbständige Pfarrstelle andauernd auf der Tagesordnung.³³ 1810 wurde Rittberg von der Hofkammer an den aus Frank-

³⁰ TtREL, AHKD, I.1.b.38.689, Nr. 1: Bericht von István Boros, Rittberg, 17. Januar 1798; TtREL, AHKD, I.1.b.44.849, Nr. 1: Bericht von Boros, Rittberg, 4. Juli 1804; TtREL, ADBB, I.29.a.2, Diözesenversammlung Vésztő, 21.–22. Februar 1798; TtREL, ADBB, I.29.i. 108, Kirchengemeinde Liebling, Vencel Miklósi, Lebenslauf von Jakab Glöckner, Klopódia, 24. Juni 1864.

³¹ NORBERT SPANNENBERGER, Konfession und Gruppenbildungsprozeß bei den deutschen Migranten im Ungarn des 18. Jahrhunderts, in: Konfessionelle Pluralität als Herausforderung, Koexistenz und Konflikt in Spätmittelalter und früher Neuzeit. Winfried Eberhard zum 65. Geburtstag, hg. v. JOACHIM BAHLKE u. a., Leipzig 2006, S. 612–615.

³² LÁSZLÓ KORMÁNYOS, Nagyvárad-Olaszi római-katolikus és református lakosságának demográfiai fejlődése a 18. század végén és a reformkorban az egyházi összeírások és anyakönyvek tükrében (1780–1800, 1819–1853), in: Miscellanea Historica Varadinensia 1 (2009), S. 107–180, hier S. 117–121, 137 f.

³³ Rittbergi Református Egyházközség levéltára [Archiv der Reformierten Kirchengemeinde Rittberg] d.1 (hiernach: RREL), Akten der Kirchenverwaltung (hiernach: AdK), Gründungsurkunde des Dorfes Rittberg, 5. Juli 1795; RREL, AdK, Vertrag zwischen dem

reich stammenden Herzog Louis Victor de Rohan veräußert, und die Patronatsrechte gingen daher auf den neuen Gutsherren über.³⁴ Demgemäß verpflichtete sich auch der Herzog zum von der Hofkammer zu gesicherten Kirchenbau. 1814 erhielt János Szántó, der Tafelrichter des Komitats Temesch, eine mündliche Zusage des Gutsherrn, dass er für die Reformierten in Rittberg eine Kirche bauen lassen werde. Dieses Versprechen wurde jedoch in keinem Vertrag schriftlich festgehalten.³⁵ Es ist uns bekannt, dass ungarländische Großgrundbesitzer einige Kirchenbauten vollständig finanzierten. Im Fall von protestantischen Kirchengemeinden wurden jedoch den Gläubigen nur verschiedene Vorteile gewährt, wie zum Beispiel die Bereitstellung von Baumaterialien.³⁶

In der Diözese Bekesch trugen meistens die Kirchengemeinden die Kosten, aber sie erhielten regelmäßig auch Spenden von ihren heimischen und ausländischen Glaubensgenossen. 1772 wurden beispielsweise für den Bau der Kirche von Makowa 500 Forint zusammengetragen.³⁷ Im Banat war bisher so etwas nie vorgekommen, was ebenso dazu beitrug, dass die dortigen Kirchengemeinden eine eigenartige Region bildeten. Die reformierte Kirchengemeinde Rittberg verfügte zu jener Zeit gewiss nicht über ein Einkommen, das den Bau eines Kirchengebäudes ermöglicht hätte, deshalb war die finanzielle Unterstützung des Gutsherrn für die Gemeinde unentbehrlich.

1818 schrieb der Pfarrer József Kutasi genau über dieses Problem an den Propst, denn die Bewohner konnten sich nicht einmal leisten, die Brunnen durch Maurer ausbessern zu lassen, weshalb sie gar nicht mit dem Kirchenbau begannen.³⁸ Die Situation der reformierten Kirche in Neu-Itibe und in Debeljača gestaltete sich ähnlich. In den beiden Dörfern gelang es erst Jahrzehnte nach der Niederlassung der Bewohner, ein Kir-

Dorf Rittberg und der Hofkammer, 23. Juli 1799; RREL, AdK, Vertrag zwischen dem Dorf Rittberg und der Hofkammer, 6. Juni 1800; TtREL, AHKD, I.1.b.38.704, Nr. 1: Bericht über das Jahresgehalt der Pfarrer von Rittberg und Liebling, Ofen, 16. Januar 1798.

³⁴ LAJOS SZMIDA / ISTVÁN NIKOLÉNYI, Temes vármegyei Végvár (Rittberg) nagyköz-ség múltja és jelene, Temesvár 1901, S. 1 f., 52.

³⁵ TtREL, ADBB, I.29.i.199, Kirchengemeinde Rittberg 1794–1883, Brief von János Szántó und András Kiss, Temeswar, 19. Februar 1814.

³⁶ ISTVÁN KÁLLAY, A magyarországi nagybirtok kormányzata 1711–1848, Budapest 1980, S. 103 f.

³⁷ TtREL, ADBB, I.29.a.1, Protokoll der Diözesenversammlung 1696–1809, S. 54.

³⁸ TtREL, ADBB, I.29.i.199, Kirchengemeinde Rittberg 1794–1883, Brief von Kutasi an Juhász, Rittberg, 24. Juni 1818.

chengebäude zu errichten.³⁹ Ungeachtet der anfänglichen Schwierigkeiten symbolisierten diese Bauarbeiten die religiöse Identität der Gemeinden. Der Zusammenhang zwischen diesen Ereignissen und dem Banat-Bewusstsein der Reformierten muss noch in weiteren Forschungen geklärt werden.

Wie bereits erwähnt wurde, war im Banat seit der Ansiedlung der Reformierten eine Zusammenarbeit zu beobachten, die sich – von der reformierten Diözese Bekesch abgetrennt – nur auf die im Banat lebenden Reformierten beschränkte. Diese Trennung manifestierte sich sowohl auf der Ebene der Diözesenverwaltung als auch auf der des Lebens in der Kirchengemeinde. Die Führung der reformierten Kirche im Königreich Ungarn war ähnlich der der katholischen Kirche. Im Fall der Diözese Bekesch bedeutete dies, dass für die Leitung und Überwachung der Kirchengemeinden die zuständige Behörde die Diözese darstellte, an deren Spitze der Propst stand. Im Banat übte jedoch die Diözesenverwaltung ihre Befugnisse kaum aus, sodass die Kirchengemeinden auf sich selbst angewiesen waren; aufgrund dieser Umstände sahen sie sich gezwungen, innerhalb der Grenzen des Banats zusammenzuhalten. Dadurch, dass in Neu-Itebe, Rittberg und Debeljača starke reformierte Kirchengemeinden zustande kamen, wurden diese trotz der großen räumlichen Entfernung voneinander abhängig.

Die Geistlichen kümmerten sich zudem um die Glaubensgenossen anderer Dörfer, denn wegen des Pfarrermangels diente ein Seelsorger in mehreren Dörfern: 1794 reiste József Kutasi, der Pfarrer von Neu-Itebe, zweimal nach Debeljača, um zu taufen und das Abendmahl auszuteilen.⁴⁰ Im selben Jahr diente István Boros, der Rittberger Pfarrer, auch in Liebling.⁴¹ Beim Ausbau der verwandtschaftlichen Beziehungen war die konfessionelle Identität ein vorrangiges Anliegen; deshalb sind in den Heiratsregistern von Neu-Itebe, Rittberg und Debeljača Bräute und Bräutigame meistens von diesen drei Dörfern zu finden. Bestätigt wird dies durch die Tatsache, dass in Debeljača zwischen 1794 und 1800 insgesamt 71 Ehen geschlossen wurden, von denen nur in zehn Fällen einer der künftigen Ehepartner aus einem anderen Dorf stammte: aus Makowa, Neu-Itebe, Neumarkt an der Theiß, Franzfeld und einer bisher nicht identifizier-

³⁹ SZEKERNYÉS, Evidence, S. 202–204, 264–269.

⁴⁰ TtREL, ADBB, I.29.i.33, Kirchengemeinde Debeljača 1794–1867, Bericht von Pál Szalai, 16. November 1795.

⁴¹ TtREL, AHKD, I.1.b.44.849, Nr. 5: Bericht über die Kirchengemeinde Liebling, Rittberg, 7. März 1805. Boros diente früher in Neu-Itebe.

baren Ortschaft. In vier von zehn Fällen stammte die Braut oder der Bräutigam aus Neu-Itebe, in drei Fällen aus Franzfeld. Das heißt, wenn die Einwohner von Debelača keine einheimischen Ehepartner suchten, wählten sie zu 70 Prozent der Fälle eine Partnerin bzw. einen Partner aus der Banater Region.⁴²

Der gemeinsame Pfarrer und die verwandschaftlichen Beziehungen trugen notwendigerweise dazu bei, dass das Banat von den dort lebenden Reformierten über die Grenzen ihrer Dörfer hinaus als eine Region betrachtet wurde. Diese Identität äußerte sich unter anderem dadurch, dass diese Kirchengemeinden bei ihrem Briefwechsel mit der Diözese den Namen ihrer Region angaben. Dies betraf aber nicht nur die Unterzeichnungen: Die besonderen Merkmale der Provinz wurden darüber hinaus regelmäßig in den Anträgen geschildert.⁴³ Die deutsche reformierte Kirchengemeinde von Liebling bildete dabei wahrscheinlich keine Ausnahme, obwohl für ihre Bewohner, die auf dem deutschsprachigen Gottesdienst beharrten, auch die sprachliche Identität eine wichtige Rolle spielte. Sie assimilierten sich eher in einer evangelisch-lutherischen Kirchengemeinde, als dass sie sich magyarisierten ließen. Als Lutheraner pflegten sie den Kontakt zu den Banater Lutheranern, so wie die Reformierten zu ihren Glaubensgenossen.⁴⁴

Die Identitätsentwicklung war allerdings nicht kontinuierlich, sondern in Krisensituationen unterbrochen. Während des Freiheitskampfes von 1848/49 mussten die Bewohner von Debelača ihren Wohnort verlassen, denn serbische Truppen haben ungarische Dörfer angegriffen und geplündert. Um das Netzwerk der Banater Reformierten zu nutzen, begaben sie sich zuerst nach Neu-Itebe, mussten aber wieder flüchten, diesmal in ihre Abstammungsorte wie Makowa, Gyoma und Neumarkt an der Theiß.⁴⁵ Trotz der ungleichmäßigen Entwicklung entfaltete sich im Alltagsleben

⁴² Istorijski arhiv u Pančevu [Historisches Archiv von Pantschowa], Matrikelsammlung, E 57, Geburts- und Heiratsregister des Dorfes Debelača 1794–1838; Istorijski arhiv Zrenjanin [Historisches Archiv von Großbetschkerek], Matrikelsammlung, Geburts- und Heiratsregister des Dorfes Neu-Itebe 1787–1812 und 1812–1843; RREL, Matrikelsammlung, a.1, Geburts- und Heiratsregister des Dorfes Rittberg 1794–1815/1832.

⁴³ ÁDÁM HEGYI, A debeljácsai református egyház megszervezésének első dokumentuma, in: Bácsország, 2017, 4, S. 26–31.

⁴⁴ TtREL, AHKD, I.1.b.44.849, Nr. 5: Bericht über die Kirchengemeinde Liebling, Rittberg, 7. März 1805.

⁴⁵ JÁNOS GILICZE, Debelyacsai menekültek Makón, Szentesen és Hódmezővásárhelyen 1848–1849-ben, in: Negyven-hatvan Tanulmányok Labádi Lajos 60 születésnapjára, hg. v. ILDIKÓ GEORGIÁDÉS / ROLAND TÁNCZOS, Csongrád 2013, S. 55–86.

der im Banat lebenden Reformierten, deren Muttersprache Deutsch oder Ungarisch war, ein Banat-Bewusstsein. Dieses Bewusstsein zeigte sich in der gegenseitigen Abhängigkeit: Die Reformierten von Debeljača waren József Kutasi, dem Pfarrer von Neu-Itebe dankbar dafür, dass er 1794 zu ihnen kam, um sie zu taufen und das Abendmahl auszuteilen.⁴⁶ Um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert ging es allerdings noch nicht um das gleiche Regionsbewusstsein, das zum Beispiel nach dem Zweiten Weltkrieg der Wunsch nach einer Umorganisierung des Banats zu einem selbständigen Staat verkörperte.

Im Vergleich dazu ist eine andere südliche Region des Königreichs Ungarn zu erwähnen: die Schwäbische Türkei, die aus den Komitaten Branau (Baranya) und Tolnau (Tolna) bestand. In dieser Provinz entwickelte sich eine ähnliche religiöse Identität wie in der oben erwähnten. Bei den im 18. Jahrhundert niedergelassenen deutschen protestantischen Ansiedlern kam eine spezielle regionale Identität zum Ausdruck, die durch die Zugehörigkeit zur gleichen Konfession, den Ausbau der verwandtschaftlichen Beziehungen sowie den Wirkungskreis der Pfarrer gestaltet wurde.⁴⁷

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass die deutsch- und ungarischsprachigen reformierten Kirchengemeinden hauptsächlich innerhalb ihrer Wohnorte eine religiöse Identität auszubilden versuchten. Darüber hinaus betrachteten diese reformierten Bewohner das Banat als eine für sie wichtigere Region als die reformierte Diözese Bekesch, die für sie eine eher abstrakte Verwaltungseinheit darstellte. Dies steht jedoch in keinem Widerspruch zu der Tatsache, dass sich die Reformierten im 20. Jahrhundert nach wie vor von den deutsch- und ungarischsprachigen Katholiken separierten, denn ihre gesellschaftliche Absonderung war für sie in regionaler Hinsicht zugleich identitätsbildend. Ihr reformiertes Kooperationsnetzwerk funktionierte grundsätzlich im Banat; mit den weit entfernten Regionen war es ihnen schwierig, den Kontakt zu halten.

Im Hinblick darauf, dass die reformierten Siedler sehr unterschiedlicher Herkunft waren, konnte durch Verstärkung des konfessionellen Bewusstseins ihr Zusammengehörigkeitsgefühl gesteigert werden. Diese

⁴⁶ TtREL, ADBB, I.29.i.33, Kirchengemeinde Debelača 1794–1867, Bericht von Szalai, 16. November 1795.

⁴⁷ FATA, Wir richten, S. 144; ZOLTÁN CSEPREGI, Brüderlich verfeindet? Luthertum und Reformiertentum in der neubesiedelten Tolnau, in: Kirchen als Integrationsfaktor für die Migranten im Südosten der Habsburgemonarchie im 18. Jahrhundert, hg. v. RAINER BENDEL / NORBERT SPANNENBERGER, Berlin 2010, S. 99–113.

Tatsache trug ebenfalls dazu bei, dass das Banat von der Diözese als eine separate Region behandelt wurde. Dieser Regionalismus wurde zusätzlich durch die dort dienenden Pfarrer verstärkt, indem sie gleichzeitig in mehreren Dörfern tätig waren. So sind die Siedler unbemerkte Akteure und Gestalter der regionalen religiösen Merkmale im Banat geworden.

MAREK CZAPELSKI

ZWISCHEN LÄNDLICHEM MUSTERBAU UND RAUMPLANUNG

ZUM PROBLEM VON REGION UND REGIONALITÄT IM WIRKEN POLNISCHER ARCHITEKTEN IN DER ERSTEN HÄLFTE DES 20. JAHRHUNDERTS

Im Rahmen einer Auseinandersetzung mit dem Thema „Regionsmacher“ wäre es schwierig, die Rolle der Architekten zu übergehen. Die von ihnen errichteten Bauten sind eine der Quellen, die es Kunsthistorikern ermöglichen, Narrative über den eigenständigen, spezifischen Charakter künstlerischer Phänomene zu konstruieren, und zwar nicht unter diachronischen, sondern geografischen Gesichtspunkten.¹ Damit ist die Problematik von „Kunstregionen“ verbunden, die im Kontext der Relationen zwischen Metropole und Peripherie definiert und unter anderem am Beispiel Mitteleuropas betrachtet wird.²

Im vorliegenden Aufsatz wird jedoch ein etwas anderer Aspekt im Fokus stehen. Angesichts der Tatsache, dass die Architektur des 19. Jahrhunderts und insbesondere in dessen zweiter Hälfte in hohem Maße von der Suche nach einem nationalen Stil, genauer gesagt, nach dessen Schöpfung geprägt war, wird im Folgenden der Versuch unternommen, das in diesem Kontext beiläufig aufkommende Interesse an der baukünstlerischen Spezifik von „Regionen“ einzufangen, die als eine engere, präzisere Kategorie verstanden wurden. Dabei wird die Aufmerksamkeit auf das

¹ Ein breites Panorama von Phänomenen rund um das Thema Kunstgeografie präsentiert: THOMAS DACOSTA KAUFMANN, *Toward a Geography of Art*, Chicago / London 2004.

² Dazu insbesondere: *Excursus. The Problem of defining Central Europe as an Artistic Region*, in: KAUFMANN, *Toward*, S. 184–186. Vgl. auch: *Sztuka około 1900 w Europie Środkowej. Centra i prowincje artystyczne*, hg. v. PIOTR KRAKOWSKI / JACEK PURCHLA, Kraków 1997.

polnische Architektenmilieu (oder vielmehr auf das Milieu der Architekten, die sich am polnischsprachigen Diskurs beteiligten, ohne ihre eigene ethnische Identität zu manifestieren) gerichtet sein. Es sei jedoch angemerkt, dass die folgenden Beobachtungen aufgrund des beschränkten Forschungsstandes zum Wirken dieser Berufsgruppe unvermeidlich eher punktuellen Charakter haben werden.³

Ähnlich schwierig gestalten sich die Bezüge zwischen dem Thema der vorliegenden Studie und der Problematik der „Nationalstile“ in der polnischen Architektur, die auf eine lange Forschungstradition zurückblicken kann.⁴ Ihre Problematisierung als „Regionalstile“ ist relativ neu und taucht meist im Kontext künstlerischer Phänomene auf, die in der österreichisch-ungarischen Monarchie zu verzeichnen waren.⁵ Ein unerforschtes Feld sind des Weiteren auch die Relationen zwischen der Problematik der polnischen „Nationalstile“ und dem Kontext des lebhaft untersuchten Phänomens des Regionalismus in der Architektur Westeuropas.⁶

³ Die polnischen Architekten des 19. und der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts wurden als Berufs- und Gesellschaftsgruppe bislang nicht eingehend untersucht. Eine Ausnahme bildet die Publikation: JERZY ŻYWICKI, Urzędniccy: architekci, budowniczowie, inżynierowie cywilni ... Ludzie architektury i budownictwa w województwie lubelskim oraz guberni lubelskiej w Królestwie Polskim w latach 1815–1915, Lublin 2016.

⁴ ANDRZEJ KAZIMIERZ OLSZEWSKI, Przegląd koncepcji stylu narodowego w teorii architektury polskiej przełomu XIX i XX w., in: Sztuka i Krytyka 7 (1956), Nr. 3/4, S. 275–372; KRZYSZTOF STEFAŃSKI, Polska architektura sakralna w poszukiwaniu stylu narodowego, Łódź 2000.

⁵ JAROSŁAW SZEWczyk, Regionalizm w teorii i praktyce architektonicznej, in: Teka Komisji Architektury, Urbanistyki i Studiów Krajobrazowych, hg. v. Polska Akademia Nauk. Oddział w Lublinie, Bd. 2, Lublin 2006, S. 96–109; MAŁGORZATA OMILANOWSKA, „Podwójna“ rola regionalizmu. Styl zakopiański w polskiej architekturze końca XIX i początku XX wieku, in: DIES., Kreacja, konstrukcja, rekonstrukcja. Studia z architektury XIX–XXI wieku, Warszawa 2016, S. 61–84. Vgl. auch ÁKOS MORAVÁNSZKY, Die Entdeckung des Nahen. Das Bauernhaus und die Architekten der frühen Moderne, in: Das Entfernte Dorf. Moderne Kunst und ethnischer Artefakt, hg. v. DEMS., Wien 2002, S. 95–123, hier S. 112; Vernacular Art in Central Europe, hg. v. JACEK PURCHLA, Kraków 2001.

⁶ An dieser Stelle seien die folgenden Monografien zu nennen: JEAN-CLAUDE VIGATO, L’architecture régionaliste. France, 1890–1950, Paris 1994; ERIC STORM, The Culture of Regionalism. Art, Architecture and International Exhibitions in France, Germany and Spain, 1890–1939, Manchester 2011, sowie die Sammelbände: Le régionalisme. Architecture et identité, hg. v. FRANCOIS LOYER / BERNARD TOULIER, Paris 2001; Sources of Regionalism in the Nineteenth Century. Architecture, Art and Literature, hg. v. JAN DE MAEYER u. a., Leuven 2008; Regionalism and Modernity. Architecture in Western Europe 1914–1940, hg. v. DEMS. u. a., Leuven 2013; Architektur wird Region. Die Regionalisierung von Architektur in Südtirol von circa 1880 bis in die Zwischenkriegszeit, hg. v. BETTINA SCHLORHAUFER, Basel 2017.

Gleichzeitig ist zu betonen, dass der Begriff „Region“ in dem für die vorliegende Studie relevanten Zeitraum in der Architekten-Fachsprache erst am Ende der 1920er Jahre in Gebrauch kam. In diese Zeit fallen die Anfänge der „Regionalplanung“, die als Analyse und Projektierung wirtschaftlich-räumlicher und funktionaler Bezüge zwischen dem Stadtraum und den umliegenden Gebieten, welche zusammen die Region der jeweiligen Metropole bilden, betrachtet wurde.⁷ Bald sollte die Planung auch weniger urbanisierte Gebiete umfassen und fest angestellte Architekten wurden zu Akteuren in großen Planerteams, zu Konstrukteuren neuer Regionen, deren Gestalt von dem Drang der Regierung, die wirtschaftliche Entwicklung des Landes effektiv zu steuern, bestimmt wurde. In Verbindung mit der parallel dazu verlaufenden, zunehmenden Verwendung des Begriffs „regional“ im Architekten-Milieu der 1930er Jahre in Bezug auf die „einheimische“ Baukunst spiegelt dies die voranschreitende Ausweitung des semantischen Feldes des Begriffs „Region“ am Ende des in diesem Beitrag behandelten Zeitraums wider.

Anfangs stellt sich jedoch die Frage, welche Haltung die polnischen Architekten des 19. Jahrhunderts zur Tradition der regionalen Baukunst hatten. Die von ihnen entworfenen, im größten Teil des Jahrhunderts von der Ästhetik des Historismus geprägten Stadtbauten seien in diesem Kontext außer Acht gelassen. Auch wenn im Laufe der Zeit die universalistischen Modelle des Neoklassizismus und unterschiedlicher Varianten der italienischen Renaissance durch Anknüpfungen an verschiedene Formen von nationalen Varianten der Neostile (z. B. an die deutsche oder französische Renaissance) ergänzt wurden, fällt es schwer, im Rahmen dieser Ästhetik des Historismus von einer absichtsvoll ausdrucksstarken lokalen Spezifik zu sprechen.

Die Einstellung gegenüber regionalen Besonderheiten zeigt sich deutlicher in der Art und Weise, wie Bauernhäuser in Ratgebern zum ländlichen Bauen von deren Autoren, meistens freiberuflich tätigen oder verbeamteten Architekten, dargestellt wurden. Prinzipiell ist in der gesamten ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in diesen rein praktisch orientierten Veröffentlichungen – oft Musterbüchern von Herren- und Bauernhäusern sowie ländlichen Wirtschaftsgebäuden – kein Interesse an lokalen Traditionen zu erkennen (die anscheinend als ein offensichtliches und sich selbst replizierendes Element der umgebenden Realität betrachtet wurden). Im Geiste des aufgeklärten Rationalismus verfasst, sprachen sich die

⁷ LESZEK TEODOZY DĄBROWSKI, *Planowanie regionalne. Regionalne plany zagospodarowania przestrzennego*, Szczecin 1971, S. 11.

Ratgeber für eine Verbesserung der Lebensbedingungen der Landbevölkerung (häufig durch den Einsatz von feuerfester Massivbauweise) aus, was längerfristig auch zur Steigerung von deren Wohlstand führen sollte.⁸ Auf verbaler Kommunikationsebene war der Wissensfluss sehr einseitig – die Autoren beschränkten sich auf die Rolle von Experten, die modernes technisches Wissen im Bereich einer strikt zweckorientierten Bautätigkeit vermittelten. Noch 1857 schrieb Aleksander Zabierzowski (1818–1870):

„Der miserable Zustand der heutigen Bauernhäuser röhrt hauptsächlich daher, dass deren Bau zum größten Teil den Bauern selbst überlassen wird, ohne ihnen entsprechende Meister zur Seite zu stellen, die wenigstens zur Bauaufsicht und Anleitung bei jedem Bau notwendig wären.“⁹

Doch sind bei Zabierzowski bereits Anzeichen einer Veränderung dieser zweckorientierten und paternalistischen Haltung zu erkennen. Er stellt in seinem Handbuch Musterentwürfe bürgerlicher Holzhäuser vor – ohne negativen Kommentar zu ihrer geringen Feuerbeständigkeit (s. Abb. 1).

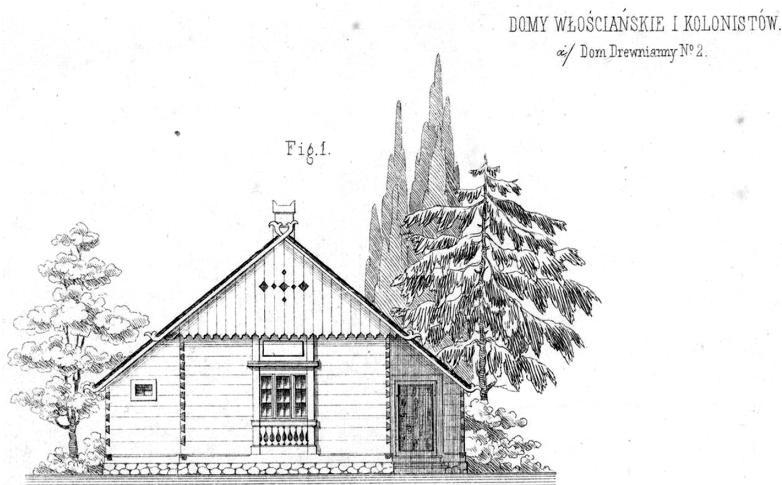


Abb. 1: Aleksander Zabierzowski, Entwurf eines Bauernhauses

⁸ MAŁGORZATA ROZBICKA, Małe mieszkanie z ogrodem w tle w teorii i praktyce popularnego budownictwa mieszkaniowego w międzywojennej Polsce, Warszawa 2007, S. 17–21.

⁹ ALEKSANDER ZABIERZOWSKI, Praktyczne budownictwo wiejskie, Warszawa 1858, S. 27 (Erstausgabe: 1857).

Obwohl die Raumaufteilung in den Bauerhäusern selbst nicht viel mit den traditionellen Lösungen zu tun hat, ist zu erkennen, dass der Architekt am Außenbau als Dekorelement über den First hinausragende äußere Dachsparren (poln.: *śparogi*) verwendete, was besonders für die Dorfbaukunst in Pommern, Podlachien und im Kurpengau charakteristisch war. Zabierzowski schöpfte hier höchstwahrscheinlich aus seinen eigenen Beobachtungen – er stammte aus einer Adelsfamilie in Myszyniec, der wichtigsten Stadt im Kurpengau.¹⁰ Es scheint, dass in seiner Publikation erstmals in der polnischen Architekturgeschichtsschreibung Motive der ländlichen Baukunst in eine Musterentwurfssammlung aufgenommen wurden.

Einen Schritt weiter als Zabierzowski ging Bolesław Podczaszyński (1822–1876), der derselben Generation angehörte und fast zur selben Zeit publizierte. Als erster Vertreter des Architektenmilieus stellte er direkt fest, dass „nach Vorbildern und Anstößen für neue Ideen im Bereich der Holzbaukunst in Wohnhäusern und anderen Nutzbauten von Bauern gesucht werden sollte [...] anstatt wie bisher irgendwelche theoretischen Methoden für den Bau von Bauernhäusern vorzugeben“.¹¹ Podczaszyński interessierte sich für die bei den Slawen verbreitete „uralte Gepflogenheit, immer wieder in derselben Weise zu bauen“, was ihn auf polnischem Boden zu einem Vorreiter in der Suche nach einem zeitgenössischen, auf ethnografischen Forschungen basierenden Stil macht.¹² Doch brachten sich die Architekten in den folgenden Jahrzehnten kaum in diese von der polnischen Intelligenz betriebenen Forschungen ein.

Eine wichtige Zäsur bildete erst die Entwicklung des Zakopane-Stils in den 1890er Jahren durch den Maler, Schriftsteller und Kunsttheoretiker Stanisław Witkiewicz (1851–1915) (s. Abb. 2, S. 156).¹³ Dieser Stil basierte

¹⁰ Der Lebenslauf von Zabierzowski ist nachzulesen bei ŻYWICKI, Urzędniccy, S. 526.

¹¹ BOLESŁAW PODCZASZYŃSKI, Budownictwo. Budowle z drzewa. Domek wiejski drewniany, projektowany do kolonii przy stacyi kolej żelaznej w Brwinowie, in: Państwnik Sztuk Pięknych 1 (1850–1854), 3, S. 119–122, hier S. 121.

¹² Auffallend ist, dass fast zeitgleich mit Podczaszyńskis Aussage in Moskau im Auftrag eines bekannten Slawophilen, Historikers und Publizisten, Michail P. Pogodin, das nach ihm benannte Blockhaus im pseudorussischen Stil errichtet wurde. Vgl. ANDREJ VLADIMIROVIČ IKKONIKOV, Architektura Moskwy. XX vek, Moskva 1984, S. 14. Gleichzeitig kam auch in den deutschen Landen Interesse an ländlicher Baukunst auf: STEFAN MUTHESIUS, The „Deutsches Bauernhaus“, in: Vernacular Art in Central Europe, S. 65–69.

¹³ Die Literatur zum Forschungsstand ist sehr umfangreich, eine Zusammenstellung befindet sich u. a. bei BARBARA TONDOS, Styl zakopiański i zakopiańszczyzna, Wrocław 2004, S. 207–215.

auf der traditionellen Bauweise und den Dekormotiven des Podhale,¹⁴ in denen angeblich „uralte lechitische Muster“ überliefert waren.¹⁵



Abb. 2: Villa „Pod Jedłami“ in Zakopane, entworfen von Stanisław Witkiewicz, Foto aus der Zwischenkriegszeit

Infolgedessen wurden die regionalen Formen mit nationalen gleichgesetzt, was ihre Verwendung überall dort rechtfertigte, wo Menschen bereit waren, sich mit dem Polentum zu identifizieren. In Wirklichkeit wurden nicht viele Bauvorhaben im Zakopane-Stil umgesetzt, doch waren diese weit verstreut von Litauen bis nach Kiew und sogar Curitiba in Brasilien.¹⁶ Diese Jahrzehntelange unbewusste Repräsentation der Nation durch

¹⁴ Podhale ist das am nördlichen Rand der Tatra gelegene Almenvorland [Anm. d. Ü.].

¹⁵ Tatsächlich klangen in den Bauten des Zakopane-Stils Merkmale der Holzarchitektur Westsibiriens nach, die Witkiewicz in seiner Jugendzeit im Exil kennengelernte. ZBIGNIEW MOŁDZIERZ, Dom „Pod Jedłami“ Pawlikowskich, Zakopane 2003, S. 37 f.

¹⁶ Informationen zu Witkiewicz' hauptsächlich landadliger Klientel, die sich für Häuser im Zakopane-Stil interessierte, befinden sich in seiner Korrespondenz: STANISŁAW WITKIEWICZ, Listy o stylu zakopiańskim 1892–1912. Wokół Stanisława Witkiewicza, eingeleitet, kommentiert u. bearb. v. MICHAŁ JAGIELŁO, Kraków 1979. Der Ausstellungspavillon in Curitiba wurde von einem Vertreter der polnischen Emigrantenkreise in Brasilien, Kazimierz Warchałowski, einem Bruder des bekannten Architekten Jerzy Warchałowski entworfen. JERZY MAZUREK, Rodzina Warchałowskich: próba portretu zbiowatego, in: STANISŁAW WARCHAŁOWSKI, I polecał w świat daleki ... Wspomnienia z Bra-

eine Region entschied über die einzigartige emotionale Aura, mit der das Podhale in der polnischen Kultur umgeben war und dessen idealisiertes Bild zu einem der polnischen „Erinnerungsorte“ wurde.

Gleichzeitig verursachte der ehrgeizige Wunsch des Schöpfers des Zakopane-Stils, diesen auf die gesamte zeitgenössische Bauproduktion auszudehnen, eine Reihe von Problemen, die einer Reflexion und eines Fachwissens bedurften, welche über die Fähigkeiten der örtlichen Zimmerleute aus der Podhale-Region hinausgingen, deren Hilfe Witkiewicz gewöhnlich in Anspruch nahm. Das Schlüsselproblem bestand darin, das Gros der Architekten für diesen Stil zu gewinnen, was jedoch nie völlig gelang.

Witkiewicz' Ideen hatten nämlich antiakademischen Charakter – eines der Hauptangriffsziele seiner Anhänger war die Tätigkeit von Edgar Kováts (1849–1912), einem Architekten aus dem Wiener Milieu, der mit Unterstützung des Galizischen Landesausschusses die Holzindustrie-Schule in Zakopane leitete.¹⁷ Die von ihm konzipierte „Art Zakopane“¹⁸ verrät allein schon mit ihrem Namen, dass er die Motive der Goralen-Baukunst als eine lokale Kuriosität verstand (s. Abb. 3, S. 158). Diese war würdig, als ein Element, welches das Folklorepanorama der multinationalen kaiserlich-königlichen Monarchie bereicherte und – was nicht unerwähnt bleiben sollte – Kováts' berufliche Karriere vorantrieb, unterstützt und kultiviert zu werden. Doch war sie keiner generellen Stiländerung wert, da sie nur einen untergeordneten Platz in der historistischen Architekturvision einnahm. Kováts argumentierte, dass „diese polnische Art einen Hang zur Renaissance hat, so wie die schwedische zum Mittelalter der Gotik und dem Romanischen, die huzulische zum Byzantinischen“.¹⁹ Diese Denkweise stimmte mit den ideellen Grundsätzen des Bildungssystems in Österreich-Ungarn überein.²⁰ Im galizischen Pavillon, den Kováts 1900 für die Weltausstellung in Paris entwickelte, fanden

zylia, Polski i Peru, eingeleitet v. JERZY MAZUREK, bearb. v. ZUZANNA JAKUBOWSKA, Warszawa 2009, S. 7–37, hier S. 13.

¹⁷ TOMASZ SZYBISTY, „Sposób zakopiański“ i jego twórca Edgar Kováts (1849–1912), in: Rocznik Podhalański 10 (2007), S. 55–104.

¹⁸ EDGAR KOVÁTS, Sposób zakopiański. Manière de Zakopane. Die Art Zakopane, Wien 1899.

¹⁹ Ebd., unpaginiert.

²⁰ PETER STACHEL, Philosophie im multiethnischen Milieu. Die „offizielle“ Schulphilosophie der österreichisch-ungarischen Monarchie als ein Weg in die Moderne, in: Das Entfernte Dorf, S. 137–168.

gleichberechtigt sowohl Motive des Zakopane-Stils als auch huzulische Elemente ihren Platz.²¹

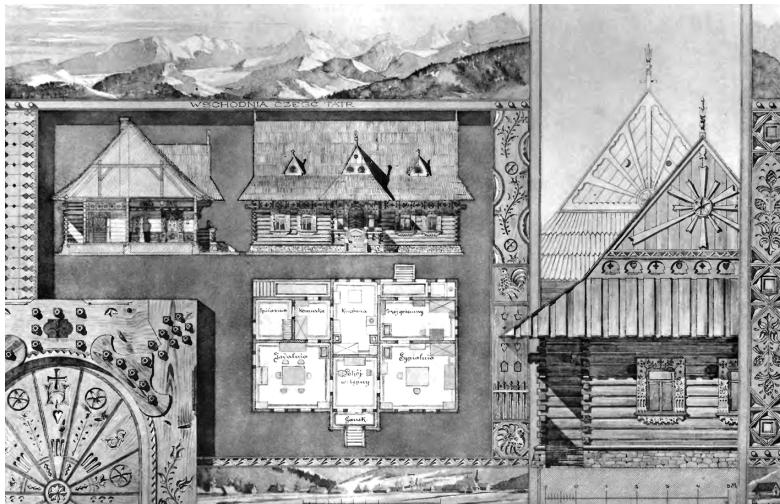


Abb. 3: Edgar Kováts, Entwurfsskizze eines Hauses in der „Art Zakopane“

In den emotionalen, in der Lemberger Presse geführten Diskussionen über die Überlegenheit des Zakopane-Stils bzw. der „Art Zakopane“ (deren Unterschiede für Außenstehende oft schwer auszumachen waren) stellten sich die Architekten meist auf die Seite von Kováts.²² Es ist symptomatisch, dass das Lemberger Bauamt in seinen verwaltungstechnischen Entscheidungen (d. h. bei der Genehmigung von Entwürfen) generell eine distanzierte Haltung gegenüber Motiven des Zakopane-Stils in der Stadtarchitektur zeigte.²³

²¹ Seitdem bei der Weltausstellung in Lemberg (L'viv) von 1894 in deren ethnografischer, von Volodymyr Šuchevyc (Autor einer monumentalen Monografie über die Bräuche und die materielle Kultur des Huzulenlandes) konzipierter Abteilung ein huzulisches Dorf mit orthodoxer Kirche präsentiert worden war, wurde das Huzulenland als ostgalizisches Äquivalent zu Zakopane betrachtet, was mit den nationalen Bestrebungen der Ukrainer in Einklang stand. Die gegenseitigen Beziehungen des Huzulenlandes und der Region von Zakopane erfordern noch eine wissenschaftliche Bearbeitung.

²² Die Diskussionen schildert SZYBISTY, Sposób zakopiański, S. 89–94.

²³ JAKUB LEWICKI, Między tradycją a nowoczesnością. Architektura Lwowa lat 1893–1918, Warszawa 2005, S. 210.

Anhänger des Zakopane-Stils gab es vor allem unter den Architekten der jüngeren Generation, wie Kazimierz Mokłowski (1869–1905), Franciszek Mączyński (1874–1947) und Jarosław Wojciechowski (1874–1942), auch wenn es vermutlich Józef Pius Dziekoński (1844–1927) – ein Vertreter der vorhergehenden Generation und herausragender Neogotiker – war, der sich als erster (bereits 1893) positiv über Witkiewicz' Kunstkonzzept aussprach. Er betrachtete diesen Stil jedoch im Geiste des positivistischen Rationalismus – als ein rationales Gestaltungssystem, das aus den lokalen klimatischen und gesellschaftlichen Bedingungen heraus entwickelt worden und wert sei, lediglich in der Umgebung von Zakopane umgesetzt zu werden.²⁴

Dziekoński war hauptsächlich in Kongresspolen tätig, wo der Zakopane-Stil auch auf akademischer Ebene Interesse erweckte. So entstanden an der Technischen Universität Warschau (*Politechnika Warszawska*) unter der Leitung von Mikołaj Tołwiński (1857–1924) studentische Entwürfe in diesem Stil. Als Randbemerkung sollte hinzugefügt werden, dass die positive Haltung gegenüber dem Zakopane-Stil im russischen Teilungsgebiet Polens in gewissem Maße durch das Interesse der Zentralbehörden an einer Vertiefung des Wissens über die ethnografische Vielfalt des Zarenreiches inklusive der Grenzgebiete beruht haben könnte, als deren Zeugnis die landesweite Kampagne zum Sammeln von Zeichnungen und Beschreibungen musterhafter Bauernhäuser und anderer Dorfbebauung im Jahr 1907 angesehen werden kann.²⁵

In jedem Fall war die Mode für Motive im Zakopane-Stil als Ausdruck eines Nationalstils in den österreichischen und russischen Teilungsgebieten Polens nur kurzlebig und prägte lediglich das erste Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts, mit Ausnahme des Holzbau, wo sie deutlich länger vorherrschte. Sie erweckte jedoch unter den Architekten ein dauerhaftes Bewusstsein für die regionale Spezifik der Baukunst des Podhale und für die Notwendigkeit, in zeitgenössischen Entwürfen darauf Bezug zu nehmen.

Das letzte Jahrzehnt vor dem Ersten Weltkrieg war eine Zeit des wachsenden Interesses an den traditionellen Formen der ländlichen Baukunst (was sich unter anderem in der Schaffung von Bildmaterialsamm-

²⁴ JÓZEF DZIEKOŃSKI, Budownictwo ludowe na Podhalu, in: *Kurier Warszawski*, 1893, Nr. 26, S. 1 f.

²⁵ Die Aktion wurde im Auftrag des Bautechnischen Komitees des Innenministeriums durchgeführt. BOŻENA STANEK-LEBODA, Modelowe zagrody chłopskie w aktach Rządu Gubernialnego Lubelskiego z 1907 roku, in: *Ochrona Zabytków* 66 (2013), S. 263–269.

lungen durch die neu geschaffene Gesellschaft zum Schutz historischer Denkmäler (*Towarzystwo Opieki nad Zabytkami Przeszłości*) in Warschau und die Gesellschaft für polnische angewandte Kunst (*Towarzystwo Polska Sztuka Stosowana*) in Krakau manifestierte. In der Architekturpraxis lag der Schwerpunkt jedoch weiterhin auf der Schaffung eines Nationalstils, der als Synthese verschiedener regionaler Stile, einen sogenannten einheimischen Stil und damit das Polentum darstellen würde, insbesondere im Bereich des Sakralbaus und der ländlichen Residenzarchitektur.

Die Regionalismen in den Entwürfen waren eher zweitrangig und wurden in den Kommentaren und Kritiken der Autoren nicht hervorgehoben. In Kirchenentwürfen knüpfte man häufig an die wohl am besten bekannte Holzarchitektur der Podhale-Region an. Es ist jedoch darauf hinzuweisen, dass in Krakau zu Beginn des 20. Jahrhunderts Elemente volkstümlicher Stilisierung auch in die Hauptströmung der städtischen Architektur eindrangen. In den 1930er Jahren wurde dies von Lech Niemojewski als ein wichtiges Definitions kriterium der „Krakauer Schule“ angesehen, die neben der „Warschauer Schule“ einen zentralen Platz in seiner regionalen Kategorisierung der zeitgenössischen polnischen Architektur einnahm.²⁶

Ein wichtiger Wendepunkt in der Entwicklung des Interesses von Architekten an der regionalen Vielfalt der Baukunst waren die Jahre des Ersten Weltkrieges. Angesichts der fortschreitenden Zerstörung ländlicher Holzbauten kam es zu einer Mobilisierung von Denkmalpfleger-, Regionalforscher- und Architektenkreisen, in deren Folge u. a. in Warschau die Ausstellung Polnischer Architektur (1915) veranstaltet wurde. Das reichhaltige Bildmaterial in der ausstellungsbegleitenden Publikation „Dorf und Kleinstadt“²⁷ wurde geografisch nach einem System geordnet, das auf den Verwaltungseinheiten der ehemaligen *Rzeczpospolita* auf dem Stand von 1772 beruhen sollte – tatsächlich wurden jedoch ehemalige Wojewodschaften (z. B. die Wojewodschaft Kalisch [Kalisz]) mit historischen Landschaften (z. B. Rotruthenien, aber auch Schlesien, das 1772 nicht zur *Rzeczpospolita* gehört hatte) und ethnografischen Regionen (z. B. der Kaschubei) vermischt. In diesem heterogenen Ganzen wurde jedoch deutlich, dass der Hauptkern der Fotografien und Zeichnungen aus den

²⁶ LECH NIEMOJEWSKI, Dwie szkoły polskiej architektury nowoczesnej, in: *Przegląd Techniczny*, 1934, Nr. 26, S. 808–816. Niemojewskis Kategorisierung wurde in späteren Publikationen zur polnischen Architektur des 20. Jahrhunderts wiederholt aufgegriffen.

²⁷ Wieś i miasteczko, hg. v. ZDZISŁAW KALINOWSKI, Warszawa 1916.

Gegenden um Krakau und Sandomir (Sandomierz) sowie an zweiter Stelle aus den Gebieten um Kalisch und Lublin sowie Masowien bestand.

Ebenfalls 1915 wurden zu beiden Seiten der Front – in Warschau und Krakau – Sammlungen von Musterhäusern für den Wiederaufbau der polnischen Dörfer veröffentlicht.²⁸ Vor allem sollten sie als Anschauungsmaterial zur technischen und funktionalen Optimierung des ländlichen Bauens dienen, in der Außengestaltung tauchte eine volkstümliche Stilisierung ohne regionale Besonderheiten auf. Eine bemerkenswerte Ausnahme enthielt die Warschauer Veröffentlichung, in der die Ergebnisse eines vom Zentralen Bürgerkomitee ausgeschriebenen Wettbewerbs vorgestellt wurden. Den ersten Platz gewannen die Entwürfe des Architekturbüros Romuald Gutt (1888–1974) und Rudolf Świerczyński (1887–1943). Obwohl sie laut Wettbewerbsbedingungen nicht dazu verpflichtet waren, reichten die beiden jungen Architekten, die jeweils ein Studium in der Schweiz (Winterthur) und in Deutschland (Darmstadt, Dresden) absolviert hatten, als einzige Entwürfe in unterschiedlichen, für einzelne Regionen oder sogar Teilregionen bestimmten Varianten ein (so für Masowien, das Umland von Rawa Mazowiecka, die Regionen um Lublin, Lowitsch [Łowicz], Radom, Kalisch, Kielce und das Kurpengau, s. Abb. 4, S. 162). Beide Architekten gehörten der Generation an, deren Ausbildung und Berufseinstieg sich in einer Zeit vollzogen, in der die Ideen des Regionalismus auch in akademischen Kreisen begannen, beachtliche Akzeptanz zu finden.

Die ideelle Grundlage für diese neue regionale Sensibilität legte der an der Akademie der bildenden Künste in Sankt Petersburg ausgebildete Architekt Stefan Szyller (1857–1933) im Jahr 1917 dar:

„Die Volksbaukunst kann in vielerlei Hinsicht mit den Volkstrachten einzelner Ortschaften verglichen werden. Diese Trachten entwickelten sich nicht gedankenlos und zufällig, sondern sind das Ergebnis einer ganzen Kette von Ursachen, die oftmals weit in die Vergangenheit der Entwicklung des gesellschaftlichen Lebens einzelner polnischer Stämme zurückreichten. Sie entstanden und perfektionierten sich aus den Bedürfnissen und Lebensbedingungen dieser Stämme heraus, sie verschmolzen und verbanden sich mit diesem Leben.“

²⁸ Odbudowa wsi polskiej. Projekty zagrod włościańskich, wyróżnione na konkursie ogłoszonym przez C. K. O. za pośrednictwem Koła Architektów Polskich w Warszawie, Warszawa 1915; Odbudowa polskiej wsi. Projekty chat i zagród włościańskich opracowane przez grono architektów polskich, hg. v. WŁADYSLAW EKIELSKI, Kraków 1915.

Die Schlüsselaussage dieser Argumentation war,

„dass sich auf einem masurischen Bauernhaus kein Dach im Zakopane-Stil wiederfinden sollte, dass ein Bauernhaus aus dem Kurpengau nicht in Kujawien entstehen und in einem Gemeindehaus bzw. Schulgebäude nicht alle Typen unserer Baukunst miteinander vermischt werden sollten“.²⁹

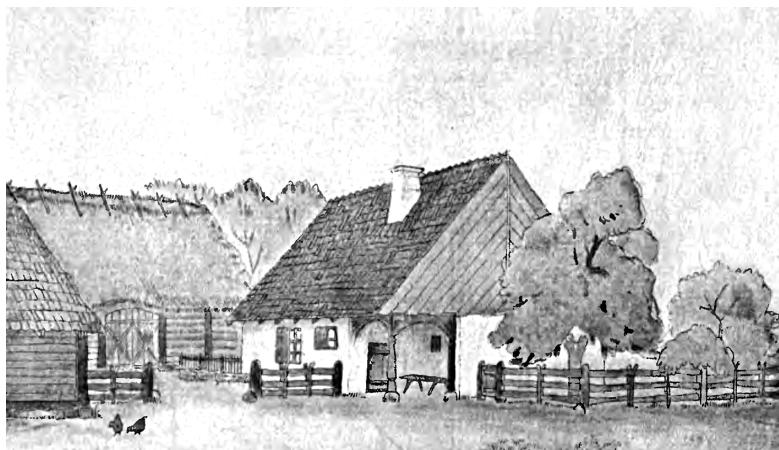


Abb. 4: Romuald Gutt und Rudolf Świerczyński, Wettbewerbsentwurf für ein Einraum-Bauernhaus aus dem Umland von Rawa Mazowiecka (Masowien)

In der Kriegsrealität war es jedoch schwierig, dieses Programm in die Tat umzusetzen. Eins der wenigen Zeugnisse für die Berücksichtigung von Besonderheiten der örtlichen Baukunst lieferte der Architekt Stanisław Pollak von der Bauabteilung der Zentrale für den Wiederaufbau Galiziens, der über die Wiederaufbauaktion von Dörfern im Kreis Przemyśl berichtete.³⁰ Wie er voller Freude schrieb, sei es dabei möglich gewesen, die in dieser Region beliebte Ständerbauweise anzuwenden.³¹ Es sollte jedoch hinzugefügt werden, dass – worüber Pollak nicht schreibt – diese Bauweise einfach billiger zu realisieren war als der in den Gebieten der ehemaligen polnisch-litauischen Adelsrepublik übliche Blockbau.

²⁹ STEFAN SZYLLER, Polskę tylko w duchu polskim odbudować chcemy i odbudujemy!, in: *Odbudowa Kraju* 1 (1917), 5, S. 420–423, hier S. 421.

³⁰ STANISŁAW POLLAK, Odbudowa wsi w powiecie przemyskim, in: *Odbudowa Kraju* 1 (1917), 5, S. 423–428.

³¹ Ebd., S. 426.

Nach der Wiedererlangung der Unabhängigkeit wurden die Studien zum ländlichen Musterbau in der Abteilung für Wiederaufbau des Ministeriums für öffentliche Arbeiten (*Wydział Odbudowy Ministerstwa Robót Publicznych*) fortgeführt. In den Jahren 1918–1921 entwickelte man dort unter der Leitung des Architekten Franciszek Krzywda-Polkowski (1881–1949), eines Absolventen der Stroganov-Schule in Moskau, Musterentwürfe für Bauernhäuser, Forsthäuser und Schulgebäude.³² Zu den Entwurfsarchitekten gehörten unter anderem Gutt und Świerczyński. Diesmal wurde jedoch jegliche lokale Zuordnung der vorgestellten Entwürfe vermieden, deren Wahl nunmehr in erster Linie vom Geschmack und Entscheidungswillen des Nutzers abhängen sollte. Es ist daher vorstellbar, dass es – zumindest theoretisch – zu einem geografischen Transfer traditioneller regionaler Formen kommen konnte. Unter dem Druck wirtschaftlicher Einschränkungen strebte man des Weiteren einen universelleren Charakter der Musterentwürfe an, die bereits weniger als Modelle, sondern eher als allgemein anwendbare Typen anzusehen waren. Auf diese Weise sind wohl die Häuserentwürfe von 1921 zu bewerten, die maschinell aus Holzfertigbauteilen gefertigt werden sollten.³³

Ein Zeugnis des fortschreitenden Interessenabfalls am ländlichen Bauen war die um 1924 an der Professur für ländliches Bauen der Fakultät für Architektur der Technischen Universität Warschau spürbare Abkehr von dieser Thematik und die Umorientierung ihres Leiters Świerczyński auf die Ästhetik der Moderne. An der Warschauer Universität wurden Studien zu den regionalen Varianten ländlicher Architektur nur im Rahmen eines didaktischen Programms fortgeführt, das eine obligatorische Inventarisierung von Dorfbauten während der Sommerferien umfasste. Ihre Ergebnisse wurden vom Institut für Polnische Architektur unter der Leitung von Professor Oskar Sosnowski (1880–1939), einem Absolventen der Technischen Universität Warschau, bearbeitet.³⁴

Das zusammengetragene Wissen fand Mitte der 1930er Jahre praktische Anwendung, als eine Zusammenarbeit mit dem Ministerium für Land-

³² ROZBICKA, Małe mieszkanie, S. 68–70; Odbudowa kraju. Projekty domów dla dozoru leśnego, bearb. v. MAŁGORZATA ROZBICKA, Góuchów 2015; Materiały architektoniczne. Budowle użyteczności publicznej wsi i miasteczka, H. 1: Szkoły powszechnie, Warszawa 1921.

³³ Maszynowa produkcja chat i dworków drewnianych, in: Architektura i Budownictwo, 1928, Nr. 1, S. 33–37.

³⁴ MAŁGORZATA ROZBICKA, Dwory w albumach inwentaryzacji wsi Zakładu Architektury Polskiej Wydziału Architektury Politechniki Warszawskiej (1921–1939), Warszawa 2014, S. 11–24.

wirtschaft und Agrarreformen aufgenommen wurde. Im Rahmen der von diesem Ressort in der Wojewodschaft Posen (Poznań) realisierten Kampagne zum Bau von Siedlungen auf staatlichen Grundstücksparzellen wurden Hausentwürfe verwendet, die auf „Modellen polnischer Baukunst der südwestlichen Bezirke“ basierten, bei der lokalen Bevölkerung jedoch auf Widerwillen stießen. Erst die Miteinbeziehung der Abteilung von Oskar Sosnowski führte zur Entwicklung eines für die westlichen Wojewodschaften geeigneten Haustyps mit Ecklaube (s. Abb. 5).³⁵



Abb. 5: Häuser in Krokowa, in einer Siedlung, die den Goralenfamilien aus der Region um Saybusch (Żywiec) zugeteilt wurde – links ein Wohnhaus mit Veranda, rechts ein Kuh- und Pferdestall, im Hintergrund eine Scheune, 1936

Auch im Bereich des Sakralbaus ist in der Zwischenkriegszeit ein Aufgreifen, aber auch eine bedeutende Umgestaltung der architektonischen Errungenschaften der letzten Jahre vor dem Ersten Weltkrieg zu erkennen. Baukundliche Handbücher aus der Zeit des Ersten Weltkrieges bekräftigten die Überzeugung, dass Kirchen nur von professionellen Architekten mit entsprechender Ausbildung entworfen werden sollten, und

³⁵ ZDZISŁAW CELARSKI, *Zabudowa osad na tle reformy rolnej w Polsce*, Warszawa 1938, S. 18–21.

nicht von Bauhandwerkern.³⁶ Die Arbeitsergebnisse lokaler Zimmerleute wurden abwertend als Pacanów-Stil bezeichnet.³⁷ Tatsächlich wurde der „Regionalismus“ somit zu einem Produkt der Verwaltungs- und Entwurfstätigkeit von Fachleuten.

Das bekannteste Beispiel ist die Bevorzugung provinzieller Barockformen in neu erbauten, auf einem Musterentwurf des Architekten Adolf Szyszko-Bohusz (1883–1948) von 1909 basierenden Kirchen in den verwaltungstechnischen Beschlüssen des Lemberger Wojewodschaftskonservators Józef Piotrowski (1873–1939). Der Piotrowski abgeneigte ukrainische Denkmalpfleger Bohdan Janusz (1889–1930) bezeichnete deren Stil ironisch als „östlich-kleinpolnisch“.³⁸

In Wirklichkeit spiegelte die regionale Differenziertheit der Sakralarchitektur in der Zwischenkriegszeit eher individuelle Entwurfsweisen wider und knüpfte nicht an die historische Baukunst der jeweiligen Region an.³⁹ Im Holzkirchenbau kann wiederum von einer landesweiten Dominanz kleinpolnisch-vorkarpatischer Formen gesprochen werden.⁴⁰ Es ist festzustellen, dass die Einbindung regionaler Motive in das professionelle Bauproduktionssystem zum Verlust ihres ursprünglichen lokalen Charakters führte.

Eine wichtige Zeit in der Entwicklung des semantischen Feldes der Begriffe „Region“ und „regional“ in der polnischen Sprache waren die 1930er Jahre. Einerseits verbreitete sich damals die Verwendung dieser Termini in Bezug auf lokale Bautraditionen (u. a. entbrannte zu dieser Zeit die Diskussion über die Mustergültigkeit des Zakopane-Stils für das

³⁶ LEON GOŚCISKI, Budowa świątyni. Wskazówki praktyczne przy wznowieniu i odbudowie kościołów oraz zdobieniu ich wnętrza, Warszawa / Lwów 1916, S. 5.

³⁷ Diese Meinung äußerte im Jahre 1917 Pater Marcin Szkopowski, zitiert nach: ANNA TEJSZERSKA, Styl narodowy w architekturze sakralnej Polski Odrodzonej (1918–1939), Lublin 2019, S. 38. In Anlehnung an den Ortsnamen des Provinzstädtchens Pacanów im Südosten Polens gilt *styl pacanowski* als Inbegriff des Dörflichen, Provinziellen [Anm. d. Ü.].

³⁸ TEJSZERSKA, Styl narodowy, S. 83–107; ANETA BOROWIK, O jednej z odmian narodowego romantyzmu. „Styl wschodnio-małopolski“: geneza, twórcy, przykłady, in: Sztuka Kresów Wschodnich 7, hg. v. ANDRZEJ BETLEJ / ANNA MARKIEWICZ, Kraków 2012, S. 207–254.

³⁹ Zu diesem Schluss führt die Analyse des gesamten von Anna Tejszerska zusammengetragenen Materials: TEJSZERSKA, Styl narodowy.

⁴⁰ Exemplarisch kann man die vorkarpatischen Formen – besonders des Turms – der Kirchen in Porządzie (Masowien) oder Starachowice (Wojewodschaft Heiligkreuz) erwähnen; GRAŻYNA RUSZCZYK, Drewniane kościoły w Polsce 1918–1939. Tradycja i nowoczesność, Warszawa 2001, S. 168–170.

Podhale).⁴¹ Andererseits begannen diese Begriffe auch im Zusammenhang mit den rasch an Bedeutung zunehmenden Raumplanungsfragen Verwendung zu finden. Zweifellos spielte hierbei der Teil des Architektenmilieus eine bedeutende Rolle, der sich um den 1923 gegründeten Verband der polnischen Städteplaner (*Towarzystwo Urbanistów Polskich*, TUP) gruppiert hatte. Eine legislative Grundlage dafür war die Verabschiedung eines neuen Baugesetzes im Jahr 1928, das das Konzept allgemeiner Pläne einführte, die für „mehrere benachbarte Siedlungen“ entwickelt werden konnten.⁴²

Bereits 1929 nahm Karol Stryjeński (1887–1932), Absolvent der Eidgenössischen Technischen Hochschule Zürich, im Auftrag des TUP an der vom Ministerium für öffentliche Arbeiten in Zakopane organisierten Konferenz (sogenannte „Umfrage“) über die Entwicklung von Zakopane und des Podhale teil. In seinem Referat „Plan zum Ausbau des Podhale“ wurde das Vortragsthema als eine Angelegenheit von staatspolitischem Rang dargestellt, was durch den historisch-naturkundlich-ethnografischen Reichtum dieser Landschaft und ihr wirtschaftliches Potenzial, insbesondere im Bereich des Tourismus, gerechtfertigt sein sollte.⁴³ Stryjeński forderte die Einberufung einer Sonderkommission zur Erarbeitung eines entsprechenden Plans. Dies geschah erst 1932, als „die Entwicklungsplanung für die Region Podhale und die Westbeskiden“ in die Zuständigkeit der als ständiges Beratungsgremium des Krakauer Wojewoden berufenen Kommission für regionale Angelegenheiten des Podhale fiel.⁴⁴

Es ist symptomatisch, dass Stryjeński, der sein Referat in recht emotionaler und sentimentalaler Sprache formulierte, den Begriff des „Regio-

⁴¹ Die in der Zeitschrift „Wierchy“ geführte Diskussion bespricht ZBIGNIEW MOŁDZIERZ, Architektura i rozwój przestrzenny Zakopanego 1600–2013, Zakopane 2013, S. 280–286.

⁴² Rozporządzenie Prezydenta Rzeczypospolitej z dnia 16 lutego 1928 r. o prawie budowlanym i zabudowaniu osiedli [Verordnung des Präsidenten der Polnischen Republik vom 16. Februar 1928 über das Baurecht und den Siedlungsbau], Dziennik Ustaw, 1928, Nr. 23, Pos. 202.

⁴³ Sprawy Tatr. Rozwój Podhala i Zakopanego. Protokół ankiety odbytej w Zakopanem z inicjatywy Ministerstwa Robót Publicznych w dniach 8, 9 i 10 marca 1929 r., bearb. v. STANISŁAW LENARTOWICZ / MIECZYSŁAW ORŁOWICZ, Warszawa 1930, S. 69–86.

⁴⁴ Die Kommission selbst wurde 1928 auf Initiative des Wojewodschaftskonservators Bogdan Treter gegründet. Das Gremium hatte zunächst einen niedrigen Status. ANTONI JACKOWSKI, Instytut Geograficzny Uniwersytetu Jagiellońskiego i początki planowania przestrzennego oraz regionalnego w Krakowie (do 1945 r.), in: Gospodarka i Przestrzeń. Prace dedykowane Profesor Danucie Ptaszyckiej-Jackowskiej, hg. v. BOLESŁAW DOMAŃSKI / WŁODZIMIERZ KUREK, Kraków 2009, S. 123–156, hier S. 128.

nalplans“ noch nicht verwendete.⁴⁵ Zur gleichen Zeit begann Stanisław Różański (1899–1981), Absolvent der Polytechnischen Universität Lemberg, diesen zu nutzen. Seit 1924 als Vertreter des Verbands der polnischen Städteplaner, der eine Studienreise durch die USA und Deutschland unternommen hatte, begann er den Begriff der „Region“ in rein technischem Sinn zu verwenden – als eines „Terrains der Stadtexpansion“ (s. Abb. 6).⁴⁶

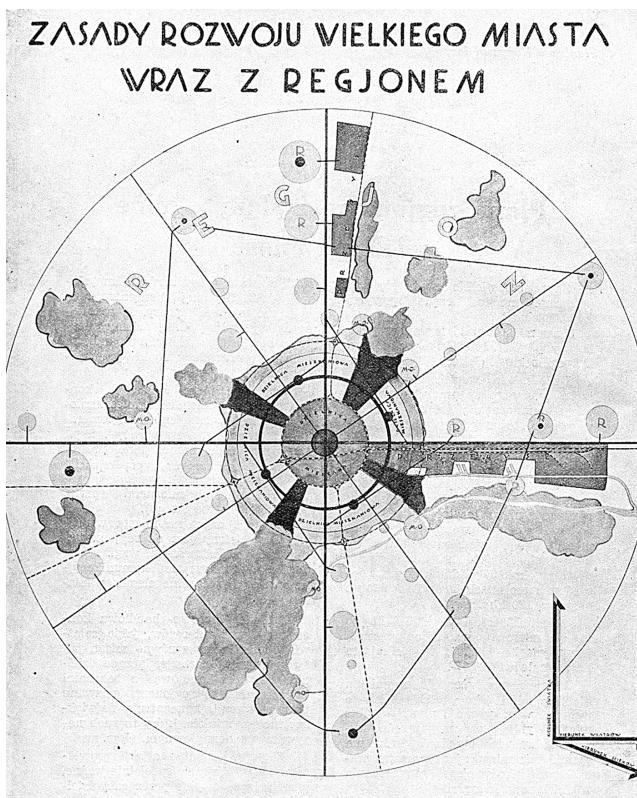


Abb. 6: Prinzipien der Entwicklung einer Großstadt mit ihrer Region

⁴⁵ Diese Bezeichnung trat erst nachträglich in seinem Referatstitel in der publizierten Textvariante auf.

⁴⁶ STANISŁAW RÓŻAŃSKI, Plany regionalne i plany ogólne wielkich miast, in: Zagadnienia urbanistyki w Polsce. Sprawozdanie z I-ej konferencji Towarzystwa Urbanistów Polskich. Kraków / Katowice, 2, 3, 4 października 1930, Warszawa 1931, S. 29–36, hier S. 35.

Ein „Regionalplan“ sollte Lösungsweisen von Problemen „wirtschaftlicher, hygienischer, gesellschaftlicher, verkehrstechnischer u. ä. Natur“ vorschlagen.⁴⁷ Es ist deutlich zu erkennen, dass eine derart kategorisch technokratische Herangehensweise an die Frage der Region den Vorstellungen der Behörden entgegenkam. Diese beschlossen, Planungsbüros einzurichten, um in erster Linie die räumlichen Entwicklungspfade von Großstädten und Gebieten mit großen Infrastrukturinvestitionen festzulegen. Auf Beschluss des Ministeriums für öffentliche Arbeiten vom 1. Oktober 1930 wurde unter der Leitung von Rózański das Büro für die Warschauer Regionalplanung eingerichtet. In den folgenden Jahren wurden für Łódź (Łódź) und das Küstengebiet (1931), Posen (1932) sowie das Oberschlesische Kohlebecken (1933) ähnliche Einrichtungen geschaffen. Erst 1934 wurden auf Initiative des Freundeskreises des Huzulenlandes (*Towarzystwo Przyjaciół Huculszczyzny*) die ersten Büros für nicht urbanisierte Regionen geschaffen: das Huzulenland, das Podhale und die Westbeskiden.⁴⁸

Die international am meisten beachtete Manifestation der polnischen Regionalplanung der ersten Hälfte der 1930er Jahre war die von Szymon Syrkus (1893–1964) und Jan Chmielewski (1895–1974) entwickelte Studie „Warszawa funkcjonalna“.⁴⁹ Diese Arbeit bildete den Versuch einer synthetischen, ganzheitlichen Darstellung der Vision der räumlichen Entwicklung der „Warschauer Region“ – in Wirklichkeit einer Stadt von lockerer, streifenartiger Raumstruktur mit einem System von verstreut liegenden Verkehrsknotenpunkten – basierend auf einer eingehenden Analyse ihrer geografisch-verkehrstechnischen Voraussetzungen im nationalen und europäischen Kontext. Syrkus, einer der Hauptvertreter der polnischen Architektur-Avantgarde, brachte seine Kenntnisse über die Prinzipien einer funktionalen Stadt ein, die 1933 auf dem 4. Internationalen Kongress für moderne Architektur erörtert worden waren. Chmielewski

⁴⁷ DERS., *Plany regionalne*, in: *Osiedle Mieszkanie Dom*, 1929, Nr. 2, S. 2–4, hier S. 2.

⁴⁸ STANISŁAW M. ZAWADZKI, *Planowanie regionalne w Polsce 1928–1939*, in: *Biuletyn – Komitet Przestrzennego Zagospodarowania Kraju* 11 (1971), 62, S. 9–55 (dort eine Übersicht über den Forschungsstand).

⁴⁹ Kritische Ausgabe: *Warszawa funkcjonalna. Przyczynek do urbanizacji regionu warszawskiego*, hg. v. JAN CHMIELEWSKI u. a., Warszawa 2013, insbes.: MACIEJ CZERDYS u. a., *Wyzwanie z przeszłości. Przedmowa do nowego wydania*, in: Ebd., S. 13–58. Vgl. auch MARTIN KOHLRAUSCH, *Warszawa Funkcjonalna. Radical Urbanism and the International Discourse on Planning in the Interwar Period*, in: *Races to Modernity. Metropolitan Aspirations in Eastern Europe, 1890–1940*, hg. v. JAN C. BEHREND / MARTIN KOHLRAUSCH, Budapest / New York 2014, S. 205–233.

lewski wiederum, ein Schüler von Sosnowski, war Mitarbeiter und späterer Nachfolger von Różański als Leiter des Büros für die Warschauer Regionalplanung (ab 1936). Er wurde allgemein für seine Intuition sowie seine weitsichtigen und scharfsinnigen Ideen wertgeschätzt. Interessanterweise verfeinerte Chmielewski diese Fähigkeiten, als er an dem Grundlagenwerk des polnischen Regionalismus arbeitete – das Thema seiner Dissertation 1930 war „Zakopane vor dem Hintergrund des Entwicklungsplans des Oberen Podhale“ (*Zakopane na tle planu zagospodarowania Skalnego Podhala*).⁵⁰

In den letzten Vorkriegsjahren kam es zu einer strengeren Unterordnung der Raumplanung gegenüber der Wirtschaftspolitik der Regierung. Mit der Änderung des Baugesetzes im Jahr 1936 wurde das Konzept des „Regionalentwicklungsplans“ eingeführt, der nach Ermessen des Innenministeriums ausgearbeitet werden sollte, wenn dies aufgrund „wirtschaftlicher Bedingungen, der Notwendigkeit des Ausbaus von Siedlungen bzw. des öffentlichen Interesses“ erforderlich würde.⁵¹ Für die einzelnen Bezirke des Landes wurden neue Büros für Regionale Bebauungsplanung eingerichtet. Im Kabinett des stellvertretenden Premierministers wurde das Büro für Nationalplanung als beratendes Gremium berufen, dessen Mitglied u. a. Jan Chmielewski war. Das bekannteste Ergebnis der damals geleisteten Arbeit war der hastige und unvollendet gebliebene Ausbau des Zentralen Industriegebiets (COP)⁵² – einer neuen Wirtschaftsregion, deren Grenzen von strategischen und logistischen Überlegungen bestimmt waren.⁵³ Zugleich wurde unter den geschilderten Gegebenheiten die Sensibilität der Architekten für die Thematik des Kulturlandschaftsschutzes neu definiert, die in der Periode der intensiven Industrialisierung der Nachkriegszeit an Bedeutung gewinnen sollte.

⁵⁰ ADAM KOTARBIŃSKI / JAKOBINA KOWALCZYK, Bibliografia prac profesora Jana Chmielewskiego, in: *Początki planowania przestrzennego w Polsce*, Warszawa 1979, S. 7–11, hier S. 7.

⁵¹ Ustawa z dnia 14 lipca 1936 r. o zmianie rozporządzenia Prezydenta Rzeczypospolitej z dnia 18 lutego 1928 r. o prawie budowlanym i zabudowaniu osiedli [Gesetz vom 14. Juli 1936 zur Änderung der Verordnung des Präsidenten der Polnischen Republik vom 18. Februar 1928 über das Baurecht und den Siedlungsbau], *Dziennik Ustaw*, 1936, Nr. 56, Pos. 405.

⁵² Der Ausbau des Zentralen Industriegebiets (*Centralny Okręg Przemysłowy*), konzipiert um die Industrialisierung in Süd- und Zentralpolen voranzutreiben, war eines der größten wirtschaftlichen Unterfangen der Zweiten Polnischen Republik [Anm. d. Ü.].

⁵³ MARCIN FURTAK, COP. Centralny Okręg Przemysłowy 1936–1939. Architektura i urbanistyka. Kraj – Region – Miasto – Fabryka – Osiedle – Budynek, Kraków / Łódź 2014.

Dies wird in den Worten von Zygmunt Novák (1897–1972) spürbar, der in den 1930er Jahren den Bau des Staudamms von Roźnów, eines wichtigen Bausteins des Zentralen Industriegebiet-Projekts überwachte und nach dem Krieg zu einem der Gründer der Krakauer Schule für Landschaftsarchitektur wurde:

„Das Bewusstsein, was dies für eine unglaublich romantische Welt ist, voller historischer Denkmäler, Naturwunder und menschlicher Aktivitäten, beginnend mit der Urgeschichte, die hier so eng mit der Natur verbunden sind, war ein unglaublicher emotionaler Ansporn, zu retten, was möglich ist, unter den technokratischen und erstaunlich naiven Ideen der Ingenieure eine angemessene Form für das zukünftige Stauseeufer zu finden.“⁵⁴

Es lässt sich also resümieren: Vor dem Zweiten Weltkrieg eröffneten sich in Polen Karrierewege für Experten unter den Architekten, die bei ihrer beruflichen Tätigkeit eine direkte Beteiligung an der Regionalplanung, die den wirtschaftlichen Bedürfnissen des Staates diente, mit der Mission verbanden, das auszuwählen und zu schützen, was sie für das natürliche und kulturelle Erbe des Landes hielten.⁵⁵

Bereits nach Kriegsausbruch wurden im Untergrund an der Technischen Universität Warschau zwei bahnbrechende Dissertationen erstellt, die als wichtige Beiträge zur wissenschaftlichen Problematisierung des Regionalismus in Architektur und Stadtplanung angesehen werden können: „Regionen des ländlichen Bauwesens in Polen“ (*Regiony budownictwa wiejskiego w Polsce*) von Gerard Ciołek (1909–1966) und „Die polnische Kleinstadt als Thema der Stadtplanung“ (*Miasteczko polskie jako zagadniecie urbanistyczne*) von Kazimierz Wejchert (1912–1993).⁵⁶

Wie die berufliche Tätigkeit von Architekten und Stadtplanern, die in den 30er Jahren des 20. Jahrhunderts an der Regionalplanung sowie an der Erforschung der Besonderheiten des Regionalbaus mitgewirkt hatten, in der Volksrepublik Polen verlief, geht über den Rahmen dieses Textes

⁵⁴ ZYGMUNT NOVÁK, Wspomnienia o organizacji Biura i Komisji Regionalnego Planu Okręgu Krakowskiego. Lata 1936–1939, in: MARIA ŁUCZYŃSKA-BRUZDA / DERS., Zygmunt Novák 1897–1972. Twórca krakowskiej szkoły architektury krajobrazu. Wspomnienia, Kraków 1992, S. 69–73, hier S. 71.

⁵⁵ Die Verflechtung der wirtschaftlichen und kulturellen Bedingungen in der Regionalplanung der 1930er Jahre präsentierte ŁUKASZ HEYMAN, Planowanie i krajobrazy. Karpaty Wschodnie w relacjach prasy w latach 1934–1939, in: Teka Komisji Urbanistyki i Architektury 22 (1988), S. 201–205; 23 (1988–1989), S. 107–113.

⁵⁶ GERARD CIOŁEK, Regionalizm w budownictwie wiejskim w Polsce (przedsruk pracy archiwalnej), 2 Bde., Kraków 1984; KAZIMIERZ WEJCHERT, Miasteczko polskie jako zagadnienie urbanistyczne, Warszawa 1947.

hinaus. Die Beziehungen zwischen Raum- und Wirtschaftsplanung, Denkmalschutz und Kulturlandschaft in der Nachkriegszeit bilden einen eigenen komplexen Themenkreis.⁵⁷

Hier soll nur erwähnt werden, dass Jan Chmielewski tatsächlich die Arbeit des 1945–1949 bestehenden Zentralen Raumplanungsamtes (GUAPP) leitete und sich in späteren Jahren immer wieder mit dem Studium der Tatra- und Vortatra-Region⁵⁸ befasste. Diese Region war auch Gegenstand des beruflichen Interesses von Gerard Ciołek, bekannt außerdem für die Verbreitung der Idee von Freilichtmuseen der Volksbauweise und als Gartenforscher.⁵⁹ Kazimierz Wejchert wurde wiederum vom Zentralen Raumplanungamt beauftragt, die Arbeiten zur Vorbereitung von 68 „vereinfachten Plänen für Städte in den wiedergewonnenen Gebieten“ zu leiten. Dieses in der zweiten Hälfte der 1940er Jahre geführte Projekt kann als erster Versuch angesehen werden, Leitlinien für die künftige Entwicklung von Zentren in den dazugekommenen Regionen des Landes zu entwickeln.⁶⁰ Das Lebenswerk Wejcherts und seiner Gattin Hanna Adamczewska-Wejchert ist später die von dem Ehepaar entworfenen neuen Stadt in Schlesien – Tichau (Tychy) – geworden.⁶¹

Aus dem Polnischen übertragen von Agnieszka Lindenhayn-Fiedorowicz

⁵⁷ Zu den Bedingungen der Raumplanung in der Volksrepublik Polen: MACIEJ NOWAKOWSKI / BARBARA BAŃKOWSKA, *Sto lat planowania przestrzeni polskich miast (1910–2010)*, Warszawa 2013, *passim*. Zu den besonderen Problemen, die in Zeiten des sozialistischen Realismus durch Einbeziehung historischer Traditionen der regionalen Bauweise verursacht wurden: MAREK CZAPELSKI, *Towards Socialist Architecture. Architectural Exhibitions at the Zachęta in the Years 1950–1955*, in: *Ikonotheka* 26 (2016), S. 31–61, hier S. 55 f.

⁵⁸ ADAM KOTARBIŃSKI, *Jan Chmielewski – sylwetka twórcy i zarys działalności*, in: *Początki planowania przestrzennego w Polsce*, Warszawa 1979, S. 13–68, hier S. 17–20.

⁵⁹ Zu den Aktivitäten von Gerard Ciołek: TADEUSZ MACIEJ CIOŁEK, *Gerard Ciołek i przyjaciele. Kalendarium życia i pracy 25 pasterzy krajobrazu i zabytków*, 2 Bde., Kraków 2019.

⁶⁰ Profesor Kazimierz Wejchert. *W stulecie urodzin*, hg. v. ANDRZEJ CZYŻEWSKI u. a., Tychy 2012, S. 96.

⁶¹ Es ist erwähnenswert, dass im geschlossenen Wettbewerb um die Gestaltung der Stadt Tichau im Jahr 1951 auch Tadeusz Ptaszycki (1908–1980) antrat, der vor dem Zweiten Weltkrieg von Oskar Sosnowski beauftragt worden war, an der Technischen Universität Warschau ein der Kurpengau-Bauweise gewidmetes Projekt durchzuführen, das eine Auszeichnung des Ministers für religiöse Konfessionen und öffentliche Bildung (1931) erhalten hatte. Nach dem Krieg, seit 1949, war er der Hauptarchitekt der Stadt Nowa Huta – eine der wichtigsten Investitionen des Sechsjahresplans. ANTONI JACKOWSKI, *Tadeusz Ptaszycki*, in: *Polski Słownik Biograficzny*, Bd. 29, Wrocław 1986, S. 297–299.

Abbildungsnachweis

Abb. 1: ALEKSANDER ZABIERZOWSKI, Praktyczne budownictwo wiejskie, Warszawa 1858, Tafel 37.

Abb. 2: Narodowe Archiwum Cyfrowe, Warschau (Foto aus der Sammlung des „Ilustrowany Kurier Codzienny“).

Abb. 3: EDGAR KOVÁTS, Sposób zakopański, Wien / Lwów [1899], Tafel 20.

Abb. 4: Odbudowa wsi polskiej. Projekty zagród włościańskich, wyróżnione na konkursie ogłoszonym przez C. K. O. za pośrednictwem Koła Architektów Polskich w Warszawie, Warszawa 1915, S. 4.

Abb. 5: Narodowe Archiwum Cyfrowe, Warschau, Sign. 3/1/0/8/2382.

Abb. 6: Zagadnienia urbanistyki w Polsce. Sprawozdanie z I-ej Konferencji Towarzystwa Urbanistów Polskich Kraków / Katowice, 2.–4. Oktober 1930, Warszawa 1931, S. 30.

KRZYSZTOF WASILEWSKI

REGIONALISTEN, REGIONALISTISCHE ZEITSCHRIFTEN UND DIE KONSTRUKTION VON MULTIKULTURELLEN REGIONEN AM BEISPIEL DES LEBUSER LANDES

Einführung

Das Lebuser Land, gleichzusetzen mit der jetzigen Lebuser Wojewodschaft, ist eine Region, die von oben durch administrative Entscheidungen geschaffen wurde. Ähnlich wie in allen West- und Nordgebieten des heutigen Polens führte auch hier die Veränderung der Grenzen, verbunden mit dem vollständigen Austausch der Bevölkerung, zum Bruch der historischen und kulturellen Kontinuität. Zudem wurden die natürlichen Prozesse lokaler Identitätsbildung nach 1945 durch die autoritäre Zentralmacht gebremst, die jeglicher Initiative von unten abgeneigt war. Der Regionalismus, also die Entdeckung von Geschichte, Traditionen und Kultur der eigenen Heimat, konnte sich daher erst nach 1989 richtig entfalten.

Die gesellschaftlich-politischen Veränderungen brachten nicht nur administrative Reformen, die den polnischen Staat dezentralisierten, sondern sie ermöglichten auch die Herausbildung lokaler Identitäten, die in der Übernahme und Verbreitung des Begriffs *mała ojczyzna*¹ im wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Diskurs zum Ausdruck kamen. In dem vorliegenden Aufsatz soll am Beispiel des Lebuser Landes aufgezeigt werden, welche Rolle die Regionalisten und ihre Zeitschriften bei der Konstruktion der multikulturellen Heimat spielten.

¹ Wörtlich „kleines Vaterland“, was im Deutschen dem Begriff „Heimat“ entspricht [Anm. d. Red.].

Politische Veränderungen und lokale Identität

Wie schon erwähnt, konnte sich in den West- und Nordgebieten Polens nach 1945 keine lokale Identität herausbilden. Einerseits entwarf die staatliche Propaganda ein Bild vom Lebuser Land als „wiedergewonnenes Gebiet“, aus dem alle Spuren der deutschen Vergangenheit getilgt werden sollten. Andererseits pflegte die ethnisch und kulturell differenzierte Zuwandererbevölkerung – hauptsächlich in der privaten Sphäre – ihre eigenen kollektiven Erinnerungen, die in die Zeit noch vor der Zwangs-umsiedlung zurückreichten und deshalb mit ganz anderen Orten verbunden waren als mit dem aktuellen Siedlungsgebiet.² Ein weiterer Faktor, der in den Nachkriegsjahren die Herausbildung einer lokalen Identität behinderte oder gar unmöglich machte, waren mehrere Verwaltungsreformen. Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges gehörte das Lebuser Land zunächst zur Posener Wojewodschaft, mit einer eigenen Verwaltungsnielerlassung in Landsberg an der Warthe (Gorzów Wielkopolski). Deshalb erhielt der Stadtnamen den Zusatz „Großpolnisch“ (Wielkopolski), der auf die traditionelle, jahrhundertealte Verbundenheit mit dieser Region verweisen sollte. Später, im Jahr 1950, wurde der größte Teil des Lebuser Landes an die Wojewodschaft Zielona Góra angegliedert.

Noch einmal ein Vierteljahrhundert später gab es eine weitere Veränderung, in deren Folge die Region geteilt wurde: in die Wojewodschaften Zielona Góra und Gorzów Wielkopolski. Im Jahr 1999 erschien dann die Lebuser Wojewodschaft auf der Landkarte, die ihrer geografischen Gestalt nach an die Wojewodschaft Zielona Góra der 1950er Jahre erinnert. Um die Interessen der Städte Grünberg in Schlesien (Zielona Góra) und Landsberg an der Warthe zu wahren, wurde die eine Stadt Zentrum der Selbstverwaltungsorgane, die andere – Sitz der Wojewodschaftsverwaltung.

Der Bildung der Lebuser Wojewodschaft waren spätestens seit 1990 andauernde, intensive Diskussionen über lokale bzw. regionale Anliegen und Ereignisse vorausgegangen. Schließlich gehört, wie die Soziologen meinen, das Interesse an der eigenen Region, ihrer Geschichte, ihren Traditionen und ihrer Kultur zu den Eigenschaften des Menschen, der seine eigene Heimat bewohnt. Deshalb wird man Anna Stagowska zustimmen müssen, wenn sie schreibt, dass der „Regionalismus eine Idee ist, die aus dem Bedürfnis entspringt, die kulturellen Merkmale der jeweiligen

² Vgl. ELŻBIETA SMOLARKIEWICZ, „Przerwana“ tożsamość. Odtwarzanie i tworzenie tożsamości w społeczeństwach postimigracyjnych, Poznań 2010, S. 30, 39.

Region zu bewahren und weiter zu entwickeln“.³ In zahlreichen Artikeln und Diskussionen wurde daher immer wieder erörtert, ob man überhaupt von der Identität einer Region sprechen kann, wenn diese durch politische oder administrative Beschlüsse von oben geschaffen worden war und zudem von einer derart stark segmentierten Bevölkerung bewohnt wurde. Wollte man diese Frage positiv beantworten, dann müsste man zunächst nicht nur den Begriff der Identität an sich definieren, sondern auch die geografischen, kulturellen und sozialen Grenzen der Region bestimmen. Angesichts dessen ist es nicht verwunderlich, dass die Schwierigkeiten bei der Herausbildung der Lebuser Region die Aufmerksamkeit auf kleinere Einheiten lenkten, zum Beispiel auf Städte und ihre Umgebung, die man mit der Heimat zu identifizieren begann. Daher kann man hier eine Beschleunigung von Prozessen lokaler Identitätsbildung beobachten, die sich oftmals in Opposition zu den zahlreichen administrativen Änderungen herausgebildet haben. Zugleich betrafen diese Prozesse vor allem den Bereich der Sprache, was sich dahingehend auswirkte, dass die lokalen Identitäten hier stärkeren Schwankungen unterlagen als in anderen Regionen.

Regionalistische Zeitschriften und ihre Macher

Der Diskurs über lokale Identitäten spielte sich hauptsächlich in den regionalistischen Zeitschriften ab. Dieses Pressesegment bildet eines der wichtigsten Elemente der kulturellen Landschaft einer bestimmten geografischen Region, der eingangs erläuterten Heimat (*mała ojczyzna*). Historisch betrachtet, erfüllten diese Zeitschriften diverse Funktionen; oft standen sie stellvertretend für Institutionen der regionalen Meinungs- und Kulturbildung.⁴ Zugleich aber repräsentierten sie niemals ein einheitliches Pressesegment, weshalb es in der Fachliteratur auch keine eindeutige Definition für sie gibt.

Die einzelnen Zeitschriften unterscheiden sich unter anderem in ihrem Themenspektrum, was wiederum unmittelbar mit der Leserschaft zu tun hat, an die sie sich wenden. Sie variieren außerdem im Hinblick auf ihre

³ ANNA STOGOWSKA, Regionalizm prąd umysłowy XIX i XX wieku, in: Edukacja Dorosły, 2000, Nr. 1, S. 63–70.

⁴ JOANNA NOWOSIELSKA-SOBEL, „Schlesische Monatshefte“ jako najważniejsze czasopismo kulturalne Śląska w okresie republiki weimarskiej, in: Prasa jako źródło do dziejów Śląska i Pomorza w XIX i XX wieku, hg. v. DERS. / EDWARD WŁODARCZYK, Szczecin 2005, S. 45–60.

Auflagen sowie ihre territoriale Verbreitung. Ähnlich also wie für das gesamte Segment der Regionalpresse muss man hier zwischen Titeln mit lokaler, regionaler und sogar überregionaler Reichweite unterscheiden, und zwar unter Berücksichtigung der gegenwärtigen administrativen Gliederung des Landes.⁵ Um der Komplexität dieser Lage gerecht zu werden, schlägt Ryszard Kowalczyk vor, die betreffenden Zeitschriften unter dem Aspekt ihres Inhalts und ihrer Narration zu analysieren, wobei er als Kriterium den Begriff „regionales Merkmal“ einführt. Er stellt fest:

„Dieser Begriff lenkt unsere Aufmerksamkeit insbesondere auf die Inhalte jener Zeitschriften, welche sich mit unterschiedlichem Nachdruck mit der Tradition, der Geschichte und dem Kulturerbe einer Region beschäftigen. Sie behandeln die örtlichen Sitten und Gebräuche; sie nehmen sich der Themen des gesellschaftlich-kulturellen Lebens der Einwohner an, der Aktivitäten lokaler Organisationen, kultureller und wissenschaftlicher, sowie der touristisch-landeskundlichen Einrichtungen, der Betriebe und der Verwaltung. Sie stellen die touristischen, landeskundlichen, kulturellen und wirtschaftlichen Vorzüge sowie den Erholungswert der Region heraus.“⁶

Was diese Periodika gemeinsam haben, ist, dass sie von passionierten Amateuren ins Leben gerufen und herausgegeben werden, die sich selbst als Regionalisten verstehen. Politologisch und soziologisch kann man ihre Herausgeber als Pioniere der lokalen Erinnerungskultur bezeichnen, die auf unterschiedliche Weise ihr Wissen und ihre Meinung öffentlich verbreiten wollen. Einer 2018 erschienenen Veröffentlichung über die Visionen polnischer Regionalisten entnehmen wir, dass dieser Typus „in der Regel als Forscher, Aktivist, Animateur, Liebhaber, Sammler und Folklorist wahrgenommen wird. Es geht um Personen verschiedenen Alters, mit oft unterschiedlichen Erfahrungen, Interessen und Weltanschauungen“.⁷ Ihre Rolle fokussiert sich vor allem auf die Popularisierung, Dokumentation, Bildungsarbeit, öffentliche Mobilisierung und kritische Kontrolle der Aktivitäten regierungsmäßlicher Instanzen. Mit anderen Worten: sie verstehen sich als Wächter über „den Lokalpatriotismus und den Respekt für die Tradition“.⁸

⁵ RYSZARD KOWALCZYK, *Prasa lokalna w systemie komunikowania społecznego*, Poznań 2003, S. 68–71.

⁶ DERS., *Czasopismoiennictwo regionalistyczne w Polsce – pojęcie, ideowe podstawy, cechy, zadania, typy*, in: *Przegląd Politologiczny*, 2014, Nr. 2, S. 67–92, hier S. 68.

⁷ My, regionaliści. W stronę autowizerunku, hg. v. DAMIAN KASPRZYK, Wrocław 2018, S. 7.

⁸ ROMAN ŚWIST, *Czy jestem regionalistą?*, in: Ebd., S. 37–47, hier S. 47.

Die Soziologen sind sich darüber einig, dass namentlich die Regionalisten als lokale Leader die Identität der Heimat und ihrer Bewohner gestalten. Natürlich tun sie das nicht allein, in der Regel vielmehr in Zusammenarbeit und mit Unterstützung von Verwaltungsinstitutionen, Schulen, Bildungseinrichtungen und oft auch seitens der Kirche. Zugleich aber bilden sie die stärkste bewegende Kraft, die zum Aufbau offener und bewusster emotionalen Identifikation mit dem eigenen Wohnort motiviert. Andrzej Lech, ein Experte auf dem Gebiet, konstatiert:

„Die Regionalisten leben in ihren Regionen, zu denen sie eine bewusste Bindung entwickelt haben, ohne dabei auf die Zugehörigkeit zu dem eigenen Staat, dem Kontinent oder der Welt zu verzichten. Sie wollen aktiv in der ‚Heimat‘ funktionieren, ihre tradierten Werte pflegen, ohne aber auf zivilisatorischen Fortschritt und Modernität zu verzichten.“⁹

In ihrer Aktivität an der Basis beziehen sich die Regionalisten auf das gemeinsame Gedächtnis an den Ort, mobilisieren die lokale Gemeinschaft, um sich für ihre Heimat zu betätigen, oder fördern die Versöhnung zwischen den Bewohnern beiderseits der Grenze. In der Praxis handelt es sich dabei um Exkursionen, Wiederentdeckung der Regionalgeschichte mithilfe verschiedener Medien (Bücher, Presse, Internet) sowie grenzüberschreitende Projekte; es werden beispielsweise Workshops für junge Menschen durchgeführt oder Denkmäler, Friedhöfe usw. restauriert. Obwohl diese Aktivität nicht darauf abzielt, auf Massen einzuwirken, beeinflusst sie die Denkweise lokaler Eliten und Institutionen.

In seinem Buch „Selbsternannte Konsulate. Über die emotionale Einstellung von Deutschen und Polen zu demselben Stück Land“ veröffentlichte Zbigniew Czarnuch Berichte von Regionalisten aus dem Lebuser Land, deren Aktivitäten die Grundlagen regionaler Identität schaffen.¹⁰ Von persönlichen Kontakten mit ehemaligen und gegenwärtigen Bewohnern über die Entdeckung und Popularisierung von Erinnerungs-orten bis hin zur Strukturierung von Wissen bilden diese Handlungsträger den *Bottom-up*-Rahmen eines bestimmten Ortes, der infolge dessen von einem geografischen Gebiet zu einer Region im wahrsten Sinne des Wortes wird.

⁹ ANDRZEJ LECH, [Rez.:] My, regionaliści. W stronę autowizerunku, red. Damian Kasprzyk, Fundacja Wazka, Wrocław 2018, ss. 198, in: *Zeszyty Wiejskie* 24 (2018), S. 209–213, hier S. 211.

¹⁰ ZBIGNIEW CZARNUCH, Samozwańcze konsulaty. Rzec o emocjonalnym stosunku Niemców i Polaków do tego samego skrawka ziemi, Witnica / Gorzów 2013.

Besonders in Regionen, deren historische Form längst verblasst ist, wie zum Beispiel im Lebuser Land, werden durch solche Aktivitäten kulturelle Grenzen gesetzt. Auf diese Weise werden zeitgenössische Regionalisten zu Regionsmachern. Diese Offenheit scheint besonders augenfällig bei den Regionalisten in den West- und Nordgebieten, die erst seit 1945 Teil des polnischen Staates sind. Es handelt sich dabei um Gebiete, die vor dem Hintergrund eines ethnisch weitgehend homogenen Landes als kulturell und ethnisch relativ heterogen erscheinen. Nach Jahrzehnten der „Polonisierung“ dieser Gebiete eröffnete der Umbruch von 1989 die Möglichkeit, die Geschichte der Heimat zu erforschen und bekannt zu machen, auch soweit sie von ehemaligen deutschen Bewohnern sowie anderen als den jetzt dominierenden ethnischen Gruppen geschrieben wurde. Das belegen die erwähnten Forschungen über das Milieu der Regionalisten, aus denen

„eine radikale Veränderung des Verhältnisses zur deutschen Vergangenheit spricht [...]. An die Stelle der Gleichgültigkeit trat die Neugierde und der Wille, das zu erhalten, was von den deutschen Bewohnern dieser Landschaften geblieben ist (die Friedhöfe), und derjenigen zu gedenken, welche sich vor Jahrhunderten der Entwicklung dieser Gebiete angenommen haben, und andere Versuche, auf Personen und Ereignisse aus der Vergangenheit aufmerksam zu machen. Die Akzentuierung solcher Motive in den Texten zeugt davon, dass einerseits im Milieu der Regionalisten selbst ein Wertewandel eingetreten ist, dass andererseits aber – was entscheidend ist – durch ihre Vermittlung häufig auch ein Wandel in der Denkweise der übrigen Bevölkerung in Pommern, dem Ermland, dem Lebuser Land, Schlesien und anderen Regionen folgt.“¹¹

Aus soziologischer und politologischer Sicht erscheinen Regionalisten mithin als Fürsprecher einer kulturellen Vielfalt, die sie nicht so sehr als ein Projekt verstehen, das sich auf der administrativ-politischen Ebene abspielt, sondern eher als eine spezifische Art, das Kulturerbe der Region wahrzunehmen, in der sie jetzt leben.

Die Wahrnehmung der Heimat durch das Prisma des Multikulturalismus manifestiert sich am deutlichsten auf den Seiten regionaler Magazine, die um die Wende zum 21. Jahrhundert in den Nord- und Westgebieten Polens veröffentlicht wurden. Unter den vielen Zeitschriften können wir beispielsweise folgende Titel erwähnen: „Borussia“ (Allenstein / Olsztyn), „Przegląd Polityczny“ (Danzig / Gdańsk), „Pogranicza“ (Stettin / Szczecin)

¹¹ DAMIAN KASPRZYK, Regionaliści sami o sobie – rzecz o pewnym projekcie badawczym, jego realizacji i wstępnych wnioskach, in: *Zeszyty Wiejskie* 20 (2014), S. 213–228, hier S. 220.

cin), „Trakt“ (Landsberg an der Warthe); stellvertretend für kleinere Zentren sind: „Kwartalnik Drezdenecki“ (Driesen/Drezdenko) oder „Gazeta Chojeńska“ (Königsberg in der Neumark / Chojna).¹²

In ihrer langen und reichen Geschichte wurden sie, besonders während der Teilungen Polens, zur Hauptinstanz bei der Verbreitung des Patriotismus – sowohl des lokalen als auch des nationalen. Nach Kowalczyk sind bei der Entwicklung dieser Zeitschriften drei Formen auszumachen: die allgemein informierenden Zeitschriften, die regionale Elemente enthielten, die Magazine für spezifische Gesellschaftsgruppen sowie die spezialisierten, vornehmlich wissenschaftlichen Presseformate.¹³ Dies blieb auch während der Zwischenkriegszeit bestimmend, als der Regionalismus zu einem politischen Programm wurde, das darauf zielte, die verschiedenen Teile des wiedererstandenen polnischen Staats innerlich zu integrieren. Einer der Theoretiker des Vorkriegsregionalismus, Franciszek Bujak, betonte, dass die regionalistischen Zeitschriften „die Eigentümlichkeiten und die Werte der Region“ zum Ausdruck brachten und dadurch deren Geschichte, Bevölkerung und Natur ins öffentliche Bewusstsein rückten.¹⁴

Mit noch größerem Nachdruck wurde die Ausprägung der „angemessenen“ patriotischen Bindungen der Region an den Gesamtstaat zur Zeit der Volksrepublik propagiert, als alle regionalen Gesellschaften und Vereine direkt der Zentralmacht untergeordnet wurden. Dies galt insbesondere für die nach dem Zweiten Weltkrieg „wiedergewonnenen Gebiete“ im Norden und im Westen, deren „Verbindung“ mit dem Rest des Landes Priorität hatte. Viele gegenwärtige Forscher meinen, dass die Rolle dieser Zeitschriften vor allem darin bestehe, die lokale Kultur, Tradition und Geschichte zu pflegen.¹⁵ Das bedeutet, dass regionalistische

¹² Erwähnenswert ist auch die Reihe: Deutsch-polnische Erinnerungsorte, hg. v. ROBERT TRABA / HANS HENNING HAHN, 5 Bde., Paderborn 2012–2015, die ein Kompendium theoretischen und praktischen Wissens über die multikulturellen Regionen des polnisch-deutschen Grenzlandes bildet.

¹³ RYSZARD KOWALCZYK, *Zadania czasopism o charakterze regionalistycznym w okresie zaboru pruskiego na przykładzie Wielkopolski w świetle źródeł, literatury i po-głądów XIX/XX wieku*, in: *Rocznik Prasoznawczy* 11 (2017), S. 79–96, hier S. 80.

¹⁴ FRANCISZEK BUJAK, *Czym winny stać się „Gronie“?*, in: *Gronie*, 1938, Nr. 3, S. 101–104.

¹⁵ RYSZARD KOWALCZYK, *Prasa lokalna w systemie komunikowania społecznego*, Poznań 2003; HALINA TUMOLSKA, *Kultura polityczna „małej ojczyzny“ w świetle prasy kaliskiej (1870–1914)*, Poznań / Kalisz 2006; KRZYSZTOF WASILEWSKI, *Lubuskie czasopisma regionalistyczne jako przestrzeń dialogu międzykulturowego*, in: *Mniejszości narodowe, etniczne i religijne na Ziemiach Zachodnich i Północnych. Perspektywa interdyscyplinarna*, hg. v. PIOTR J. KRZYŻANOWSKI u. a., Gorzów Wielkopolski 2020, S. 175–192.

Zeitschriften die Idee des Regionalismus in Bezug auf jeweils einen konkreten geografischen Raum, die sogenannte Heimat, umsetzen. Wie allerdings Krzysztof Kwaśniewski überzeugend darlegt, können „das Regionalbewusstsein und die regionale Ideologie nicht aus sich selbst heraus entstehen, ohne an die objektiven Merkmale eines bestimmten Territoriums anzuknüpfen“; dieses Territorium aber definiert sich besonders im Fall der West- und Nordgebiete nicht so sehr durch die aktuellen Verwaltungsgliederungen, als vielmehr durch ihre Bewohner.¹⁶

Die Konstruktion der Region

Die regionalistischen Zeitschriften, die in den 1990er Jahren entstanden, trugen den Bedürfnissen der Gesellschaft Rechnung, die sich immer intensiver für die Geschichte und Kultur ihrer Städte und Städtchen interessierte. Meistens handelte es sich dabei um nichtkommerzielle Zeitschriften, die hauptsächlich von Lehrern, Angestellten, Bibliothekaren und lokalen Autoren redigiert wurden. Redaktionsbesprechungen fanden entweder in Privatwohnungen oder in kommunalen Einrichtungen statt. Es waren vor allem die lokalen Behörden, die die Veröffentlichung regionaler Magazine finanzierten, obwohl die Mittel auf verschiedene Weise, einschließlich durch Spendenaktionen oder Anzeigen seitens privater Unternehmen, gesammelt wurden. Nur in großen Zentren hatten die der Region gewidmeten Zeitschriften eine institutionalisierte Form – dies war der Fall bei den „*Pogranicza*“ oder der „*Borussia*“. Die meisten in kleineren Städten veröffentlichten Periodika, wie das bereits erwähnte „*Kwartalnik Drezdenecki*“, beruhten jedoch auf ehrenamtlicher Arbeit. Die treibende Kraft war der Wille, insbesondere Geschichtswissen zu teilen und zu verbreiten sowie ein kollektives Bild des Heimatortes zu gestalten.

Es waren eben diese Zeitschriften, welche dadurch, dass sie die lokale Wirklichkeit zum Gegenstand öffentlicher Diskussion machten, die Identität der Einwohner formten und immer noch formen. Zugleich lohnt es sich, die regionalistischen Zeitschriften unter dem Gesichtspunkt der Entwicklung von Öffentlichkeit zu betrachten, denn sie spielen hier keineswegs nur die Rolle von Chroniken des lokalen Lebens, sondern sie kreieren es geradezu und verleihen ihm seine Eigenart. Viele der auf diese Weise diskursiv hervorgebrachten Regionen, besonders die im Westen

¹⁶ KRZYSZTOF KWAŚNIEWSKI, *Integracja społeczności regionalnej. Śląsk Opolski*, Opole 1987, S. 67.

und Norden Polens gelegenen, kennzeichnet eine bemerkenswerte Offenheit für andere Kulturen, was zweifelsohne mit der komplizierten Geschichte dieser Gebiete verbunden ist und seinen Ausdruck in der Idee eines offenen Regionalismus findet.

In der zeitgenössischen kritischen Perspektive erscheinen Begriffe wie „Ort“, „Raum“, „Nation“ oder letztendlich auch „Region“ als sehr dehbare Kategorien. Mit anderen Worten: Nation oder Region unterliegen ständigen Veränderungen – sowohl in der geografischen, administrativen und politischen Realität, d. h. durch die Veränderung der Grenzen, der ethnischen Struktur eines territorialen Verbands, des politischen Systems etc., aber auch in der diskursiven Realität, die durch kommunikative Prozesse geschaffen wird. In diesem Sinne betrachtet Eric B. White die regionalistischen Zeitschriften als einen öffentlichen Raum, der bestimmten lokalen Gesellschaften zugeschrieben ist.¹⁷ Denn auf genau diesem Forum treffen die Meinungen und Sichtweisen aufeinander, die im Zentrum der Herausbildung einer lokalen Identität stehen. Jürgen Habermas folgend kann man diese Zeitschriften als Emanation einer lokalen literarischen Öffentlichkeit betrachten. Dabei ist zu bedenken, dass im Gegensatz zur politischen die literarische Öffentlichkeit sich durch „lange Dauer“ auszeichnet. Das heißt, die hier verhandelten Fragen ergeben sich nicht nur aus den aktuell anstehenden Problemen einer Gesellschaft; vielmehr sind sie jeweils in einen breiteren Kontext eingeschrieben.¹⁸

Indem die regionalistischen Zeitschriften eine lokale literarische Öffentlichkeit schaffen, bringen sie die Region eigentlich hervor und im Prinzip auch die geläufigen Wahrnehmungen davon.¹⁹ Wie schon erwähnt, standen bereits in der Zeit der Teilungen gerade solche Titel im Zentrum der intellektuellen Debatte, indem sie einen eigenen historischen und kulturellen Raum konstruierten, oft quer zu den von den Teilungsmächten oktroyierten administrativen und gesellschaftlichen Grenzziehungen. Auch und gerade heute gilt in Bezug auf die polnischen West- und Nordgebiete (aber nicht nur für diese), dass die einzelnen Heimatregionen eher diskursiv denn als geopolitische Realitäten entstehen. Schon

¹⁷ ERIC B. WHITE, *Transatlantic Avant-Gardes. Little Magazines and Localist Modernism*, Edinburgh 2013, S. 6.

¹⁸ JÜRGEN HABERMAS, *The Structural Transformation of the Public Sphere*, Cambridge 2011.

¹⁹ KRZYSZTOF WASILEWSKI, Rola prasy lokalnej w procesie budowania tożsamości „małych ojczyzn“ na przykładzie Ziemi Lubuskiej 1945–1999, in: *Komunikologia. Teoria i praktyka w komunikacji*, hg. v. EMANUEL KULCZYCKI / MICHAŁ WENDLAND, Poznań 2012, S. 223–240.

in den 1940er Jahren charakterisierte der Soziologe Stanisław Ossowski die Region als eine kulturelle Gemeinschaft und nicht unbedingt als eine territoriale oder ethnische. Seiner Ansicht nach

„müssen wir als Quelle für das Empfinden regionaler Eigenart für das Leben der Gesellschaft spezifisch maßgebliche, kulturelle Eigenschaften der Bewohner einer Region in Betracht ziehen, die nicht notwendigerweise mit den topografischen Besonderheiten des Territoriums oder seiner historischen Vergangenheit verbunden sind“.²⁰

Für solche Regionen hielt Ossowski die Kaschubei und Masuren sowie das Oppelner Schlesien. Aus diesem Grunde kann man seine Analyse auch auf die nordwestlichen Territorien beziehen.

Als Beispiel für die Markierung von Räumen – geografischen, kulturellen, historischen usw. –, die von den Regionalisten und ihren Zeitschriften ausging, könnte hier „*Atlantyda Północy*“, zu Deutsch „*Atlantis des Nordens*“ dienen, die von dem „*Borussia*“-Kreis um Robert Traba herausgegeben wurde. Auf ähnliche Art konstruierten bzw. „entdeckten“ die „*Wissenschaftlichen Hefte*“²¹ in Landsberg an der Warthe eine vergessene Provinz – die Neumark. Der Fall von Landsberg ist insofern interessant, als die regionalistischen Initiativen, auch die Herausgabe von Periodika, ihren Anfang ohne die Anregung durch ein wissenschaftliches Milieu nahm, das es damals einfach nicht gab. Es handelte sich also wirklich um eine regionale Initiative von unten, die von Personen ausging, die nicht mit der akademischen Welt verbunden waren, wie zum Beispiel der Dichter Kazimierz Brakoniecki oder der Lehrer Zbigniew Czarnuch.

Doch trotz gewisser Unterschiede, berufen sich sowohl die „*Borussia*“ als auch die Hefte zur Neumark und zum Lebuser Land eher nicht auf die einstmais existierenden historischen Einheiten, sondern entwerfen sie neu, indem sie selektiv aus bestimmten historischen Traditionen schöpfen. Diese diskursive Form der Konstruktion von Regionen hat Adam Michnik treffend charakterisiert; er schrieb in Bezug auf die „*Borussia*“, dass sie „das versunkene Atlantis“ zu neuem Leben erwecke, „dieses multiethnische, multikonfessionelle und vielsprachige Gebiet des ehemaligen Preu-

²⁰ SZYMON OSSOWSKI, Zagadnienia więzi regionalnej i więzi narodowej na Śląsku Opolskim, in: DERS., *O ojczyźnie i narodzie*, Warszawa 1984, S. 74–134, hier S. 77.

²¹ Der vollständige Name dieser Hefte lautet: „*Zeszyty Naukowe. Nowa Marchia – Prowincja Zapomniana – Ziemia Lubuska – Wspólne korzenie / Die Neumark – eine vergessene Provinz – Lebuser Land – die gemeinsamen Wurzeln*“ [Anm. d. Red.].

ßens, des Ermlands und Masurens“.²² Die Formulierung des Chefredakteurs der „Gazeta Wyborcza“ trifft präzise die Grundidee der meisten regionalistischen Zeitschriften in Polen, die an der Wende vom 20. zum 21. Jahrhundert erschienen. Wenn der Regionalismus, wovon schon die Rede war, sowohl in der Zwischenkriegszeit als auch in den Jahren der Volksrepublik dem Ziel diente, die einzelnen Teile des Staates politisch, gesellschaftlich und kulturell zu integrieren, so trat nach der Wende von 1989 die Vision eines „offenen“ Regionalismus in den Vordergrund.

Der Schriftsteller Leszek Saruga meint, dass diese Offenheit eine Notwendigkeit der neuen Zeiten darstelle, als es nach vier Jahrzehnten Volksrepublik Polen darum ging, sich im Geiste des „jagiellonischen Models [polnischer] Staatlichkeit nationalistischen Haltungen zu widersetzen, Achtung für Andersartigkeit und Respekt für das Gesamterbe zu zeigen“.²³ Robert Traba wiederum, einer der Begründer des Projekts „Atlantis des Nordens“, legt besonderen Wert auf ein „Aufrütteln, eine neue Sicht auf uns selbst, auf die Region, auf Polen und Europa“. Auf diese Weise erweiterte der „offene“ Regionalismus die bisherige Definition des Regionalismus, der in seiner traditionellen Form „sich sehr deutlich auf folkloristische Motive bezog“. In Abgrenzung davon argumentiert Traba:

„Mir scheint, dass der Sinn des ‚offenen‘ Regionalismus in der Formel ‚Geschichte als Dialograum‘ enthalten ist, also auf der Bereicherung dieses gemeinsamen Kanons beruht. Nicht nur die Region ist der Bezugspunkt, sondern auch andere gesellschaftliche, kulturelle oder sonstige Gruppen.“²⁴

Wie schon angedeutet, eines der konstitutiven Merkmale des offenen Regionalismus bildet das Prinzip der Multikulturalität. Allgemein wird sie als „die gleichzeitige Präsenz mehrerer Kulturen in einem gegebenen demokratischen gesellschaftlichen Raum definiert – von Kulturen, welche untereinander auf vielen Ebenen interagieren“.²⁵ Nach Anna Śliz und Marek Szczepański verstehen wir unter Multikulturalität heute vor allem

²² ADAM MICHNIK [Diskussion mit], Co zostało z rebelii prowincji? O współczesnych wyzwaniach dla kultury, in: *Borussia*, 2012, Nr. 51, S. 5–9, hier S. 8.

²³ LESZEK SZARUGA, *Dochodzenie do siebie. Wybrane wątki literatury po roku 1989*, Sejny 1997, S. 15.

²⁴ ROBERT TRABA, „Otwarty regionalizm“ – praktyczna filozofia obywatelska, in: *50/20. Szkice i eseje na dwudziestolecie Miedzynarodowego Centrum Kultury*, Kraków 2011, S. 378–387.

²⁵ ANNA ŚLIZ / MAREK S. SZCZEPAŃSKI, *Wielokulturowość. Perspektywa konfliktu czy szansa koegzystencji?*, in: *Wielokulturowość. Konflikt czy koegzystencja?*, hg. v. DENS., Warszawa 2011, S. 13–47, hier S. 14.

das Gegenteil von Isolation, also Offenheit und eine Welt, „in der sich die Kulturen vermischen“. Wie verhält sich demnach das vom offenen Regionalismus vertretene Konzept der Multikulturalität zu der gegenwärtigen Realität des polnischen Staats? Hier ist zu beachten, dass die polnischen West- und Nordgebiete, wo die Vision eines neuen Regionalismus am stärksten akzentuiert wurde, eigentlich monoethnische Regionen sind, ähnlich wie im Grunde das ganze Staatsterritorium Polens. Obwohl im heutigen Polen 13 nationale und ethnische Minderheiten unterschieden werden, repräsentieren diese insgesamt weniger als drei Prozent der Landesbevölkerung. Das bedeutet, dass in Bezug auf das heutige Polen von der Multikulturalität allenfalls als einem diskursiven Phänomen die Rede sein kann. Das betrifft sowohl die gesamtstaatliche Perspektive als auch die regionale. Im letzteren Fall heißt das: So wie die regionalistischen Zeitschriften die Region diskursiv konstruieren und deren geografische Grenzen markieren, schreiben sie ihr auch ihre bestimmten kulturellen Merkmale zu. Für den offenen Regionalismus als einer politischen und gesellschaftlichen Idee sind jene kulturellen Merkmale auf einen Begriff von Multikulturalität ausgerichtet, was in den Aktivitäten der Regionalisten zum Ausdruck kommt.

Die regionalistischen Zeitschriften, die diese Multikulturalität konstruieren, repräsentieren insofern einen Raum der interkulturellen Kommunikation. Dies zeigt sich deutlich bei den oben genannten Titeln, in denen neben polnischen Autoren auch deutsche Journalisten publizierten. Darüber hinaus gab es zweisprachige Ausgaben – polnisch und deutsch – wie „Trakt“ oder „Die Neumark – eine vergessene Provinz – Lebuser Land – die gemeinsamen Wurzeln“. Der Multikulturalismus wurde auch mittels der Themenwahl konstruiert, einschließlich der Erinnerung an die Geschichte vor 1945 oder der Hervorhebung des gegenwärtigen ethnischen Mosaiks der Heimat.

Hinter der allgemeinsten Definition dessen steht das Verständnis, dass sich die Vertreter verschiedener Kulturen untereinander verständigen.²⁶ Das mag zum Beispiel die Kommunikation zwischen Angehörigen verschiedener ethnischer Gruppen betreffen, aber auch die zwischen Angehörigen unterschiedlicher sozialer Gruppen oder zwischen Vertretern unterschiedlicher Wertesysteme. In dem uns hier interessierenden Fall geht es bei transkultureller Kommunikation (*intercultural communication*) vor allem um die Verständigung zwischen verschiedenen nationalen bezie-

²⁶ JAN MIKUŁOWSKI-POMORSKI, Komunikacja międzykulturowa. Wprowadzenie, Kraków 1999, S. 11.

hungsweise ethnischen Gruppen. Nach Magdalena Ratajczak hängt das Gelingen transkultureller Kommunikation von vielen Faktoren ab, darunter vor allem der Kommunikationsfähigkeit, der Toleranz, der Bereitschaft, die anderen zu akzeptieren sowie der Offenheit gegenüber Menschen mit anderen Kulturen.²⁷ Dabei betreffen diese Anforderungen alle an dem Kommunikationsprozess Beteiligten.

Der Erfolg dieses Prozesses kann durch das Beharren auf negativen Vorstellungen vom Anderen in Frage gestellt werden, also durch das Fortwirken von Stereotypen, von Nationalismus, Rassismus oder von grundsätzlicher Abneigung gegen Verständigungsprozesse. In der Forschung werden gelegentlich auch weitere kontraproduktive Faktoren genannt: die Idealvorstellung von einer ethnischen Homogenität der Gesellschaft, kultureller Konservatismus, negative historische Erfahrungen bei der Begegnung mit Fremden.

Die Idee eines offenen Regionalismus befördert nicht nur die interkulturelle Kommunikation im Allgemeinen, sondern scheint eine wunderbare Basis für den Dialog in der Heimatregion zu sein. Obwohl man diese beiden Prozesse oft für identisch hält, so gilt doch, dass es im ersten Fall durchaus zu Konflikten kommen kann, während im zweiten Fall eine Verständigung das Resultat sein sollte. Shiv Ganesh und Prue Holmes betonen, dass für den interkulturellen Dialog mehr als nur gewöhnliche Toleranz gegenüber dem Fremden notwendig sei, da es hier um die Struktur der Kommunikation selbst gehe.²⁸ Das Konzept des interkulturellen Dialogs ist stark politisch aufgeladen, denn es postuliert das friedliche Nebeneinander der Vertreter verschiedener Kulturen. Es ist also eines der Fundamente einer multikulturellen Gesellschaft. Die im Jahre 2001 verabschiedete Allgemeine Erklärung der UNESCO zur kulturellen Vielfalt

„bekräftigt, dass der Respekt vor der Vielfalt der Kulturen, Toleranz, Dialog und Zusammenarbeit in einem Klima gegenseitigen Vertrauens und Verstehens zu den besten Garanten für internationalen Frieden und Sicherheit gehören.“²⁹

²⁷ MAGDALENA RATAJCZAK, Różnorodność kulturowa w mediach. Doświadczenia europejskie, Warszawa 2012, S. 16.

²⁸ SHIV GANESH / PRUE HOLMES, Positioning intercultural dialogue theories, pragmatics, and an agenda, in: Journal of International and Intercultural Communication 4 (2011), 2, S. 81–86, hier S. 81.

²⁹ Allgemeine Erklärung zur kulturellen Vielfalt, verabschiedet auf der 31. UNESCO-Generalkonferenz, Paris, 2001, https://unesco.de/sites/default/files/2018-03/2001>Allgemeine_Erkl%C3%A4rung_zur_kulturellen_Vielfalt.pdf (Zugriff: 14. September 2020).

Ähnlich äußert sich der Europarat:

„Der Dialog zwischen den Kulturen, die älteste und grundlegendste Form demokratischer Konversation, ist ein Gegenmittel gegen Ablehnung und Gewalt. Ihr Ziel ist es, ein friedliches und konstruktives Zusammenleben in einer multikulturellen Welt zu ermöglichen und ein Gefühl der Gemeinschaft und Zugehörigkeit zu entwickeln.“³⁰

So hat dieser Dialog normativen Charakter: Er verweist auf den gewünschten Zustand der interkulturellen Kommunikation.

Multikulturelle Heimaten im Lebuser Land

Von den regionalistischen Zeitschriften, die nach 1989 im Lebuser Land, das heißt, in der heutigen Lebuser Wojewodschaft erschienen, verdienen besonders zwei erwähnt zu werden. Die erste, „Trakt“, erschien in den Jahren 1991–2006 in Landsberg an der Warthe und beschäftigte sich mit den Landschaften, die zur Wojewodschaft Gorzów gehörten. Die geografische Zuständigkeit der Zeitschrift wurde nicht besonders strikt gehandhabt; die Autoren bezogen sich in ihren Texten sowohl auf administrative Einheiten aus früheren Epochen als auch auf solche Landschaften, welche nur in der diskursiven Sphäre existierten. In der ersten Nummer betonte die Redaktion, dass die Zeitschrift

„aus der gesellschaftlichen Notwendigkeit entstanden ist, das zu dokumentieren, was in der Region wichtig und dauerhaft ist, in der Absicht, jedem Einwohner die Möglichkeit zu bieten, sich mit den Besonderheiten und dem Reichtum dieser Landschaften vertraut zu machen. Der Charakter der Zeitschrift bestimmt, mit welchen Materialien wir ihre Spalten füllen werden: Dies werden Beiträge von dauerhafter Aktualität sein, die sich auf Quellen stützen und dokumentiert sind.“³¹

„Trakt“ wurde von erfahrenen Regionalisten und Journalisten ins Leben gerufen, die zum Umkreis des lokalen Kulturvereins (*Gorzowskie Towarzystwo Kultury i Sztuki*) gehörten.

³⁰ Im englischen Original: The concept of intercultural dialogue, hg. v. Council of Europe, https://coe.int/t/dg4/intercultural/concept_en.asp (Zugriff: 14. September 2020). Ähnlich auch: Weißbuch zum Interkulturellen Dialog „Gleichberechtigt in Würde zusammenleben“, hg. v. Europarat, Straßburg 2008, deutsche Übersetzung: Auswärtiges Amt, 2009, S. 3, https://coe.int/t/dg4/intercultural/Source/Pub_White_Paper/WhitePaper_ID_GermanVersion.pdf (Zugriff: 14. September 2020).

³¹ Od redakcji, in: Trakt, 1991, Nr. 1, S. 3.

rzystwo Kultury) gehörten: Zbigniew Czarnuch, Magdalena Ćwiertnia, Krystyna Kamińska, Stefania Kiełbasiewicz (Chefredakteurin), Zdzisław Linkowski, Bohdan Tołkacz.

Die zweite regionalistische Zeitschrift, die Beachtung verdient, ist das „*Kwartalnik Drezdenecki*“, das 1995–2017 erschien. Diese am längsten im Lebuser Land herausgegebene Zeitschrift konzentrierte sich auf ein exakt definiertes geografisches Territorium, nämlich auf die Kleinstadt Driesen und ihre Umgebung. Ihr Chefredakteur Zygmunt Marcinkowski führte aus:

„Wir hoffen, dass unsere neue Zeitschrift den interessierten Lesern helfen kann, sich mit der historischen Wahrheit über die Geschichte dieses uralten piastischen Landes an der Netze [Noteć] vertraut zu machen, dass sie dabei helfen wird, dessen Schönheit und seinen Freizeitwert zu entdecken. Nur eine sich ihrer Geschichte bewusste Gesellschaft, gefühlsmäßig vereint durch gemeinsame Werte, frei verfügend über vielfältige Formen der Selbstorganisation und Selbstverwaltung sowie über die Möglichkeiten, ihre Erfahrungen und Erwartungen zum Ausdruck zu bringen, kann den Herausforderungen der Gegenwart und der Vergangenheit gerecht werden.“³²

Zu den Redakteuren gehörten neben dem schon erwähnten Marcinkowski unter anderem: Danuta Białas, Maria Borenstein, Beata Łesak, Andrzej und Stanisław Talarczyk, Tomasz Walczak. Offizieller Herausgeber war der Verein für die Entwicklung des Driesener Landes, der seine Aktivitäten hauptsächlich aus Beiträgen, privaten Spenden und kommunalen Subventionen finanzierte. Gerade der Mangel an finanzieller Stabilität sowie der Mangel an Nachfolgern, die bereit waren, weiter mit der Zeitschrift zusammenzuarbeiten, führten zu einer Unterbrechung ihrer Veröffentlichung in den Jahren 1998–2000 und ihrer endgültigen Einstellung im Jahr 2017.

Diese beiden regionalistischen Zeitschriften eignen sich aus mehreren Gründen für eine tiefergehende Analyse des interkulturellen Dialogs. Erstens gehörte „Trakt“ zu den Pionieren dieses Pressesegments in der Region; die Zeitschrift setzte nicht einfach die Tradition früherer, unter strikter Kontrolle stehender Regionalzeitschriften der Jahre vor 1989 fort, sondern entwickelte sie auf innovative Weise weiter. Das „*Kwartalnik Drezdenecki*“ wiederum war mehr als zwei Jahrzehnte, also besonders lange, präsent und konnte so die lokale Öffentlichkeit maßgeblich mitgestalten. Zum zweiten repräsentierten die beiden Zeitschriften anfänglich

³² ZYGMUNT MARCINKOWSKI, Drodzy Czytelnicy!, in: *Kwartalnik Drezdenecki*, 1995, Nr. 1, S. 3.

unterschiedliche Programme. Wenn „Trakt“ von Anfang an für einen multikulturellen Blick auf die Vergangenheit wie auch auf die Gegenwart stand, so blieb das „Kwartalnik Drezdenecki“, wenigstens in den ersten Jahren, ganz auf polnischen, d. h. nationalen Aspekten der Heimatgeschichte konzentriert und marginalisierte auf diese Weise alle anderen.

Die folgende Analyse der beiden Zeitschriften ist ausschließlich qualitativer Natur. Sie zielt darauf ab, den interkulturellen Dialog in den regionalistischen Zeitschriften empirisch zu erfassen. Für die Analyse wurden exemplarisch zwei Texte ausgewählt, die die Idee des interkulturellen Dialogs vielleicht am besten wiedergeben. Dabei darf nicht vergessen werden, dass ein Dialog den Konflikt oder die Kontroverse nicht ausschließt. Wenn ein interkultureller Dialog in einem Text nachweisbar ist, dann bedeutet dies nicht, dass dies auch für die anderen Texte gelten muss. Nach Habermas besteht das wichtigste Merkmal des Dialogs in einem Konsens zwischen beiden Seiten über den Dialogkontext und das verhandelte Thema. Gleichzeitig setzt der Dialog nicht unbedingt die faktische Anwesenheit von Vertretern unterschiedlicher Kulturen als Verfasser der Texte voraus. Vielmehr wurde davon ausgegangen, dass man von dem Thema und dem Inhalt einer Botschaft, welche die Multikulturalität einer imaginierten Region berücksichtigt, an sich auf einen interkulturellen Dialog schließen kann.

Wie bereits erwähnt, war „Trakt“ von Anfang an auf Zusammenarbeit eingestellt. Außer in dem zitierten Text der Redaktion kam dies am nachdrücklichsten in einem Essay von Zbigniew Czarnuch unter dem aussagekräftigen Titel „Zum Menschen hin, also in Richtung Europa“ zum Ausdruck.³³ Der Regionalist schrieb darin über die schwierige deutsch-polnische Geschichte, besonders im Grenzland, wo die Ankunft einer Bevölkerungsgruppe mit der Zwangsaussiedlung der anderen verbunden war. Der Text knüpft an den offenen Regionalismus an, besonders bei der diskursiven Konstruktion der Region:

„Bevor das Konzept des ideologischen Patriotismus geboren wurde, war die Region Gorzów eine solche natürliche, weiche Grenze zwischen Polen und Deutschland.“

Der zitierte Beitrag forderte, die Region auf der Grundlage der Offenheit nicht nur gegenüber dem deutschen Nachbarn, sondern überhaupt gegenüber dem anderen aufzubauen. So erklärt Zbigniew Czarnuch:

³³ ZBIGNIEW CZARNUCH, W stronę człowieka, w stronę Europy, in: *Trakt*, 1991, Nr. 1, S. 4–6, hier S. 6.

„Die private Heimat [...] hat sich in der Geschichte als ein Phänomen des friedlichen Zusammenlebens von Menschen unterschiedlicher Konfessionen, Nationalitäten und sozialer Profile bewährt. Das dauerte solange, bis im Städtchen oder im Dorf ein Apostel der ideologischen Heimat erschien, deren Definition sich nach den Interessen der politischen Klasse richtete.“³⁴

Eine so konstruierte Region kann man zweifellos als einen Ort bezeichnen, der den interkulturellen Dialog unterstützt.

Bei der Analyse des Textes ist der politische Kontext zu bedenken, in dem er entstand. Seit dem Beginn des gesellschaftlich-politischen Wandels in Polen waren nicht einmal zwei Jahre vergangen; seit der Vereinigung Deutschlands gerade ein Jahr, desgleichen seit der Unterzeichnung des Vertrags zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der Republik Polen über die Anerkennung der bestehenden Grenzen. Auf beiden Seiten gab es also noch verständliche Vorbehalte gegen die Anknüpfung partnerschaftlicher Beziehungen, zumal auf lokaler Ebene, wo Partnerschaft aus Freiwilligkeit erwachsen musste und nicht unter politischem Druck. Wie die Forschung gezeigt hat, hielten sich damals (wie übrigens auch heute noch) zahlreiche ethnische Stereotype auf beiden Seiten, was naturgemäß den interkulturellen Dialog hemmen konnte. Wie man aus dem zitierten Text herauslesen kann, schuf „Trakt“ ein Forum, das den Dialog begünstigte. Freilich, wie viel von der geforderten Offenheit dann in den folgenden Nummern der Zeitschrift zur Geltung kam, ist eine andere Frage, die zu untersuchen den Rahmen dieses Artikels sprengen würde. Immerhin ist zu erwähnen, dass in den folgenden Jahren auch ausländische Autoren in der Zeitschrift publizierten und ein Teil der Beiträge in beiden Sprachen erschien.

Wie schon erwähnt, repräsentierte „Kwartalnik Drezdenecki“ nicht von Anfang an einen „offenen Regionalismus“. Es sei an den ersten Beitrag Zygmunt Marcinkowskis erinnert, der über die Vertiefung der historischen Wahrheit über „die Geschichte des uralten piastischen Landes an der Netze“ berichtet.³⁵ Dieses Textfragment schreibt sich eher in das Konzept von Regionalismus ein, das in der Zeit der Volksrepublik propagiert wurde, als die Machthaber sich der lokalen Presse bedienten, um den Piasten-Mythos zu verbreiten und die jahrhundertlange Präsenz deutscher Bevölkerung in diesen Gebieten herunterzuspielen. Mit anderen Worten, sowohl der Text des Chefredakteurs als auch andere Beiträge, die

³⁴ Ebd., S. 5.

³⁵ MARCINKOWSKI, Drodzy Czytelnicy!

sich auf die Geschichte nach 1945 konzentrierten, entsprachen einer nationalen Perspektive auf die Region, die ihrem Wesen nach eher exklusiv als inklusiv war. Allmählich änderte sich jedoch die Sicht des „Kwartalnik Drezdenecki“ auf die regionale Vergangenheit, was jedoch – und das erscheint am wichtigsten – nicht etwa auf personelle Veränderungen in der Besetzung der Redaktion zurückzuführen war, sondern auf eine Akkulturation der Vergangenheit.

Wenn die Zeitschrift anfänglich auf polnische Geschichte samt ihrer Protagonisten fokussiert war, dabei oft auf Parolen aus der Zeit der Volksrepublik zurückgriff, so wurde in den folgenden Jahren häufiger und ausführlicher über die Geschichte vor 1945 geschrieben. Von einer offeneren Sicht auf die Vergangenheit zeugt etwa die Kolumne „Aus der Geschichte“ (*Z kart historii*). Zunächst befasste sie sich lediglich mit den Akteuren und lokalen Geschehnissen der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg. Nach und nach thematisierte Marcinkowski aber auch die früheren Ereignisse. Damit öffnete sich der Kanon des lokalen historischen Gedächtnisses immer weiter und trug der komplexen Geschichte der Heimat Rechnung. In der Folge traten diskursive Veränderungen auf, die auf emotionale Bindungen an die Stadt und ihre Umgebung verwiesen, und zwar nicht nur gegenwärtig, sondern auch in Bezug auf das alte (deutsche) Städtchen und dessen ehemalige (deutsche) Einwohner. Als Beleg kann der folgende Auszug aus einem in der Zeitschrift veröffentlichten Artikel über Postkarten aus der Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg zitiert werden:

„Abgesehen von der Tatsache, dass sie uns an die Objekte erinnern, die es nicht mehr gibt, zeigen sie eine Stadt an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhunderts, in der das Leben langsam war. Der Reisende, der die Stadt besuchte, stieg an zwei bestehenden Bahnhöfen mit Restaurants oder kleinen Bars und Warteräumen aus; vor dem Hauptbahnhof stand ein schwarzer Bus an einem runden Platz mit Blumenbeeten.“³⁶

Dies sind sicherlich Worte, die die emotionale Haltung Marcinkowskis auch zur nicht-polnischen Geschichte der Stadt bezeugen. In ähnlicher Weise kann man in anderen Texten, die während der gesamten Erscheinungsdauer des „Kwartalnik Drezdenecki“ veröffentlicht wurden, eine Fokussierung auf den Ort feststellen, um dessen Geschichte und Menschen die lokale Identität aufgebaut wurde. Beiträge zur sogenannten deutschen Stadtvergangenheit wurden parallel zu solchen veröffentlicht,

³⁶ ZYGMUNT MARCINKOWSKI, Drezdenko, którego nie ma, in: *Kwartalnik Drezdenecki*, 2017, Nr. 1, S. 28.

die von Bemühungen polnischer Pioniere und ihrer Nachkommen berichteten. Problematische Themen wie die Beziehungen zwischen Deutschen und Polen in den ersten Monaten des Jahres 1945 wurden dabei gemieden. Darüber hinaus wurde bei den Beziehungen zwischen kulturell und oft ethnisch unterschiedlichen Ansiedlern eher die Zusammenarbeit als die Differenzen betont. Dies wird durch das folgende Fragment des Artikels mit dem Titel „Das Bild vom Driesen jener Tage“ gut veranschaulicht:

„Allmählich stabilisierte sich das Leben in Driesen. Obwohl im Herbst 1945 ein Teil der deutschen Bevölkerung hier noch verblieb, erregte er mit seiner zunächst hilfsbereiten Haltung Mitleid. Später, bis zum Zeitpunkt ihrer Evakuierung, wurden diese Menschen härter und zogen sich zurück. Inzwischen nahm die Anzahl der Siedler jeden Monat zu. [...] Trotz unterschiedlicher Herkunft – in der Menschenmenge erkennbar – fühlten sich die Bewohner wie im Kreis der Familie. Es kamen einfach Polen zusammen, für die das Polentum etwas Gemeinsames, Bewusstes geworden ist.“³⁷

Im Gegensatz zu „Trakt“ wurde die Schaffung einer multikulturellen Region im „Kwartalnik Drezdenecki“ differenzierter realisiert. Es gab weder direkte Hinweise auf die Notwendigkeit der Versöhnung noch wurden zweisprachige Texte gedruckt; indes wurde keine Grenze zwischen der deutschen und der polnischen Phase in der Geschichte der Stadt und ihrer Umgebung gezogen. Die Deutschen nahmen gleichberechtigt am Diskurs teil, und ihre Geschichte floss in die Geschichte der gesamten Region ein. Auf diese Weise formten die Zeitschrift und ihre Autoren eine multikulturelle Heimat, dessen Geschichte verschiedene Gemeinschaften vereinte sowie gleichzeitig bestimmte Grenzen aufzeigte.

Fazit

In Regionen, die von oben durch Beschlüsse der Zentralmacht geschaffen wurden, stieß der Prozess der Herausbildung einer lokalen Identität auf zahlreiche Schwierigkeiten. Augenfällig ist das in den polnischen West- und Nordgebieten, in denen neben vielfachen Veränderungen der Verwaltungsgliederung auch ein völliger Austausch der Bevölkerung stattgefunden hat. Es ist daher nicht verwunderlich, dass wir hier über Regio-

³⁷ DERS., Drezdenecki krajobraz tamtych dni, in: Kwartalnik Drezdenecki, 2001, Nr. 1, S. 5.

nen und Heimat am ehesten in der diskursiven Sphäre sprechen können. In dieser Sphäre nämlich tritt der fließende Charakter beider Begriffe im Hinblick auf die Gebiete, die nach 1945 in den polnischen Staat einbezogen wurden, besonders deutlich zutage.

Entsprechend sind die Regionalisten als die eigentlichen Schöpfer der Regionen anzusehen, die deren kulturelle Basis schaffen, und zwar vor allem durch ihre publizistische Tätigkeit in den regionalistischen Zeitschriften. Zugleich sind es die „Heimaten“, die sich durch einen unvereignommenen Blick auf das historisch komplexe Erbe dieser Gebiete auszeichnen und sich so in das Programm des sogenannten offenen Regionalismus einschreiben, der sich auf die Multikulturalität stützt – in der Vergangenheit wie in der Gegenwart.

Aus dem Polnischen übertragen von Monika Wrzosek-Müller

III. REGIONSMACHER IM VISIER VON WISSENSCHAFT, KUNST UND POLITIK

EWA GRZĘDA / MARIA KOŚCIELNIAK

LUDWIK ZEJSZNER UND WŁADYSŁAW ORKAN
ALS IDEENGEBER FÜR DEN EMANZIPATIONSPROZESS
DER REGION PODHALE UND DER
SUBREGION GORCE

In der Forschung über die Geschichte des polnischen Regionalismus gilt das späte 19. Jahrhundert als die Periode der Herausbildung einer dauerhaften regionalen Bewegung, derer Initiatoren vor allem Angehörige der polnischen Intelligenz waren. Magdalena Markocka bemerkt dazu in einem Artikel über „Regionalismus in Polen – Tradition und Gegenwart“, in dem sie versucht, die für Polen typischen Formen und Tendenzen des historischen Regionalismus zu systematisieren:

„Die Anfänge einer dauerhaften Regionalbewegung in Polen reichen an das Ende des 19. Jahrhunderts zurück. Sowohl die Regionalismus-Forscher als auch die Regionalisten selbst weisen darauf hin, dass es sich in der Entstehungsphase vor allem um einen kulturellen Regionalismus handelte. Seine Grundidee war mit der Situation nach den Teilungen verknüpft und schloss an den Unabhängigkeitsgedanken der romantischen Periode an. Infolge der Aufteilung des polnischen Staatsgebiets zwischen den Teilungsmächten waren die einzelnen Regionen unterschiedlichen gesellschaftlich-politischen Systemen untergeordnet worden, was die Entwicklung kultureller, gesellschaftlicher und wirtschaftlicher Bindungen erheblich erschwerte. Unter diesen schwierigen Bedingungen konzentrierte sich der Regionalismus darauf, die polnische Regionalkultur als Element der Nationalkultur zu präsentieren, mit dem Ziel, die Entwicklung des Nationalbewusstseins zu fördern. Die regionalen Aktivitäten fanden ihren Ausdruck in der Gründung von kulturellen, wissenschaftlichen, literarischen und bildungsorientierten Gesellschaften mit verschiedener Reichweite, von Museen und Presseorganen sowie von Wirtschaftsverbänden und Organisationen der Selbstverwaltung.

Die Intelligenz stellte die Gruppe dar, die sich am stärksten in der Tätigkeit der verschiedenen Organisationen engagierte. Das Handeln im Rahmen regionaler Vereinigungen gilt als kennzeichnend für den polnischen Regionalismus.“

lismus dieser Zeit. Sie standen im Zentrum des ‚Kampfs um die Bewahrung der Nationalsprache, der heimischen Kultur und der Bräuche‘. Diese Institutionen trugen dazu bei, dass sich eine wissenschaftliche Forschung über die Realitäten des Regionalismus entfaltete, und sie ermöglichen das Überdauern der Volkskultur und der regionalen Folklore. Die auf diese Weise sich herausbildende regionale Identität wurde zum Bestandteil der nationalen Identität.“¹

Ganz sicher wird man dem zustimmen müssen, doch ist anzumerken, dass der Emanzipationsprozess der Regionen im Kontext ihrer geografisch-naturräumlichen, ethnografischen und kulturellen, dann aber auch ihrer wirtschaftlich-gesellschaftlichen Eigentümlichkeit in den polnischen Ländern schon wesentlich früher eingesetzt hat. Großen Einfluss auf die Herausbildung eines regionalen Bewusstseins in der Gesellschaft und, damit verbunden, auf die Entwicklung einer regionalen Kultur und Infrastruktur hatten außerdem in dieser Anfangsphase die Erkundungsarbeit, die Publizistik und die literarische Produktion bekannter polnischer Wissenschaftler, Schriftsteller und Künstler. Zu bedenken ist die Bedeutung der damaligen Narrationen (wissenschaftliche Abhandlungen, Publizistik, Reiseliteratur, aber auch erste kritische Editionen von gezielt erfasstem volkskundlichem Material) und deren Einfluss auf die Bestimmung der geografischen Grenzen der Regionen unter Berücksichtigung ihrer naturräumlich-klimatischen sowie ethnografisch-kulturellen Besonderheiten. Hier ist festzustellen, dass viele der Forscher, Publizisten und Schriftsteller des 19. Jahrhunderts zu den Schöpfern der regionalen Identität und Mitbegründern der Regionen zuzurechnen sind, wobei Region hier als

„Synonym für eine regionale Gesellschaft verstanden wird, d. h. eine Gemeinschaft von Menschen, die einen bestimmten Typus von territorialer Vergesellschaftung repräsentiert. Das Wesen dieser Gemeinschaft besteht in der Verbindung mit einer mehr oder weniger ausgeprägten Empfindung von Besonderheit und mit einer emotionalen Beziehung zu dem Landstrich, in dem man lebt.“²

Es gibt gegenwärtig viele unterschiedliche Definitionen von Region und Regionalitäten, die jeweils verschiedene Kriterien der Klassifikation heranziehen. Als unser Ausgangspunkt dient der von Edward Chudziński in seiner Skizze „Region – Regionalismus – Lokalismus“ unternommene

¹ MAGDALENA MARKOCKA, Regionalizm w Polsce – tradycja i współczesność (wybrane zagadnienia), in: Seminare. Poszukiwania naukowe 35 (2014), 3, S. 147–157, hier S. 152 f.

² ANDRZEJ KWILECKI, Region i badania regionalne w perspektywie socjologii, in: Ruch Prawniczy, Ekonomiczny i Socjologiczny 54 (1992), 2, S. 37–48, hier S. 38.

Versuch, die polyfone Debatte etwas zu systematisieren. Chudziński schreibt unter anderem:

„Die Region, unabhängig davon, wie wir sie nennen und nach welchen Kriterien wir sie definieren, hat gewisse dauerhaft konstituierende Merkmale. Nämlich: Der Raum mit seiner eigenen Physiognomie (die Verortung im geografischen Raum) und einem eigenen Namen; dessen Bewohner, meist differenziert, mit einer dominanten Gruppe von Autochthonen, gemeinschaftliche Bindungen, eine ‚kulturelle Gegenwart‘ (Sprache oder Dialekt, eine kollektive Erinnerung, Sitten und Bräuche, Trachten, Wertesysteme, Religion), institutionalisiertes kollektives Handeln (Schule, regionale Medien, soziale Bewegungen, politische Parteien, eigene Eliten) sowie Ideologien, die gewöhnlich den Anfang für regionale Bewegungen markieren [...].

Regionen bilden die Basis für Regionalismen als gesellschaftliche Bewegungen, Ideologien und politische Strategien. Die regionalen Bewegungen verfolgten verschiedene Ziele. Die ältesten, im 19. Jahrhundert wurzelnden, mit einem starken Empfinden für die eigene Identität und Besonderheit, strebten danach, den Status quo zu erhalten, und verteidigten auf diese Weise die Region dagegen, durch Nations- und Staatsbildungsprozesse verschlungen zu werden.“³

Chudziński lenkt die Aufmerksamkeit zusätzlich auf die soziologische Spezifität oder, um es modern auszudrücken, auf die soziale Ontologie der Akteure, die sowohl Initiatoren der Emanzipationsprozesse der einzelnen Regionen waren als auch Ideengeber der polnischen regionalen Bewegungen. Er konstatiert:

„Die Geschichte aller wichtigeren gesellschaftlichen Bewegungen in Polen war seit dem 19. Jahrhundert eng mit der zu dieser Zeit sich herausbildenden neuen Schicht der Intelligenz verbunden. Nicht immer, etwa im Fall der Arbeiter- oder der Bauernbewegung, stellte sie ihre soziale Hauptbasis dar; doch rekrutierten sich aus ihr in der Regel die Initiatoren, Organisatoren, Ideologen und Anführer solcher Bewegungen, besonders in deren Anfangs- und Frühphase. Vor diesem Hintergrund zeigt sich die Rolle und die Bedeutung der Intelligenz in der regionalistischen Bewegung etwas anders. Unabhängig davon nämlich, ob wir den Regionalismus als Idee, Ideologie, gesellschaftliche Bewegung oder Forschungsrichtung verstehen – in jeder der genannten Bedeutungen ist der Regionalismus integral verbunden mit dem gesellschaftlichen, wissenschaftlichen und kulturellen Handeln dieser sozialen Schicht. Zwar erwuchs der Regionalismus auf der Basis ethnisch-kultureller Unterschiede und berief sich von Anfang an auf die Gefühle regionaler Bin-

³ EDWARD CHUDZIŃSKI, Region – regionalizm – lokalizm, in: DERS., Regionalizm, idea – ludzie – instytucje, eingeleitet v. TADEUSZ SKOCZEK, Warszawa 2013, S. 7–13, hier S. 12.

dung und Identität aller Bewohner einer Landschaft. Doch ändert dies nichts daran, dass die Intelligenz gleichzeitig Hauptadressat und Hauptträger dieser Idee war und ist.“⁴

Geht man davon aus, dass eine Fallstudie den Ausgangspunkt für weitere Forschungen bilden und auch zur Entwicklung einer Art Typologie von sich wiederholenden gesellschaftlichen und kulturellen Phänomenen beitragen kann, welche den Prozess der Herausbildung und Verstärkung der Identität der historischen Regionen Polens beziehungsweise der Emanzipation verhältnismäßig neuer, sich gerade formierender Subregionen kennzeichnen, dann erscheint es lohnend, sich mit zwei auf diesem Gebiet verdienten Mitbegründern eines integralen Konzepts der regionalen Besonderheit von Podhale – einer Region, die im 19. Jahrhundert einen markanten Emanzipationsprozess durchlaufen hat – näher zu beschäftigen: dem Geologen Ludwik Zejszner (1805–1871) sowie dem renommierten modernistischen Schriftsteller bäuerlicher Abstammung Władysław Orkan (1875–1930). Ihre wissenschaftliche, publizistische und literarische Tätigkeit beeinflusste die Konzeptualisierung der Idee von einer Podhale-Region nachhaltig, was maßgeblich zur Entwicklung integrativer Tendenzen in der Region („Podhalisierung“)⁵ beitrug, aber auch zu umgekehrten Prozessen, nämlich dass sich innerhalb der Region Podhale im weiteren Sinne die Subregion Gorce absonderte (Orkan).

Zejszner leistete als Erforscher der geologischen Struktur von Podhale, der Tatra und anderer Regionen von Mitteleuropa und zugleich als Reisender, der zahlreiche Beobachtungen zur Kultur, dem Soziolekt und den wirtschaftlichen und sozialen Lebensbedingungen der Einwohner Podhales festgehalten hat, einen wesentlichen Beitrag zur Konstruktion der topografischen Gestalt der Grenzen von Podhale und der Vorstellungen von der ethnischen und kulturellen Besonderheit der Region. Orkan wiederum gehörte der Generation an, die in den frühen 1920er Jahren bereits bewusst das Fundament für eine formalisierte regionale sowie regionalistische Bewegung in Podhale legte, und er arbeitete gezielt daran, den Landstrich an der Bergkette Gorce als Subregion zu konturieren.

⁴ Ebd., S. 14.

⁵ Nach der ersten Teilung Polens (1772) wurden aus den polnischen Ländern u. a. das Königreich Galizien und Lodomerien geschaffen; damit fiel Podhale der Habsburgermonarchie zu, unter deren Herrschaft es bis 1918 blieb. Die in Galizien lebenden Polen bemühten sich stark um ihre Autonomie und erhielten seitens der österreichischen Verwaltung auch viele Freiheiten und Rechte, was dort zur Blüte der polnischen Kultur führte. In dieser Zeit begann sich die regionale Bewegung in Podhale intensiv zu entwickeln.

Sowohl in seiner literarischen und publizistischen Tätigkeit als auch in seinem regional bezogenen öffentlichen Engagement war der Schriftsteller bestrebt, den Bedeutungsgehalt des Konzepts Podhale zu erweitern, indem er gleichzeitig die ethnisch-kulturellen Untergliederungen der Region herausarbeitete. In einer ausgewogenen Vereinigung von Podhale sah er die Chance, den kulturellen Reichtum der Teillandschaften der Region zur Geltung zu bringen.

Noch bevor jedoch am Anfang des 20. Jahrhunderts der Verband der Podhaler (1919)⁶ entstand, der sich der Entwicklung der regionalistischen Bewegung annahm, waren schon in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts polnischsprachige wissenschaftliche und publizistische Abhandlungen sowie literarische Werke und volkskundliche Beschreibungen erschienen, die das außerordentliche Potenzial der klimatischen und kulturellen Eigenart der Landschaften zwischen dem Flusstal des Dunajec und der Tatra aufzeigten. In einer Arbeit über die Kultureme Podhales erklärt Maciej Rak, dass die südliche Grenze von Podhale die Tatra bilde, die östliche der Fluss Białka, die westliche das Torfmoor von Arwa (poln.: Orawa; slow.: Orava) und der Arwa-Neumarkter Senke.⁷ Die nördliche Grenze verlaufe entlang einer Linie zwischen den Orten Spytkowice, Wysoka, Skawa, Skomielna Biała und Rabka;⁸ andere Konzepte nehmen das Gorce-Gebirge als Nordgrenze von Podhale an.

Wenn es um die Anfänge des volkskundlichen Interesses an Podhale geht, muss man vor allem an den polnischen Schriftsteller und romantischen Dichter Seweryn Goszczyński denken. Ihm wurde der Ehrentitel „Vater der Volkskunde“ Podhales zuteil, wenngleich diesen Titel eher der erst im 20. Jahrhundert gewürdigte Autor Ludwik Kamiński (oder Kamiński) verdient hätte, der Verfasser der ältesten volkskundlichen Studie über Podhale „Über die Bewohner des Tatra-Gebirges“⁹, die al-

⁶ Der Goralen-Verband entstand 1904 in Zakopane; unter seiner Ägide nahm 1906 in Krakau (Kraków) das Akademische Forum der Podhaler seine Tätigkeit auf. Im Jahre 1911 fand in Zakopane die erste Tagung des Goralen-Verbands statt, und 1919 wurde der Verband der Podhaler ins Leben gerufen.

⁷ Das einzige Dorf auf dem linken Flussufer von Białka, das zur Region Zips (poln.: Spisz; slow: Spiš) gehört, ist Nowa Biała. Die am westlichsten gelegenen Dörfer von Podhale sind nach Rak: Witów, Chochołów, Podczerwone, Kaniówka, Czarny Dunajec, Załuczne, Odrowąż und Raba Wyżna.

⁸ MACIEJ RAK, Kultury podhalańskie, Kraków 2015, S. 35.

⁹ JACEK KOLBUSZEWSKI, Wstęp, in: LUDWIK KAMIŃSKI (vel. KAMIĘŃSKI), O mieszkańcach gór tatrzańskich. Najdawniejsza monografia etnograficzna Podhala, hg. v. JACEK KOLBUSZEWSKI, Kraków 1992, S. V-XXI, hier S. V-VII.

lerdings, weil nur als Manuskript überliefert, über viele Jahre unbekannt blieb.

Zum engeren Kreis der Entdecker Podhales und zugleich zu den Voreitern bei der Schaffung eines entsprechenden regionalistischen Konzepts ist auch Ludwik Zejszner (1805–1871) zu zählen – ein renommierter polnischer Geologe von internationalem Rang, der u. a. in Warschau, Göttingen und Berlin Naturwissenschaften und Philosophie studiert hatte. Im Alter von 24 Jahren erwarb er an der Universität Göttingen mit einer Arbeit über Kristallografie den Doktorgrad. Im Jahre 1829 übernahm er den neu eingerichteten Lehrstuhl für Mineralogie an der Jagiellonen-Universität Krakau. Während der ersten vier Jahre war er intensiv mit dem Aufbau des Fachgebiets beschäftigt, u. a. veröffentlichte er ein Handbuch der Mineralogie, doch schon im ersten Jahr seiner Arbeit an der Universität unternahm er eine Expedition in die Tatra, von der ein kurzer Bericht im „Rocznik Leonarda“ erschien.¹⁰

Zejszner konzentrierte sich in seiner langjährigen empirischen Forschungsarbeit hauptsächlich auf das Gebiet Tatra-Podhale; er kooperierte und teilte seine Erfahrungen mit den bekanntesten Geologen Mittel- und Westeuropas und sorgte damit für eine weite Verbreitung des Wissens bezüglich geologischer Fragen *sensu stricto*, ebenso wie kultureller und wirtschaftlicher Aspekte der Region. Er war ein fähiger und respektierter Geologe, der an der Jagiellonen-Universität lehrte, und außerdem ein ausgezeichneter Volkskundler sowie ein talentierter Schriftsteller und Publizist. Seine geisteswissenschaftlichen Arbeiten gingen in den Kanon der Literatur über die Tatra und Podhale ein; sie wurden auch als bedeutsam für die Entwicklung der polnischen Ethnografie wahrgenommen.¹¹

Zu seinen größten Verdiensten um die Förderung eines regionalen und zugleich regionalistischen Bewusstseins in Podhale gehört die Bearbeitung und Herausgabe der ersten Sammlung der „Volkslieder der Podhaler oder der polnischen Tatra-Goralen“.¹² Die Forschung nimmt an, dass in der Einführung zu eben dieser Sammlung der Begriff „Podhale“ als Bezeichnung für die Region zum ersten Mal im polnischen Schrifttum verwendet

¹⁰ MAREK GRANICZNY u. a., Ludwik Zejszner – wybitny człowiek i przyrodnik, jeden z pionierów kartografii geologicznej w Polsce, in: *Przegląd Geologiczny* 55 (2007), 11, S. 925–932, hier S. 925.

¹¹ JACEK KOLBUSZEWSKI, *Tatry w literaturze polskiej 1805–1939*, Kraków 1982, S. 86–88, 109 f.

¹² Pieśni ludu Podhalan czyli górali tatrzańskich polskich, gesammelt u. bearb. v. LU-
DWIK ZEJSZNER, Warszawa 1845.

wurde. Zwar war die Bezeichnung auch schon früher im Gebrauch, u. a. in den Skizzen des erwähnten Ludwik Kamiński und von dem bereits genannten Dichter Seweryn Goszczyński, Autor des Tatra-Reisetagebuchs.¹³ In der Geschichte veröffentlichter Werke gebührt Zejszner wohl der Vorrang. Maciej Rak, Verfasser der zitierten Monografie über die Kultureme der Region, analysiert den Ursprung des Namens „Podhale“ folgendermaßen:

„Das Choronym Podhále ist aus dem präpositionalen Ausdruck *pod hálami* (mit einer zusätzlichen Veränderung des Geschlechts und der Zahl) zusammen gewachsen, in dem *hále* die metonymische Bezeichnung für die Tatra [...] ist. Der Name Podhale wurde erstmals in den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts in der Liedersammlung von Ludwik Zejszner [...] und auf von ihm gefertigten Karten benutzt.“¹⁴

Eine deskriptive Definition von Podhale enthält auch eine Skizze von Zejszner, die einige Jahre später in der „Biblioteka Warszawska“ erschien:

„Der Raum des Gebirgslands, das zwischen dem Dunajec-Tal und dem Fuß der Tatra liegt, drei Meilen breit und sechs bis sieben Meilen lang, heißt Podhale, was Landschaft unter den nackten Bergen bedeutet. Die höchsten Erhebungen der Tatra sind so hoch, dass auf ihren Gipfeln wegen des rauen Klimas keine Bäume wachsen; der Kontrast zwischen dem schwarzen Wald und den schlanken Gipfeln, die höher herausragen, kommt in dieser wenig bekannten, aber allgemein gebrauchten Benennung zum Ausdruck; nicht rein polnisch zwar, aber mit der slowakischen Sprache verwandt, die von den Bewohnern der anderen Seite der Berghänge, in Liptov, Arwaburg und anderen nahen Gebirgsorten gesprochen wird.“¹⁵

Die Herausgabe des erwähnten Bandes mit den Gorals-Liedern war eine beispiellose Leistung in der Geschichte der polnischen Volkskunde; er ist bis heute ein unschätzbares Denkmal der mündlichen Literatur Podhales.¹⁶ Zwar erwähnte Zejszner im Vorwort zur einzigen (sic!) Auflage seines Bands, dass schon früher einige wenige Lieder aus Podhale in Zeit-

¹³ SEWERYN GOSZCZYŃSKI, *Dziennik podróży do Tatrów*, Petersburg 1853.

¹⁴ RAK, *Kulturemy*, S. 351 [Kursivschrift d. Red.].

¹⁵ LUDWIK ZEJSZNER, *Podhale północna pochyłość Tatrów, czyli Tatry polskie*, in: *Biblioteka Warszawska* 8 (1849), 1, S. 57–91, hier S. 58.

¹⁶ MAŁGORZATA MIKOŁAJCZAK, *Wstęp: Regionalizm w polskiej refleksji o literaturze (zarys problematyki i historia idei)*, in: *Regionalizm literacki w Polsce. Zarys historyczny i wybór źródeł*, hg. v. ZBIGNIEW CHOJNOWSKI / MAŁGORZATA MIKOŁAJCZAK, Kraków 2016, S. 9–83, hier S. 32.

schriften veröffentlicht worden waren. Indessen lieferte er mit seiner Bearbeitung die erste derart umfangreiche Sammlung in Buchform. Nach eigenen Angaben hatte Zejszner viele dieser Lieder, die er von den Goralen gehört hatte, während seiner Forschungsaufenthalte in Podhale seit 1838 aufgeschrieben; regelmäßig war er dort seit 1829 unterwegs gewesen. Er war davon überzeugt, dass die authentischen Volkslieder, die in der Region entstanden und eine spezifische emotionale Bindung an diese dokumentierten, einen der wichtigsten Belege für die Eigenart und kristallklare Originalität der lokalen Kultur darstellten und dass sie ein wertvolles Kulturerbe einer jahrhundertealten mündlichen Tradition repräsentierten, welche eindeutig auf eine besondere Identität der Bevölkerung hinwiesen, die in die Landschaft Podhale „eingewachsen“ gewesen sei.

Zejszner selbst maß seiner Sammlung der Volkslieder aus Podhale große Bedeutung zu. In seinem Vorwort, datiert auf den 17. Juni 1844, hob er den Erkenntniswert der gesammelten volkskundlichen Materialien nachdrücklich hervor:

„Die von mir zusammengetragenen Lieder stellen einen Beitrag zum näheren Verständnis der polnischen alpinen Goralen, also der Podhaler, dar; darüber hinaus führe ich bislang unbekannte Worte mit Bezug auf die Verhältnisse im Gebirge in unsere Sprache ein, welche in die geografische Terminologie eingehen sollten. Diese Lieder werden dem Leser in ihrer ursprünglichen Schlichtheit unterbreitet, und wenn sie nicht durch poetische Bilder beeindrucken, so vermitteln sie doch ein ehrliches Bild von den Gefühlen und der Denkweise der Menschen in Podhale; dies zu erreichen war mein vornehmstes Ziel. [...] Die Podhaler sind das Bergvolk, das die nordöstlichen Hänge der Tatra bewohnt – so nennen sie sich selbst, von *hol* [den Almen] [...]. Sie betrachten sich als verschieden von dem Bergvolk in den niederen Bergregionen und von den Bewohnern der Ebene, welche sie Lachen nennen.“¹⁷

Die Auswahl der Lieder, die Zejszner aus mündlicher Überlieferung aufgezeichnet hat, ist als ältestes oder frühestes Zeugnis der Regionalliteratur anzusehen. Dank den Bemühungen Zejszners entstand so ein Kanon der heimischen Literatur Podhales (die übrigens eine interessante kulturell-ethnische Mischung darstellt; er selbst hob hervor, dass unter den Liedern auch slowakische Sequenzen zu finden waren). Ihre besonderen Merkmale sind die Sprache (die örtliche Mundart) und die volkstümliche Form.

Obgleich Zejszner darauf beharrte, die Lieder selbst gesammelt und aufgeschrieben zu haben, kann man sich schwer des Eindrucks erwehren,

¹⁷ Pieśni ludu Podhalan, S. 1.

dass er auch aus anderen Quellen geschöpft hat. Vielleicht stand er in Kontakt mit Ludwik Kamiński (dem Bevollmächtigten auf dem Gut der Familie Tetmajer in Harklowa), der seine handschriftlichen volkskundlichen Skizzen über die Kultur Podhales vielen Wissenschaftlern und Schriftstellern zugänglich machte, die zu dieser Zeit durch die immer mehr in Mode kommende Tatra wanderten. Wie Jacek Kolbuszewski bemerkte:

„Interessant ist die Bescheidenheit, mit der Kamiński seine Arbeiten an Goszczyński, Pol und Zejszner (den drei wichtigsten polnischen Schöpfern des regionalistischen Denkens über Podhale) weitergab. Ging es hier wirklich um Bescheidenheit oder vielleicht, aus irgendwelchen, uns heute unklaren Gründen, um Vorsicht?“¹⁸

Dennoch ist es ein großes Verdienst von Zejszner, aus verschiedensten ethnografischen Materialien eine repräsentative Auswahl von Liedern getroffen und sie in einem eigenen Band herausgegeben zu haben, der in folgenden Jahrzehnten für viele Schriftsteller als Anregung für ihre literarische Tätigkeit in regionalistischem Geist diente, zum Beispiel für Kazimierz Przerwa-Tetmajer – den Autor der berühmten Erzählungssammlung „Im felsigen Podhale“ (*Na skalnym Podhalu*).

Das Erscheinen der „Volkslieder der Podhaler“ ist also als der entscheidende Wendepunkt bei der Grundlegung eines Podhale-Regionalismus anzusehen. Vielleicht kann man hier sogar von einem zwar unbewussten, aber doch von außen gesteuerten Vorgang sprechen, den wir heute als *Top-down*-Mechanismus bezeichnen würden.¹⁹ Jedenfalls bereitete die Publikation den Weg für die Entstehung einer mundartlichen Regionalliteratur.

Nicht weniger wertvoll als die Liedersammlung selbst war für die Verbreitung und Sicherung des Wissens über Podhale und seine Bewohner auch eine mit den Liedern zusammen veröffentlichte ethnografische Skizze. Darin befasste sich Zejszner ausführlich mit den wirtschaftlich-sozialen Schlüsselfragen der Region. Gestützt auf sein geologisches Wissen überprüfte er die in der örtlichen Bevölkerung gängigen Vorstellungen von den reichen Vorkommen an natürlichen Ressourcen, besonders an Erzen in hohen Tatralagen. Gleichzeitig wies er auf den Flachsanbau und die damit verbundene Weberei als eine wichtige Grundlage für die wirtschaftliche Entwicklung des damaligen Podhale hin. Kritisch äußerte er

¹⁸ KOLBUSZEWSKI, Wstęp, S. VIII.

¹⁹ MIKOŁAJCZAK, Wstęp, S. 12.

sich über die veralteten Webtechniken, deren sich die Gorale Podhales bedienten. Er klassifizierte die Tatra-Gorale als eine Unterart des alpinen Bergvolks und beschrieb ihre charakteristische Wirtschaftstätigkeit, die Geflügel- und Viehzucht (besonders Schafe) sowie die Herstellung von Schafsmilchprodukten, die heute als regional spezifisch gelten (*osypek*, *bryndza*, *żentyca*). Seine Aufmerksamkeit galt ferner den damaligen administrativ-politischen Verhältnissen. Dazu merkte er u. a. an, dass das in der Region traditionell verbreitete Räuberunwesen auf die Schwäche der ungarischen Verwaltung zurückzuführen sei, und er erinnerte an den legendären Janosik (Jánošík) aus Liptov. Seine Erzählung tendierte einerseits zu einer für den romantischen Sentimentalismus typischen Idealisierung der Podhaler, andererseits äußerte er sich über deren zivilisatorische Rückständigkeit. Bemerkenswert scheint hier der Hinweis, dass die Podhaler oft nicht einmal den Namen der Ortschaft kennen, in der sie leben, und dass sie sich bei ihrer topografischen Orientierung vor allem ihres Wissens über die einzelnen Gorale-Sippen bedienen, die in bestimmten Siedlungen wohnen.

Als eine besonders wichtige wissenschaftliche Leistung gilt auch Zejszners erste geologische Karte der Tatra, die 1844 anonym in Berlin²⁰ erschien; für etliche Jahre bildete sie die Grundlage für die internationale Forschung in der Tatra-Region und galt als Referenzwerk in Bezug auf das Klima, die Kultur und die Wirtschaft Podhales. Wie es in dem Artikel „Ludwik Zejszner – herausragende Persönlichkeit und Naturwissenschaftler, einer der Pioniere der geologischen Kartografie in Polen“ heißt:

„Zejszners Karte machte gleich nach ihrer Veröffentlichung beinahe internationale Karriere. Dies hing unmittelbar mit der gemeinsamen geologischen Reise zusammen, welche Zejszner und einer der hervorragendsten Geologen des 19. Jahrhunderts, Sir Roderick I. Murchison, 1843 u. a. in die Tatra unternahmen. Als Summe seiner geologischen Reisen nach Russland und Polen veröffentlichte Murchinson 1845 eines seiner wichtigsten Werke zur europäischen Geologie, nämlich über einen Teil des Russischen Reichs und der daran angrenzenden Gebiete [...]. Dem Werk war als Anlage eine geologische Karte beigefügt, die u. a. die Karpaten abbildete. In seiner Erläuterung zu der Karte schreibt Murchinson ausdrücklich, dass er für die Karpaten-Region *die neue Karte Zeuschners* [sic] verwendet habe.“²¹

Für die Forschung über die Anfänge der Emanzipation der Region Podhale erscheinen neben der Lieder-Sammlung auch Zejszners landeskundliche

²⁰ GRANICZNY, Ludwik Zejszner, S. 259 [kursiv i. O.].

²¹ Ebd., S. 927.

Skizzen besonders wichtig, seine Artikel und Reiseberichte über die Tatra, Podhale, die Regionen Zips und Arwa, in denen damals besonders engagierte Zeitschriften erschienen. Im 19. Jahrhundert repräsentierten diese Skizzen im polnischen Schrifttum eine neue Gattung von landeskundlichen Essays, in welcher deren Erkenntniswert eine originelle künstlerische Form erhielt. Im Kontext der damals populären Reiseliteratur stellten sie eine ganz neue Erscheinung dar. Offenbar hat Zejszner die neue Gattung deshalb so nachhaltig anregen können, weil er seinerseits Alexander von Humboldts Werk sehr gut kannte und dessen berühmten „Kosmos“ ins Polnische übersetze.²²

Die im Stil des Reiseberichts gehaltenen Skizzen sind wertvoll im Hinblick auf die darin enthaltenen volkskundlichen Informationen, doch vor allem deshalb, weil sie die Region gesamtheitlich darzustellen versuchen, unter Berücksichtigung ihrer geografisch-naturräumlichen, klimatischen und kulturellen Gegebenheiten. Da Zejszner in erster Linie in der geologischen Forschung engagiert war, ist dieses Thema in seinen Skizzen vorrangig. Deshalb kann man wohl von einem bewussten Ranking der Beobachtungen sprechen. Sie betrafen sowohl die klimatischen Gegebenheiten und die Vorkommen von Mineralien als auch die Lebensbedingungen der regionalen Gesellschaft, ihre materielle und ihre geistige Kultur. Wichtig erscheint, dass Zejszner auf den starken Bindungen der örtlichen Bevölkerung an ihre Heimat und Landschaft bestand, was am Anfang des 20. Jahrhunderts den Ausgangspunkt für die Herausbildung regionalistischer Konzepte bilden sollte.

Das von Zejszner benutzte Narrativ, das an einen wissenschaftlichen Diskurs erinnert, ermöglicht eine Objektivierung der präsentierten Inhalte und fördert die weitere Verbreitung des Wissens über Podhale, vor allem nach außen. In längerer zeitlicher Perspektive, im Kontext der Entwicklung und Konsolidierung eines „Eigenwissens der Region“ dient sie außerdem der regionalen (endemischen) Gesellschaft. Zejszner hat eine erste Typologie der für Podhale spezifischen kulturellen Merkmale geschaffen (Gewerbearten, Erzeugnisse, Charaktereigenschaften der Gorale) – eine Typologie, die paradoxe Weise dann ihrerseits Ausgangspunkt für ein sekundäres Mythologisieren von Kultur und Landschaft werden

²² Am Rande sei erwähnt, dass der handschriftliche Nachlass Zejszners, der seine gedruckten Arbeiten ergänzt, die von ihm selbst als Notizen (*Notaty*) bezeichneten Texte, bis heute nicht ausreichend erforscht wurde. Er enthält interessante Reisetagebücher nicht nur über Podhale, sondern auch über andere Regionen Mittel- und Westeuropas. Heute befinden sich die „Notaty“ in den Beständen der Bibliothek des Geologischen Instituts der Jagiellonen-Universität in Krakau.

sollte. Dieses mythische Podhale-Bild ist nach wie vor ein sehr konkretes Instrument in der Werbung für die Region, die heute wesentlich von der Tourismusindustrie abhängig ist. Bezeichnend erscheint, dass etliche Beobachtungen und Anmerkungen in Zejszners Skizze „Podhale der Nordhang der Tatra, also die polnische Tatra“ (*Podhale północna pochyłość Tatrów, czyli Tatry polskie*), veröffentlicht in der „Biblioteka Warszawska“, fast wie aktuelle Werbeslogans klingen:

„Nicht wenig trägt zum Reichtum der Podhaler ihre Beschäftigung mit Handel und Handwerk bei. In Poronin gibt es viele Handwerker; die einen bauen leichte, aber solide Goralen-Wagen, andere betreiben Mühlen oder schneiden Bretter zu; die meisten aber produzieren dicke Stoffe. Viele handeln mit Ziegen und Schafen oder verkaufen das Salz, das aus Bochnia und Wieliczka kommt, so dass es nirgendwo so gut und so fröhlich wie in Podhale ist; hier weiß der Mensch erst, dass er lebt!“²³

Die von Zejszner beschriebene klimatische und kulturelle, aber auch politische Besonderheit von Podhale (er betont an verschiedenen Stellen, dass Podhale historisch gesehen Krongut war), wurde in der Folge zu einem wesentlichen Faktor bei der Konturierung der regionalen Besonderheit, die heute einen vielschichtigen Wert darstellt, der in jeder Hinsicht einen wesentlichen Einfluss auf die Entwicklung der Region hat. Aus heutiger Sicht haben wir als die Urheber des regionalistischen Konzepts eines integrierten und eindeutig abgegrenzten Podhale vor allem Tytus Chałubiński und Stanisław Witkiewicz im Blick, sowie andere Künstler, Schriftsteller und Angehörige der Intelligenz an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert.

Selten erinnert man sich dagegen an die Tätigkeit Ludwik Zejszners, der in seiner Zeit von herausragenden Persönlichkeiten des geistigen Lebens in Galizien wie Józef Kremer, Wincenty Pol oder Aleksander Helcl, fernerhin von vielen bedeutenden europäischen Wissenschaftlern hoch geschätzt wurde. Sowohl die im strikten Sinn wissenschaftlichen Arbeiten Zejszners als auch seine landeskundlichen Schriften weisen ihn als einen führenden polnischen Schriftsteller und Denker des 19. Jahrhunderts aus, zudem als einen derjenigen, welche sich um die Herausbildung des modernen Bildes von Podhale besonders verdient gemacht haben. Vor allem sie gaben den folgenden Generationen die Impulse für eine institutionalisierte Regionalbewegung in Podhale an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert.

²³ ZEJSZNER, Podhale, S. 57.

Ohne Zweifel gehörte Zejszner als Geologe und Schriftsteller, der zur Elite der europäischen Wissenschaftler zählte und führender Experte der Forschung über die Tatra und deren Vorland war, zum engen Kreis der Akteure, welche die Grundlagen für einen markanten Regionalismus in Podhale und für die Konturierung einer spezifischen Podhale-Identität legten. Nicht zu vergessen, dass er in seinen Studien über die angrenzenden Gebiete Zips und Arwa als erster die Grenzen der Region absteckte, welche heute die Euroregion Tatra bildet.

Die Verbreitung und Popularisierung der Namen sowie die vorläufige Markierung der Grenzen der Regionen, Subregionen und sogar Makroregionen wurden zum Ausgangspunkt für die weitere Diskussion über Podhale, die in bestimmten Aspekten von Zejszner initiiert und dann u. a. von Władysław Orkan fortgeführt wurde. Eine der Grundfragen, über die in den Jahrzehnten um die Wende vom 19. zum 20. diskutiert wurde, war die präzise Bestimmung der Grenzen der Region.

Ausgehend von ethnografisch-historischen Kriterien wurde festgestellt, dass Podhale so weit reichte, wie sich die Podhale-Kultur ausgebreitet hatte, d. h. zum Beispiel bis zur Ortschaft Rabka²⁴ (Gorce-Subregion), wo auch einige Elemente der Volkstracht (etwa das Muster der Röcke) denen aus Podhale gleichen. Dabei ist zu beachten, dass beide Gebiete geomorphologisch gesonderte Einheiten darstellen. Unter diesem Gesichtspunkt endet Podhale im Norden mit dem Talkessel von Neumarkt (Nowy Targ), also an der Kontaktstelle zu den Gorce. Parallel dazu lassen sich weitere Grenzziehungen für Podhale begründen; eine davon ist zum Beispiel die nach dialektologischen Kriterien,²⁵ also unter dem Gesichtspunkt der Verbreitung der Mundart. Gelegentlich wird angenommen, dass

„Podhale so weit reicht, wie man noch die Goralen-Hosen antrifft, genauer gesagt die ‚bukowe‘-Hosen aus weißem, wollenen Filz mit den charakteristischen Galonstreifen und farbigen Stickereien auf den Oberschenkeln. Alles andere kann täuschen, die Hose nicht.“²⁶

Zejszner als gelehrter Geologe konzentrierte sich vor allem auf geomorphologische Kriterien. Dagegen hob Orkan als Schriftsteller bäuerlicher Abstammung das ethnische Element hervor. Er schrieb, dass „das ver-

²⁴ RAK, Kulturemy, S. 35.

²⁵ Als Beispiel könnte dienen: MACIEJ RAK, Badania dialektologiczne na Podhalu, in: Wierszy 80 (2014), S. 169–180.

²⁶ FERDYNAND GOETEL, Na Podhalu, in: Wiadomości Literackie 11 (1934), 33, S. 20.

streute Goralen-Volk“²⁷ insgesamt eine Rasse bilde; ihm war also das Konzept der Ethnoregion näher. Die von Orkan bevorzugte ethnische Perspektive implizierte, dass die Grenzen Podhales (als das von den Goraleń bewohnte Gebiet) deutlich weiter zu ziehen wären. Sie sprach für die Einbeziehung nicht nur der Gorce, der Zips- und Arwa-Landschaft, sondern auch der Westbeskiden. Dieser innovative, offene Blick auf die Region stellte sich in der Folge als bedeutsam für die Prägung sozialwirtschaftlicher und kultureller Mechanismen heraus, die den Ausgangspunkt für die allgemeine Entwicklung Podhales und für die Verbesserung der Lebensqualität der Einwohner – also aller dortigen Goraleń – darstellten.

Władysław Orkan stammte aus dem kleinen Dorf Koninki am Fuße der Gorce.²⁸ Er wurde in einer armen Bauernfamilie geboren. Diese verfügte zwar über ein kleines Gehöft (mit einigen Morgen Ackerland und einer alten Hütte), doch war sie wegen der schlechten Qualität des felsigen Bodens zu ewiger Armut verurteilt, so wie die Mehrheit der Einwohner der Region. Obwohl man Orkan nicht ohne Grund den „Bergbauern aus Podhale“ nennt, ist zu beachten, dass sein Heimatdorf Koninki nach den Kriterien der physikalischen Geografie nicht zu Podhale gehörte. Offiziell kam der Schriftsteller aus Zagórze, wo er auch wohnte, also einer Gegend in der Nachbarschaft Podhales, die sich teilweise auf dem Gebiet der Gorce befindet. Als Bewohner von Zagórze fühlte er sich der großen „Goraleń-Rasse“ zugehörig, über die er schrieb; indes kannte er die nördlich-westlichen Hänge der Gorce und die dort gelegenen Siedlungen am besten, was der Grund dafür war, dass namentlich die Landschaft von Zagórze ihn künstlerisch besonders inspirierte.²⁹

Orkan, der seine Bildung mühsam hatte erwerben müssen, nahm sich als talentierter Schriftsteller, zugleich Dichter und Dramatiker, aber vor allem Verfasser gut lesbarer Prosa, von Anfang an konsequent der Darstellung des Dorfs an. In erster Linie inspirierte ihn der ihm bestens vertraute „heimatliche“ Raum, weshalb in seinen zahlreichen Erzählungen die „aus dem steinigen Boden gewonnene Problematik“³⁰ dominierte. Wichtig und bemerkenswert ist, dass sein Schaffen hervorragend mit der

²⁷ WŁADYSŁAW ORKAN, *Wskazania*, Warszawa 1930, S. 19.

²⁸ Orkans Geburts- und Wohnort Koninki ist der höchst gelegene Weiler des Dorfes Poręba Wielka, das wiederum zu der Gemeinde Niedźwiedź gehört. In der Literatur sind alle diesen „kleinen Heimaten“ mit der Person Orkan geknüpft.

²⁹ JACEK KOLBUSZEWSKI, Gorce Władysława Orkana, in: DERS., *Literatura i Tatry*, S. 533–556, hier S. 541 f.

³⁰ STANISŁAW PIGOŃ, Władysław Orkan. Twórca i dzieło, Kraków 1958, S. 41.

damaligen literarischen Mode korrespondierte, weil das „Junge Polen“ gerade den Gebrauch der Mundart und die Rückkehr zu den authentischen regionalen Traditionen propagierte.

Die wichtigste Inspirationsquelle des Autors war die dem durchschnittlichen Leser kaum bekannte konkrete Landschaft in Galizien; die besondere Qualität seines Schaffens machte jedoch die eigentümlich sprachliche Stilisierung aus. Sehr geschickt bediente Orkan sich der originellen, unverstellten und echten Mundart, was die Authentizität der von ihm literarisch kreierten Welt erheblich steigerte. Sein volkstümliches Schreiben war ihm so wichtig, dass er sich zeitweise nur darauf konzentrierte und sich von modernistischen Trends abkoppelte. Er schrieb dazu sehr eindringlich: „Die ganze bäuerliche Welt ist mein“.³¹ Das klar umrissene Ziel von Orkans Schaffen war es, dem Charakter des armen, traurig stimmenden Gorce-Landes künstlerisch „Ausdruck“ zu geben.

Seine entschlossene Konzentration auf das Gorce-Thema, mit dem er an die Ideenwelt des provenzalischen Regionalismus anknüpfte, veranlasse Adolf Nowaczyński (einen polnischen modernistischen Schriftsteller und Literaturkritiker) dazu, Orkan den „Frédéric Mistral unseres Karpatenvorlands“ zu nennen.³² Dieser Vergleich bezog sich nicht nur auf den regionalen Charakter des literarischen Schaffens des Gorce-Autors, sondern auch auf seine universellen Werte. Ähnlich wie Mistral gehörte Orkan nämlich zu den bedeutendsten Schriftstellern der Generation des Jungen Polen. Sein Name wird neben deren Hauptvertretern Kazimierz Przerwa-Tetmajer, Jan Kasprowicz oder Franciszek Siła-Nowicki genannt. Wenn Orkan in vielen seiner Werke³³ regionale Themen ansprach, kühn die authentische Mundart von Zagórze benutzte und in viele Beschreibungen Motive aus dem Gorce-Raum einfließen ließ, dann zeugt das von der Zugehörigkeit seines Werks zur „wirklichen Regionalliteratur“. Nach Stefania Skwarczyńska gehören dazu „Werke von Autoren mit einer spezifischen regionalen Bindung, Werke mit regionaler Thematik und schließlich Werke, die in der Region entstanden und in der Mundart geschrieben sind“.³⁴

³¹ Ebd., S. 54.

³² ADOLF NOWACZYŃSKI, Podhalanie, in: DERS., *Studya i szkice*, Lwów 1901, S. 73–85, hier S. 76.

³³ Zum Beispiel: WŁADYSŁAW ORKAN, *Komornicy*, Lwów 1900; DERS., *Z tej smutnej ziemi*, Lwów 1903; DERS., *Drzewiej*, Kraków 1912; DERS., *Z martwej roztoki*, Kraków 1912.

³⁴ MIKOŁAJCZAK, Wstęp.

Andererseits gehört Orkans Werk aufgrund seines künstlerischen Niveaus, der Universalität der darin präsentierten Themen und seiner breiten Rezeption zum Kanon der hohen polnischen Literatur. Mit seinen vielgelesenen Romanen, die in Lemberg (L'viv), Warschau und Krakau erschienen, machte Orkan Leser sowohl aus Kleinpolen als auch aus Masowien neugierig auf die bisher unbekannte Gebirgsgegend. So lässt sich sagen, dass er ein Bewusstsein von der Existenz der Gorce geschaffen hat, indem er jener Subregion eine markante Identität verlieh, welche sich in Absetzung von Podhale langsam emanzipierte.

Zu beachten ist, dass der Gebirgszug Gorce die nördliche Grenze von Podhale ausmacht. Es liegt ungefähr 30 Kilometer vom Tatra-Gebirge entfernt und bildet das natürliche Tor zum Tal von Neumarkt. Die Landschaft der Gorce unterscheidet sich sehr von der felsigen Nachbarregion durch ihre Sanftheit und ihr Grün. Der Kamm des Gebirgszugs ist fließend und der Hang dicht bewaldet. Der höchste Berg – der Turbacz – erhebt sich auf 1.315 Meter, was im Vergleich mit den Zweitausendern der Hohen Tatra wenig imponierend erscheint. Trotzdem gelten die Gorce bei ihren Besuchern wegen ihrer Wildheit und Abgeschlossenheit sowie ihrer Ausblicke auf die Tatra, die man bei Wanderungen auf dem Kamm bewundern kann, als die schönste Berglandschaft Polens. Freilich standen die landschaftlichen und naturräumlichen Vorzüge der Gorce lange Zeit im Schatten der Tatra; sie galten galt als wesentlich weniger attraktiv und ausdrucksstark.

In den literarischen und landeskundlichen Publikationen des 19. Jahrhunderts taucht der Name „Gorce“ selten auf – häufiger kommen Benennungen vor, welche die Autoren selbst erdacht haben. So erwähnt beispielsweise das Tatra-Reisetagebuch von Seweryn Goszczyński die Łopuszna-Berge (*góry łopuszańskie*) und in der Zeitschrift „Turysta“ des Jahres 1883 ist von den Neumarkt-Bergen (*góry nowotarskie*) die Rede. Solche Irrtümer wären durchaus verständlich, wenn nicht belegt wäre, dass der Name „Gorce“ seit dem 13. Jahrhundert gebräuchlich war.

Die Tendenz des 19. Jahrhunderts, die Tatra-Landschaft aufzuwerten, zugleich aber die der Gorce zu übersehen, illustriert eine Episode aus Orkans Leben eindrucksvoll. Im Jahr 1897 nahm der bekannte modernistische Dichter Kazimierz Przerwa-Tetmajer Briefkontakt zu ihm auf. Der zehn Jahre ältere, damals schon allgemein geschätzte und bekannte Tatra-Dichter Tetmajer wandte sich an den jungen Schriftsteller-Goralen mit dem Vorschlag, gemeinsam eine „Tatra-Schule“ zu gründen. Tetmajer war sich der Abstammung von Orkan aus der Region Gorce bewusst und sah darin die Chance, eine echte „Goralen[...], Schule“ der Tatra-Literatur“

grünenden zu können. Die Überlegenheit Orkans bestand in seiner bäuerlichen Herkunft; die Entfernung zwischen Gorce und Tatra dagegen schien Tetmajer nicht zu stören, er fügte nur hinzu: „Sie sollten die Tatra kennenlernen und ich habe keine Zweifel, dass sie von hier wunderschöne Dinge schreiben könnten.“³⁵ Der Satz suggeriert, dass Tetmajer nicht einmal daran dachte, die Bilder und Themen der Gorce-Gegend in seinen Plan der Gründung einer literarischen „Tatra-Schule“ einzubeziehen, eher setzte er darauf, dass Orkan – physisch und literarisch – nach Podhale umzog. Für Orkan, der damals schon über ein klar umrissenes Konzept des engagierten künstlerischen Schaffens verfügte, um die Identität der Subregion aufzubauen, kam das nicht in Betracht.

Stanisław Pigoń nannte Orkans Werk „ein volkskundliches Dokument“,³⁶ da seine Prosawerke an Reportagen erinnern. Der den Gorce-Themen treue Orkan blieb also unabhängiger Schriftsteller und schuf sozusagen in Opposition zum Jungen Tatra-Polen seine eigene „Gorce-Schule“. Interessanterweise ließ sich Kazimierz Przerwa-Tetmajer, einer der bekanntesten Vertreter des Stils des Jungen Tatra-Polen bei der Arbeit an seinem bereits erwähnten Zyklus „Im felsigen Podhale“ von den frühen Werken Orkans inspirieren, etwa von dessen Kurzgeschichten (*Nowele*, 1898), der Sammlung „Am Steilhang“ (*Nad urwiskiem*, 1900) und dem Roman „Die Gerichtsvollzieher“ (*Komornicy*, 1900). Mit der Gründung der „Gorce-Schule“ wartete Orkan mit etwas anderem, neuem auf und der Zeitpunkt war dafür günstig, denn die Tatra-Literatur hatte sich, wie Jacek Kolbuszewski schreibt, bereits „überlebt“.³⁷

So war Orkan gewiss ein Repräsentant des literarischen Regionalismus, der die Vorzüge einer Landschaft mit einer klar umrissenen Identität zur Geltung brachte; man sollte dabei allerdings nicht vergessen, dass er ein viel breiteres Interesse am „Landismus“ (*krajaniczmu*) hatte, wie er selbst die Regionalbewegung bezeichnete. Aleksander Patkowski nannte ihn nicht ohne Grund „den Ideengeber des Regionalismus“.³⁸ Vor allem dank Orkan wurde die Region Podhale als erste Landschaft der Zweiten Polnischen Republik mit Strukturen einer gemeinschaftlichen regionalen Orga-

³⁵ PIGOŃ, Władysław Orkan, S. 155.

³⁶ Ebd., S. 169.

³⁷ JACEK KOLBUSZEWSKI, Krajobrazy Młodej Polski, in: DERS., Literatura i Tatry. Studia i szkice, Zakopane 2016, S. 435.

³⁸ ALEKSANDER PATKOWSKI, Regionalizm, in: Dziesięciolecie Polski Odrodzonej. Księga pamiątkowa 1918-1928, hg. v. MARIAN DĄBROWSKI / PIOTR LOT, Kraków 1928, S. 788.

nisation ausgestattet, die sich für die Entwicklung eines gesellschaftlichen Bewusstseins von der Besonderheit der regionalen Kultur, Tradition und Geschichte einsetzte.

Was die Spezifizität des sozialen Engagements des Schriftstellers aus Koniuki angeht, so sind seine Charakterzüge und sein missionarisches Bewusstsein bei seinem Eintreten für die regionale Sache zu beachten. Er war tief überzeugt von der gesellschaftlichen Wichtigkeit seiner Rolle als Promotor der regionalen Bewegung, weshalb er sich nicht damit begnügen wollte, „der Chronist des bäuerlichen Elends“³⁹ zu sein, sondern aktiv für den sozialen und wirtschaftlichen Wandel einzutreten versuchte, sowohl in der Gorce-Region als auch in ganz Podhale.

Um 1900 war wachsende Armut das Hauptproblem in der Subregion Gorce wie in den meisten ländlichen Gebieten Galiziens einschließlich Podhales. Der Boden vermehrte sich nicht, aber immer neue Generationen in den kinderreichen Familien verlangten ihren Anteil an den Anwesen der Eltern. So kam es, dass manche Gorale nur noch einige wenige Morgen Land bewirtschafteten. Die Lage ließ sich nicht verbessern, denn es fehlte an Kooperation, es gab, keinen einheitlichen Plan zur Wirtschaftsentwicklung durch Verbesserungen in der Landwirtschaft oder durch kommerzielle Nutzung des sich entfaltenden Tourismus. Orkan verfolgte das Ziel, soziale und wirtschaftliche Entwicklungsprozesse in Gang zu setzen, welche die Situation verändern würden.

Das zweite zentrale Problem, das Orkan umtrieb, war, wie er es sah, die Verwischung der regionalen Identität und die Vernachlässigung der lokalen Tradition. Von Nahem verfolgte er den Wandel auf dem Dorf; er erlebte ihn um die Jahrhundertwende, als die Berge, hauptsächlich die Tatra, aber auch die Gorce, immer häufiger von Touristen und Sommergästen besucht wurden. In dieser Zeit taten sich neue Wege der Kommunikation mit der weiten Welt auf. Immer mehr Menschen gingen in die Städte oder auch in den Westen, um dort zu lernen und zu leben, und wenn sie zurück in die Heimat kamen, brachten sie einen Teil der fremden, kosmopolitischen Welt mit. Darüber hinaus nahmen die interregionalen Kontakte zu, wodurch sich die Volkskulturen vermischten. Immer seltener sah man einen Goralen in traditioneller Tracht, der Filzhose und den gebundenen Lederschuhen (*kierpce*), oder eine Goralin in dem typisch bestickten Oberteil. Die Landbevölkerung wollte sich unbedingt wie die Städter kleiden, und *kierpce* und *tybety*, d. h. Tücher mit bunten Rosenmotiven, zogen sie zur Unterhaltung der Touristen nur gegen Bezahlung

³⁹ PIGOŃ, Władysław Orkan, S. 171.

an. Auf diese Weise, so Orkan, verlören die Goralen ihren Charakter, wo doch die regionale Identität indirekt ein Heilmittel für ihre schwierige Lage sei.

Orkan nahm alle diese Bedrohungen und Veränderungen bei den Goralen wahr und schloss sich deshalb dem aktiven Widerstand gegen die neuen Tendenzen und Erscheinungen an; er engagierte sich im Kampf um die Erhaltung der Individualität der Goralen und um die Entwicklung neuer Strategien, wie diese regionale Individualität konstruktiv genutzt werden könnte. Gemeinsam mit anderen Goralen-Intellektuellen und Schriftstellern⁴⁰ rief er die regionale Bewegung für Podhale ins Leben, die sich gegen die kulturelle und wirtschaftliche Desintegration des Gebirgslands⁴¹ einsetzen sollte. Mit größtem Engagement beteiligte er sich am Aufbau der institutionellen Strukturen des Verbands der Podhaler und an der Vorbereitung der Podhaler-Treffen, deren erstes im Jahre 1911 stattfand.

Włodzimierz Wnuk betonte in seiner Darstellung der Geschichte der regionalen Bewegung in Podhale mehrfach die wichtige Rolle, die Orkan dabei spielte. Die meisten seiner Vorträge, die er bei den Podhaler-Treffen hielt, gingen in die Geschichte des Verbands ein. Bis heute gelten sie als die Ideegrundlage für die regionale Vereinigung von Podhale. In einer programmatischen Rede, die er auf dem Zweiten Treffen im Jahre 1912 in Neumarkt hielt, zeigte Orkan die Hauptziele und Grundsätze der Bewegung in Podhale auf. Er sprach von der Notwendigkeit, die Traditionen der Väter zu bewahren, die eigene Geschichte kennenzulernen, sich für das Überdauern der heimischen Kultur sowie für die Idee einer allgemeinen Vereinigung der Goralen einzusetzen.⁴² Er verfasste auch das Vorwort zur ersten Nummer der „Gazeta Podhalańska“ – einer Zeitschrift, welche die Regionalbewegung der Goralen propagierte. Der Text war in dem für den „sozialen“ Orkan typischen Ton eines Appells gehalten:

„Unser Volk ist zahlreich, aber wir sind uns unserer Kraft nicht bewusst, zerstreut wie die Schafe da auf den Hängen, die nicht wissen, wo, wie und zu welcher Seite sie sich orientieren sollen [...]. Dieses ganze Volk zusammenbringen, unter dem Schlagwort Podhale vereinigen, auf dass es aus seinem

⁴⁰ Es handelt sich u. a. um Kazimierz Przerwa-Tetmajer, Stanisław Witkiewicz, Wojciech Brzega, Wojciech Krzeptowski, Jakub Zachemski, Andrzej Stopka und Józef Jedlicz. Wnuk nennt sie „die Führer von Podhale“. Mehr zu diesem Thema bei WŁODZIMIERZ WNUK, *Na góralską nutę*, Warszawa 1981, S. 5–35.

⁴¹ JÓZEF DUŻYK, Władysław Orkan, Warszawa 1980, S. 308.

⁴² WNUK, *Na góralską nutę*, S. 10.

Schlaf erwacht, auf dass es zu seinem Stolz steht, aufrecht, auf dass es in Polen sichtbar werde, eigenständig und doch mit-schaffend – das ist die erste Aufgabe dieser Zeitung [...]. So gehen wir das Werk an im Namen Gottes. In dem Vertrauen, dass jeder, der sich zum Goralentum bekennt, uns seine Hilfe zuteilwerden lässt [...]. Denn hier geht es um *unsere Sache*.⁴³

Die regionalistischen Aktivitäten Orkans und anderer engagierter Mitglieder des Verbands spielten eine wichtige Rolle im Wiederaufbau des polnischen Gesellschafts- und Wirtschaftslebens nach der Erlangung der Unabhängigkeit im Jahr 1918. Der Verband war eine der ersten offiziell anerkannten polnischen Regionalorganisationen. An sich war der Regionalismus in den ersten Jahren der Zweiten Republik eine sehr populäre Erscheinung; verschiedene Visionen vom Wiederaufbau des Landes nahmen die Entwicklung der Regionen zum Ausgangspunkt. Eine dieser Visionen war Orkans Idee, einen Verband der Landschaften zu gründen, als Dachorganisation für alle kulturell autonomen Regionen Polens, um durch Dezentralisierung zur Demokratisierung des öffentlichen Lebens zu gelangen und die Identität der kulturell vielgestaltigen polnischen Nation zu stärken.

Mit seiner Tätigkeit sprach Orkan die Gemeinschaft an, die er selbst als das Goralenvolk (*naród góralski*)⁴⁴ bezeichnete. Langfristig kämpfte er um Verbesserung der wirtschaftlichen Lage und die Entwicklung des gesellschaftlichen Bewusstseins der breiteren Goralen-Bevölkerung im ganzen Tatra-Vorland, nicht nur der Gorce-Goralen oder der Podhaler. Der schon zitierte Wnuk merkt dazu an: „wie verständlich war das im Empfinden Orkans, der sich als Sohn eines Gorce-Dorfs doch selbst immer als Pohaler verstand“.⁴⁵ Für Orkan war „die Goralen-Rasse“ ein überregionales Phänomen, das nicht nur die Podhaler umfasste, sondern auch die Bewohner der Arwa- und der Zips-Region, des Gorce-Lands und der Beskiden. In diesem Konzept kann man den Keim einer Regionen-Klassifikation im Mikro- und Makromaßstab erkennen sowie einer Tendenz, die im 20. Jahrhundert als „Podhalisierung“ bezeichnet wurde. In der ersten Nummer der „Podhaler Zeitung“ bewertet Orkan eindeutig Podhale als Zentrum der Heimat der Goralen im weiteren Sinn:

„Von den ruthenischen Karpaten bis zu den Beskiden, vom Lubogoszcz bei Mszana bis in die Tatra – überall wimmelt Goralenvolk mit ähnlicher Mundart, mit ähnlichem Brauch, Tracht und Kultur [...] Und das Zentrum all

⁴³ WŁADYSŁAW ORKAN, Słowo wstępne, in: Gazeta Podhalańska, 1913, Nr. 1, S. 2 f.

⁴⁴ DERS., Wskazania, S. 19.

⁴⁵ WNUK, Na góralską nutę, S. 11.

dessen: Podhale. Hier kommt der Geist der Goralen am stärksten zum Ausdruck. Von hier geht die Lösung aus.“⁴⁶

Das zentrale gesellschaftsbezogene Werk Orkans mit klarem regionalistischen Profil unter dem Titel „Weisungen“ (*Wskazania*) ist eine kleine Sammlung von manifestartigen Texten, die mehrheitlich auf seine Reden auf den Podhaler-Treffen der Jahre 1911–1926 zurückgingen. Der Schriftsteller sprach darin Probleme der Goralen an und schlug Lösungswege vor. Sein Programm gliederte sich in Abschnitte zu Wirtschaft, Bildung und Politik und vor allem zur Strategie des Aufbaus sowie der Stärkung der Identität von Regionen.

Der wichtigste Teil der Sammlung sind die „Weisungen für die Söhne von Podhale“ (*Wskazania dla synów Podhala*). Orkan zählt darin die Pflichten der jungen Goralen auf, darunter die Pflicht, die Geschichte von Podhale zu erlernen, die Traditionen zu erhalten, „das Erbe der [...] Väter zu bewahren“ sowie auf der nationalen Ebene für Podhale zu werben. Die Musik, die Schnitzkunst und die Literatur der Goralen sieht er als Erzeugnisse einer Volkskunst, die es verdiene, der Welt gezeigt zu werden. Die „Weisungen“ enthalten außerdem zahlreiche moralische Ratschläge, die als Grundlage für die Wiedergeburt der Gesellschaft des Berglands dienen sollen – zum Beispiel die Verpflichtung, das Streben nach individuellem Eigentum zugunsten des Strebens nach gemeinschaftlichem Goralen-Eigentum zu bekämpfen. Abschließend unterstreicht Orkan, dass die wichtigste Tugend der Goralen der „Charakter“ sei, der sie befähige, kühn den Herausforderungen des Schicksals entgegenzutreten und in Gemeinschaft „mit dem eigenen Heimatdorf“ zu leben. Das Manifest krönt die propädeutische Schlussfolgerung:

„Wisse, dass Du mit deiner Brust dein Land, deine Heimat entweder erhebst – oder sie entehrst oder erniedrigst. So soll Deine Brust bis zum Äußersten, zum höchsten Ton angespannt sein! Das schuldest Du deinem Geist und deinen Vätern.“⁴⁷

Die sich in Podhale entwickelnde institutionalisierte Regionalbewegung, in deren Dienst Orkan seine Schriften stellte, sollte übrigens die Gewähr dafür schaffen, dass Podhale für seine Entwicklung den naturräumlichen und kulturellen Reichtum der Region nutzte.

Bis heute gelten Orkans „Weisungen“ den in der Regionalbewegung Podhales engagierten Goralen als ein eigentümlicher „Katechismus“.

⁴⁶ ORKAN, Słowo wstępne, S. 2.

⁴⁷ DERS., *Wskazania*, S. 68.

Zitate daraus, welche die Sorge um die Kultur Podhales beschwören, findet man ebenfalls in aktuellen Blogs zu regionalen Themen, in den sozialen Medien sowie in den Werbeslogans für Events der Goralen-Kultur. An die historischen Schriften Orkans knüpfen aber auch renommierte Forscher wie etwa Bolesław Faron an, der konstatiert, dass er mit seiner eigenen Arbeit eine Schuld gegenüber seiner Heimatstadt Neusandez (Nowy Sącz) begleiche, „gemäß der Formulierung in Orkans *Wskazania dla synów Podhala*: „Gib deinen Brüdern zurück, was du durch Bildung erworben hast“.⁴⁸

Von den Verdiensten Orkans um die Herausbildung des regionalen Bewusstseins und von seinem Engagement für den Aufbau der Podhale-Bewegung zeugt auch die Tatsache, dass er auf dem Ehrenfriedhof in Pęksowy Brzyzki beigesetzt wurde, in der Nachbarschaft bekannter Mitgründer der Region wie Tytus Chałubiński, Kazimierz Przerwa-Tetmajer, Stanisław Witkiewicz, Jan Krzeptowski Sabała und andere herausragende Podhaler. Das Zeremoniell von Orkans Bestattung in Zakopane verdeutlichte ebenfalls seine Popularität. Sein Sarg wurde per Bahn von Krakau nach Zakopane überführt und der Zug hielt unterwegs an jeder Station an, wo unter reger Beteiligung der lokalen Bevölkerung jeweils eigene Trauerfeierlichkeiten zelebriert wurden.⁴⁹

Zweifellos war Orkan als Mitbegründer der Regionalbewegung von Podhale eine wichtige und unter der dortigen Bevölkerung allgemein bekannte Persönlichkeit. Doch es ist das Gorce-Gebiet, das ihm am meisten verdankt. Er veränderte die Wahrnehmung dieser Gebirgslandschaft, indem er sie gewissermaßen in den Rang einer autonomen Subregion erhab. Mit Jacek Kolbuszewski kann man sagen, dass „Orkan eine deutliche kulturelle Identifikation geschaffen hat“,⁵⁰ indem er die Individualität und Einzigartigkeit der Elemente dieser Berglandschaft aufzeigte. Er kämpfte zwar darum, die Goralen-Gebiete unter der Losung der Podhale-Bewegung zu vereinigen, doch gleichzeitig brachte er besonders in seinem literarischen Werk die besondere Schönheit, Spezifik und kulturelle Eigenart der Gorce zur Geltung. Ein gutes Beispiel dafür ist die Einleitung

⁴⁸ So formulierte es Bolesław Faron in einem Interview für das Portal Sadeczanin.info.pl, nachdem ihm der Ks. Prof. Bolesław Kumora-Preis in der Kategorie „Sandezer Autor“ verliehen worden war. Vgl. JANUSZ BOBREK / BOLESŁAW FARON, Wiodła mnie ścieżka Władysława Orkana, <https://sadeczanin.info/rozmowy-sadeczanina/boleslaw-faron-wiodl-mnie-sciezka-wladyslawa-orkana> (Zugriff: 10. April 2019).

⁴⁹ DUŻYK, Władysław Orkan, S. 540 f.

⁵⁰ KOLBUSZEWSKI, Gorce, S. 536.

zu seinem bereits zitierten Roman „Im Roztoka-Tal“ (*W roztokach*), in welcher er die erste reife und würdige Beschreibung der Gorce in der polnischen Literatur lieferte:

„Der Tatra gegenüber, zwischen dem Tal von Neumarkt und der geschlängelten Senke von Raba, erhebt sich das Nest der wilden Gorce. Von den romantischen Pieniny-Bergen trennte sie der reißende Bach Kamienica und zum Zipser Land grenzte sie der schnell strömende Dunajec durch seine Wellen ab. Sie stehen einsam über den Hügeln. Noch höher trägt der Vater^[51] ihres Geschlechts, der düstere Turbacz, sein Haupt. [...] Übel ist das Schicksal mit ihm umgegangen, indem es ihm zwar den Stolz der Gipfel und Spitzen gönnte, ihm jedoch eine Höhe über den Wolken versagte. Es umgab ihn zudem mit einer Menge von Zwillingen, unter denen er fast unscheinbar wirkt, wie ein ganz gewöhnlicher Berg. Und doch träumt ihm, dass es vor der Sintflut anders war – es träumt ihm...“^[52]

In Podhale im weiteren Sinn ist Orkan bis heute eine lokale Erinnerungsfigur. Seinen Namen tragen u. a. die Grundschule in Niedzwiedź, der von der Polnischen Touristik- und Landeskundegesellschaft (*Polskie Towarzystwo Turystyczno-Krajoznawcze*, PTTK) betriebene Berggasthof auf dem Turbacz, das Goralen-Museum in Rabka-Zdrój sowie das Reservat im Gorce-Nationalpark. In den meisten Ortschaften Podhales gibt es eine nach Władysław Orkan benannte Straße. Denkmäler wurden für ihn sowohl in Neumarkt als auch in Niedzwiedź errichtet, woher der Schriftsteller stammt. Das Denkmal in Niedzwiedź ist eine Station auf dem Orkan-Gedenkpfad, die über alle für sein Leben und sein Werk bedeutenden Punkte führt. Auf dieser Route befindet sich u. a. Orkans Haus „Orkanówka“. Das schöne Goralen-Bauwerk im Zakopane-Stil ist heute ein touristisches Ziel und gleichzeitig ein Ort, an dem die lokalen Traditionen zelebriert werden. So sind die Gorce nachhaltig geprägt durch denjenigen, welcher dieses „Land von Sträuchern und ewiger Armut“ besungen hat.^[53]

Die Erinnerung an Orkan als einen der wichtigsten Schöpfer des Konzepts eines vereinigten Podhale sowie der Idee der Besonderheit von Gorce als Gebiet mit markanter Identität wird bewusst gepflegt und ist in wirtschaftlicher Hinsicht heute eine konkrete Einnahmequelle aus tou-

⁵¹ Anstelle des korrekten polnischen Worts für Vater *ojciec* benutzt Orkan die Form *ociec* [Anm. d. Übers.].

⁵² WŁADYSŁAW ORKAN, *W roztokach*, bearb. v. STANISŁAW PIGOŃ, Wrocław 1965, S. 3 f.

⁵³ JULIAN KRZYŻANOWSKI, *Pieśniarz krainy kęp i wiecznej nędzy*, Zakopane 1927.

ristischen Produkten, zu denen die erwähnte „Orkanówka“ gehört. Die modernen Touristen zeigen sich interessiert nicht nur am Klima und an der Natur der Gorce, sondern auch an den Orten, die mit Orkans Biografie und Werk verbunden sind und die oftmals sozusagen Ziele literarischer Pilgerfahrten sind. Dieser Mehrwert, den der Schriftsteller der Region historisch gebracht hat, ist von großem Wert für die lokale Wirtschaft und die Entwicklung des modernen Tourismus.

Ohne Zweifel hat Władysław Orkan die Identität der Subregion Gorce geschaffen, deren Tradition dokumentiert und deren Entwicklung gefördert. So stehen noch heute viele lokale Aktivitäten zur Bewahrung der authentischen und autonomen Volkskultur, vor allem in den Gorce, aber auch in ganz Podhale, gewissermaßen unter seinem Patronat.

Die hier gezeichneten Porträts zweier herausragender Akteure, die zur Hervorbringung der Identität der Region Podhale im weiteren Sinn sowie der ihr zugehörigen Subregion Gorce beigetragen haben, erscheinen bedeutsam für die allgemeine Diskussion über die diskursiven Schöpfer von historischen und gegenwärtigen Regionen. Ihre nachgewiesenen Verdienste um die Kennzeichnung und Etablierung der Grenzen von Region und Subregion, ihr Engagement für die Bewahrung und Förderung des geistigen wie des materiellen Erbes der lokalen Volkstradition und -kultur sowie dafür, diesem Erbe auf nationaler bzw., nach 1918, gesamtstaatlicher Ebene Anerkennung und Geltung zu verschaffen (in Orkans Fall als zielgerichtetes Handeln im Rahmen einer institutionalisierten Regionalbewegung), sind klare Belege für die These, dass sie dem engsten Kreis der Schöpfer einer der am meisten ausgeprägten Regionen Polens zuzurechnen sind.

Wesentlich erscheint hier, dass beide Akteure, die zu gebildeten Schichten gehörten, ihre Sachkompetenzen und Fähigkeiten (die wissenschaftliche Forschungskompetenz im Falle Zejszners, das literarische Talent bei Zejszner wie bei Orkan) gezielt einsetzen, um ein regionales Bewusstsein zu wecken sowie die Sensibilität für die Besonderheiten und die Werte der regionalen Kultur zu schärfen. Gegenwärtig werden ihre Schriften, sowohl die literarischen als auch die sozialkritischen (Orkan) über Podhale und die Gorce, weiter erschlossen. Sie gehören zum engen Kanon der Regionalliteratur; dabei haben sie die Quellengrundlage für die Entwicklung von Vorstellungen über die geografische und kulturelle Eigenart der Region geliefert und das Modell einer regionalen Kulturanthropologie entworfen.

Aus dem Polnischen übertragen von Monika Wrzosek-Müller

CHRISTHARDT HENSCHEL

REGIONSMACHER AN DER PERIPHERIE

POLNISCHE UND DEUTSCHE FORSCHER ÜBER DAS NÖRDLICHE MASOWIEN IM ZEITALTER DER WELTKRIEGE

Einführung

Im Jahr 1940 publizierte der Journalist Fritz Fillies einen Erlebnisbericht vom deutschen Überfall auf Polen, der ihn im September des Vorjahres von Ostpreußen aus durch das nördliche Masowien bis nach Warschau geführt hatte. Kurz zuvor, Ende August 1939, lag seine Einheit direkt an der ostpreußischen Grenzlinie und konnte das Geschehen jenseits des Grenzflüsschens Orschütz (Orzyc) genau beobachten:

„In seiner [des Flusses] Mitte hörte Deutschland auf und fing Polen an. [...] Wir [...] beobachteten [...] eine[n] dichten Laubwald, der uns immer wie ein letzter Gruß des deutschen Waldes vorkam. Drüben in Polen schien es Wald im deutschen Sinn nicht zu geben. [...] Jenes polnische Baumwirrsal dort besaß mit deutschen Forsten wenig Gemeinsames. Wir sprachen darüber und empfanden, daß wir im vollen Sinn ein vorgeschobener deutscher Vorposten waren, eine reiche und stolze Heimat hinter uns, einen kargen Landstrich jenseits der Grenze seit Tagen vor den Augen.“¹

¹ FRITZ FILLIES, Meine Kompanie in Polen, Berlin 1940, S. 11 f. Zur Biografie von Fritz (Friedrich) Fillies, geboren 1900 im ostwestfälischen Herford: LU SEEGERS, Hör zu! Eduard Rhein und die Rundfunkprogrammzeitschriften (1931–1965), Potsdam 2001, S. 180 f.; FABIAN JAUSS / JÜRGEN WILKE, „B.Z. am Mittag“, Deutschlands erste Boulevardzeitung, in: Jahrbuch für Kommunikationsgeschichte 14 (2012), S. 58–96, hier S. 63; DAVID OELS, Die Monatsberichte Max Wießners an den Zentralparteiverlag der NSDAP Franz Eher Nachf. über wichtige Geschäftsvorfälle im Deutschen Verlag 1940–1945, Teil II: 1942–1945, in: Archiv für Geschichte des Buchwesens 70 (2015), S. 107–240, hier S. 123.

Später lag Fillies' Kompanie „in einem kleinen polnischen Dorf namens Szlachecka, halbwegs zwischen Pultusk und Ortelsburg“.² Auf gegnerischem Territorium fielen Fillies vor allem die sich von Deutschland unterscheidenden Lebensverhältnisse auf:

„Das war nicht nur Armut, das war auch nicht einfach Elend. Hier lief nicht nur eine Landesgrenze, sondern hier schien etwas, was wir unter europäischem Leben verstanden, zu Ende zu gehen. Ob es überall in Polen so war? dachte man kurz. Dann hörte Europa hier auf, und es begann Asien!“³

Die dabei mithilfe des Mythos vom „deutschen Wald“ und traditioneller Stereotypen so impertinent gezeichnete Zivilisationsgrenze zwischen Deutschland und Polen findet sich in nahezu allen deutschen Beschreibungen von 1939 wieder und wäre in jeder beliebigen anderen deutsch-polnischen Grenzregion ebenso ausgefallen.⁴ Interessant ist deshalb weniger Fillies' Sprachduktus, sondern sein Gegenstand: Mit dem ostpreußischen Masuren und dem nördlichen Teil Masowiens beschrieb er zwei periphere Grenzregionen, die die wenigsten seiner Leser je bereist haben dürften. Aber während das polnische Masowien, eine der historischen Regionen Polens, nur wenige Assoziationen hervorgerufen haben dürfte, war der Name Ostpreußens in Deutschland mit allerlei Konnotationen verbunden, von denen die siegreichen Schlachten in Masuren (1914/15), die im Sinne Berlins verlaufene Volksabstimmung (1920) und die pompöse Bestattung Hindenburghs in Tannenberg (1934) die frischesten waren. Dieses

² FILLIES, Meine Kompanie, S. 7.

³ Ebd., S. 35; ähnlich auch weitere Textstellen, wie zum Beispiel: S. 85, 112, 159–161, 201.

⁴ Die Wahrnehmung des „Ostens“ als kulturell und zivilisatorisch rückständig hat eine lang zurückreichende Tradition und wurde im Nationalsozialismus lediglich aufgegriffen sowie an die neue Ideologie angepasst: EUGENIUSZ CEZARY KRÓL, Polska i Polacy w propagandzie narodowego socjalizmu w Niemczech 1919–1939, Warszawa 2006. Analog zur Wehrmacht: JOCHEN BÖHLER, Auftakt zum Vernichtungskrieg. Die Wehrmacht in Polen 1939–1945, Frankfurt am Main 2006. Zur Diskursfigur des „deutschen Waldes“ im Nationalsozialismus: JOHANNES ZECHNER, Der deutsche Wald. Eine Ideengeschichte zwischen Poesie und Ideologie 1800–1945, Darmstadt 2016, S. 161–193. Zum deutschen Stereotyp des „Polenwalds“ einführend: JAWAD DAHEUR, „Der Polenwald gar finster ist...“ Waldbilder, Geschlechtercodes und Kolonialphantasien der Deutschen in Polen, in: Zwischen Geschlecht und Nation. Interdependenzen und Interaktionen in der multiethnischen Gesellschaft Polens im 19. und 20. Jahrhundert, hg. v. MATTHIAS BARELKOWSKI u. a., Osnabrück 2016, S. 59–78. Vgl. zudem die Wahrnehmung des Waldes durch die deutschen Militärs im Ersten Weltkrieg bei VEJAS GABRIEL LIULEVICIUS, Kriegsland im Osten. Eroberung, Kolonisierung und Militärrherrschaft im Ersten Weltkrieg, Hamburg 2002, S. 42 f.

historische Gepäck thematisiert Fillies, doch wenn er über die Landschaft und Bevölkerung jenseits der Grenze schreibt, verschweigt er einen entscheidenden Punkt: Die aneinander grenzenden Regionen Masowien und Masuren verbindet eine lange, in der Historiografie oft übergangene Verflechtungsgeschichte.

Nicht viel mehr Aufmerksamkeit fand bei Historikern die deutsche Besatzung im Zweiten Weltkrieg im nördlichen Masowien, die in vielerlei Hinsicht eine ostpreußische Expansion war. Im Oktober 1939 annektierte das Deutsche Reich das polnische Territorium zwischen Masuren und den Flüssen Weichsel (Wisła) und Narew und gliederte es als „Regierungsbezirk Zichenau“ in die Provinz Ostpreußen ein. Formal Reichsgebiet, wurde der Bezirk *de facto* wie eine Kolonie Königsbergs verwaltet und erlebte eine von Gewalt, Vertreibung und Willkür geprägte nationalsozialistische Besatzungsherrschaft.⁵ Bei deren Betrachtung stellt sich unter anderem die Frage, inwieweit man die regionale Geschichte deutscher Besatzung sinnvoll in größere Entwicklungszusammenhänge des 20. Jahrhunderts einbetten kann. Die Konstruktion regionaler Geschichtsräume und Selbstverständnisse samt deren transregionalen Verflechtungen könnten dafür ein Indikator sein.

Im Kern geht es darum, inwieweit die historische Regionalforschung der Zwischenkriegszeit und der Kriegsjahre als historischer Faktor der Besatzungszeit anzusehen ist oder lediglich als Teil übergeordneter Prozesse fungiert. Dafür gilt es hinter die letztlich austauschbaren Äußerungen eines Fritz Fillies zu blicken und zu überprüfen, ob die Imagination der Region durch die deutschen Besatzer in einem Verhältnis zur früheren Konstruktion Nordmasowiens als eigener Subregion auf polnischer Seite stand. Gab es hier Vorstellungen, die von den Nationalsozialisten rezipiert, aufgegriffen und in ihrem eigenen Sinne nutzbar gemacht wurden, oder bevorzugten sie eine komplette Umdeutung und Neuerfindung der Region? Ein besonderes Augenmerk liegt dabei auf den Akteuren mit wissenschaftlichem Hintergrund und Anspruch, Regionalforschern und Anthropologen auf polnischer und Historikern auf deutscher Seite.

⁵ RALF MEINDL, Ostpreußens Gauleiter. Erich Koch – eine politische Biographie, Osnabrück 2007, S. 247–296; WITOLD PRONOBIS, Zur Okkupationspolitik des faschistischen deutschen Imperialismus im Regierungsbezirk Zichenau (Ciechanów) 1939–1945, in: Polen im Bannkreis des Imperialismus 1918–1944, hg. v. BRUNO SCHRAGE, Rostock 1980, S. 63–83; Ostpreußens Kriegsbeute. Der Regierungsbezirk Zichenau 1939–1945, hg. v. CHRISTHARDT HENSCHEL, Osnabrück 2021.

Im Dienste der Nation:
Die „Entdeckung“ Nordmasowiens als Region

Als die Wehrmacht 1939 die masurisch-masowische Grenze überschritt, stieß sie nicht nur das Tor nach Polen weit auf. Mit ihren Waffen zerstörten die deutschen Soldaten auch einen uralten Status quo: Seit Menschengedenken war die hiesige Grenze nicht verschoben, geschweige denn waren Kämpfe um ihren Verlauf geführt worden.⁶ Diese lange Dauer machte aus ihr nicht nur eine Trennlinie zwischen Staaten und Imperien, sondern schied im Laufe der Zeit auch unterschiedliche Regierungsformen, Rechtssysteme, Sprachgebiete und Konfessionsgruppen voneinander. Ihr topografischer Verlauf folgte ursprünglich keinen markanten geografischen Scheidelinien, und doch bildet er bis heute die Grundlage der administrativen Gliederung der Region. Bei annähernd gleichen naturräumlichen Gegebenheiten entwickelten sich auf beiden Seiten unterschiedliche, immer noch erkennbare Kulturlandschaften.⁷

Die nördlichen Gebiete Masowiens waren in der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts von den Piasten in das Königreich Polen inkorporiert worden.⁸ Nördlich davon befanden sich die Siedlungsgebiete baltischer Stämme, die bald vom Deutschen Orden eingenommen wurden. Auf dem Gebiet des Ordensstaats wurde im 16. Jahrhundert das Herzogtum Preußen gegründet. Die preußisch-masowische Grenze blieb bis 1939 bestehen. Dies galt auch, als Ende des 18. Jahrhunderts das nördliche Masowien binnen zweier Jahrzehnte mehrmals die staatliche Zugehörigkeit wechselte. Zunächst geriet Masowien im Zuge der Zweiten und Dritten Teilung Polen-Litauens unter die Herrschaft der Hohenzollern: 1793 wurden

⁶ Zur Etablierung der Grenze: MARIAN BISKUP / GERARD LABUDA, Die Geschichte des Deutschen Ordens in Preußen. Wirtschaft, Gesellschaft, Staat, Ideologie, Osnabrück 2000, S. 403–405; SVEN EKDAHL, Der Krieg zwischen dem Deutschen Orden und Polen-Litauen im Jahre 1422, in: Zeitschrift für Ostforschung 13 (1964), 4, S. 614–651; HANS-JÜRGEN KARP, Grenzen in Ostmitteleuropa während des Mittelalters. Ein Beitrag zur Entstehungsgeschichte der Grenzlinie aus dem Grenzraum, Köln / Wien 1972, S. 33–43. Für den sich östlich anschließenden podlachischen Grenzabschnitt auch: ELŻBIETA KOWALCZYK-HEYMAN, Dzieje granicy mazowiecko-krzyżackiej (między Pisz a źródłami Biebrzy), Warszawa 2013. Als Überblick über den Kriegsschauplatz und Truppenstandort Masowien seit dem Mittelalter: Działania militarne na Mazowszu i w Polsce północno-wschodniej, hg. v. ANDRZEJ AKSAMITOWSKI u. a., Warszawa 2000.

⁷ JOANNA PLIT, Krajobrazy kulturowe Polski i ich przemiany, Warszawa 2016, S. 151 f.

⁸ ALEKSANDER GIEYSZTOR, Trzy stulecia najdawniejszego Mazowsza (połowa X – połowa XIII w.), in: Dzieje Mazowsza, hg. v. HENRYK SAMSONOWICZ, Bd. 1, Pułtusk 2006, S. 109–160.

Płozk (Płock) und sein Umland der neugeschaffenen Provinz Südpreußen zugeschlagen, das übrige Gebiet kam zwei Jahre darauf zu Neuostpreußen.⁹ Dieses Intermezzo beendete Napoleon, der nach dem Tilsiter Frieden von 1807 das halbautonome Herzogtum Warschau bildete, dessen Herzstück Masowien war. Nach den Beschlüssen des Wiener Kongresses wurde Nordmasowien zur preußisch-russischen Grenzregion an der Peripherie der Imperien der Romanows und Hohenzollern. Für die nächsten 100 Jahre verlor die preußische und deutsche Geopolitik die Region *de facto* aus dem Blick.

Über die Jahrhunderte standen Masuren und Nordmasowien in einem engen wirtschaftlichen und kulturellen Austausch, der durch Migrationsbewegungen in beide Richtungen begünstigt wurde.¹⁰ Die Grenzbewohner nutzten die Grenze im Sinne einer ökonomischen Ressource, in dem sie zahlreichen legalen und illegalen Praktiken des Grenzhandels und der Arbeitsmigration nachgingen.¹¹ Auch wenn die wirtschaftlichen Verflechtungen zwischen Ostpreußen und Nordmasowien im ausgehenden 19. und frühen 20. Jahrhundert auf einem wachsenden ökonomischen Ungleichgewicht beruhten, das auf unterschiedliche politische und ökonomische Entwicklungen beiderseits der Grenze zurückzuführen ist, bilde-

⁹ MARTIN BROSZAT, Nationalsozialistische Polenpolitik 1939–1945, Stuttgart 1961, S. 35 f. Zur preußischen Herrschaft über Masowien: CHARLOTTE BUSSENIUS, Die preußische Verwaltung in Süd- und Neuostpreußen 1793–1806, Heidelberg 1960; JAN WĄSICKI, Ziemie polskie pod zaborem pruskim: Prusy Nowowschodnie (Neuostpreussen) 1795–1806, Poznań 1963.

¹⁰ BISKUP / LABUDA, Geschichte des Deutschen Ordens, S. 417–419, 481–485; ANDREAS KOSSERT, Preußen, Deutsche oder Polen? Die Masuren im Spannungsfeld des ethnischen Nationalismus 1870–1956, Wiesbaden 2001, S. 22 f.; DERS., Masuren. Ostpreußens vergessener Süden, Berlin 2001, S. 141; WŁODZIMIERZ SPALENIAK, Emigracja sezonowa polskich robotników rolnych do Niemiec (1919–1939), Zamość 2010, S. 20, 42 f.; JANUSZ SZCZĘPAŃSKI, Emigracja z północnego Mazowsza za ocean na przełomie XIX i XX wieku, in: *Zapiski Ciechanowskie* 7 (1989); DERS., Emigracja zarobkowa z Kurpiowszczyzny (do I wojny światowej), in: *Zeszyty Naukowe Ostrołęckiego Towarzystwa Naukowego* 7 (1993), S. 40–51, hier S. 41; KOSSERT, Preußen, S. 53 f. Vgl. die ähnliche Situation an der ostpreußischen Nordgrenze bei RUTH LEISEROWITZ, Sabbatleuchter und Kriegerverein. Juden in der ostpreußisch-litauischen Grenzregion 1812–1942, Osnabrück 2010, S. 102–138.

¹¹ JÓZEF BARAŃSKI, Struktura narodowościowa i zawodowa mieszkańców Mławy w okresie porozbiorowym (do 1864 r.), in: *Zapiski Ciechanowskie* 7 (1989), S. 26–38. Zaborowski konstatiert einen „bedeutenden Bevölkerungsanteil“, der sich zwischen Mława und Rajgród traditionell dem Schmuggel widmete: BOGDAN ZABORSKI, Polskie pogranicze północne i zachodnie, in: *Kalendarz Ilustrowanego Kuryera Codziennego* na rok 1936, Kraków 1936, S. 69–78, hier S. 71.

ten sie ein wichtiges Feld für Alltagskontakte und Austausch zwischen beiden Regionen.¹² Für lange Zeit war der Grenzraum somit eine Zone des Übergangs und des Austauschs, während die Grenzfrage eine rein administrative war.¹³

In der mentalen Landkarte der polnischen nationalen Eliten nahm die wirtschaftlich schwache Region zwischen Weichsel, Narew und der preußischen Grenze nie einen prominenten Platz ein und galt wie seine Bewohner als rückständig, ja zuweilen hinterwäldlerisch.¹⁴ Zwar würdigten Historiker bereits im Zeitalter der Aufklärung die historische Bedeutung der Stadt Płozk und des masowischen Adels für die Genese der polnischen Staatlichkeit, doch leitete sich daraus kein starkes Regionalbewusstsein in der breiten Bevölkerung ab. Immerhin verewigten Schriftsteller wie Zygmunt Krasiński, Aleksander Świętochowski, Bolesław Prus, Henryk Sienkiewicz, Stefan Żeromski und Maria Konopnicka, die zum Teil auch dauerhaft in der Region lebten, im 19. Jahrhundert in ihren Werken einige nordmasowische Orte, die so immerhin einen Platz auf Polens literarischer Landkarte erhielten.¹⁵

¹² Ein weiterer Berührungs punkt war die Religion. So wurde der Wallfahrtsort Heilige-linde (Święta Lipka) gern von polnischen Pilgern frequentiert: ROBERT TRABA, Anpassen, abstoßen oder leben lassen? Die ostpreußische Südgrenze als identitätsstiftender Faktor für die Masuren und ihre polnischen Nachbarn im 19. und 20. Jahrhundert, in: Grenzen und Grenzräume in der deutschen und polnischen Geschichte. Scheidelinie oder Begegnungsraum?, hg. v. GEORG STÖBER, Hannover 2000, S. 183–203, hier S. 190. Auch die protestantischen Gotteshäuser auf der ostpreußischen Grenzseite wurden phasenweise von Gläubigen aus Nordmasowien besucht. KOSZT, Masuren, S. 115.

¹³ TRABA, Anpassen; DERS., Czynnik akulturacji – przyczyna antagonizmu – sposób na życie? Podudniowa granica Prus Wschodnich jako element kształtowania się tożsamości Mazurów i ich polskich sąsiadów w wiekach XIX i XX, in: Kultura i Społeczeństwo 42 (1998), 3, S. 69–84.

¹⁴ JAN STANISŁAW BYSTROŃ, Megalomania narodowa, Warszawa 1995, S. 113–151.

¹⁵ So ließ Sienkiewicz einen guten Teil seiner „Kreuzritter“ (1900) in Nordmasowien spielen, etwa auf der Burg Ciechanów, die im Zweiten Weltkrieg zum Hinrichtungsort werden sollte. Świętochowski machte das Dorf Gołotczyzna bei Ciechanów vor dem Ersten Weltkrieg nicht nur zu seinem Lebensmittelpunkt, sondern auch zu einem Zentrum des Positivismus. Maria Konopnicka hatte ebenfalls engere Verbindungen zu Ciechanów. Der Umstand, dass für die jüdische Bevölkerung der Stadt die Anciennität von Płozk als jüdischer Ort neben Kalisch (Kalisz) und Krakau ein wichtiger Bestandteil des Selbstverständnisses war, kann hier nur erwähnt werden. Ausdruck dieses eigenen jüdischen Blicks auf Stadt und Region ist die vom *Institute for Jewish Research* (YIVO) kurz vor Kriegsbeginn veröffentlichte Studie von Isaiah Trunk, die als Beitrag zu einer modernen und säkularen jüdischen Geschichtsschreibung verstanden wurde: ISAIAH TRUNK, *Di geshikhte fun Yidn in Plotsk 1237–1657*, Varshe 1939; NICOLE LAPIERRE, *Le Silence de la mémoire. A la recherche des Juifs de Plock*, Paris 1989, S. 36 f.

Es waren lokale Akteure, die sich um die Herausbildung eines breiter verankerten und historisch begründeten Regionalbewusstseins bemühten. Erste Ausprägungen eines spezifischen Regionaldiskurses lassen sich bereits im 16. Jahrhundert nachweisen.¹⁶ Viel zentraler war indes die Tätigkeit der Płozker Wissenschaftlichen Gesellschaft (*Towarzystwo Naukowe Płockie*, TNP). Gegründet im Jahr 1820 von lokalen Würdenträgern, hatte sie neben der Förderung der Wissenschaften auch die Erforschung der unmittelbaren Region zur Aufgabe. Ihre Aktivitäten kamen mit dem Novemberaufstand von 1830/31 zum Erliegen und konnten danach aufgrund der veränderten politischen Lage nicht wieder aufgenommen werden; erst 1907 kam es zu einer Neugründung.¹⁷ Die größte Wirkungsgeschichte unter den Mitgliedern dieser neuen TNP hatte deren Gründungsdirektor Aleksander Maciesza (1875–1945), dessen Beispiel die Rolle der lokalen Intelligenz bei der Entwicklung eines nordmasowischen Regionalismus verdeutlicht.

Wollte man einen Idealtypus eines Regionalforschers und -aktivisten in Nordmasowien vor dem Ersten Weltkrieg entwerfen, so würde Aleksander Maciesza diesem ganz entsprechen. Wie einige „Kollegen“ in den kleineren Städten der Region war auch er Akademiker in Staatsdiensten und konnte auf eine recht typische imperiale Biografie im Russländischen Reich zurückblicken. Maciesza wurde 1875 im sibirischen Tomsk geboren, wohin seine aus dem heute belarussischen Kreis Vaükavysk (poln.: Wołkowysk) stammende Familie als Unterstützer des Januaraufstands verbannt worden war. 1901 ließ er sich in Płozk als Gefängnis- und Augenarzt nieder und war bald darüber hinaus in verschiedenen Institutionen als Mediziner, besonders im Bereich der Augenheilkunde tätig. Zugleich entwickelte er ein vielfältiges öffentliches Engagement als Gründungsvorstand des TNP, Gründer eines Gymnasiums und des Regionalmuseums, Abgeordneter der russischen Staatsduma und Stadtpräsident von Płozk.

Ermöglicht wurde ihm die Aufnahme in die städtische Elite sicherlich nicht nur durch sein medizinisches, politisches und wissenschaftliches Engagement, sondern auch durch seine Heirat mit der verwitweten Maria Kunklowa (1869–1953), geb. Ehrlich, aus einer angesehenen und gesell-

¹⁶ HANS-JÜRGEN BÖMELBURG, Frühneuzeitliche Nationen im östlichen Europa. Das polnische Geschichtsdenken und die Reichweite einer humanistischen Nationalgeschichte (1500–1700), Wiesbaden 2006, S. 353–358.

¹⁷ ALEKSANDER KOCISZEWSKI, Regionalizm mazowiecki, Ciechanów 1993, S. 50–57.

schaftlich aktiven Arztfamilie.¹⁸ Macieszas Betätigungsfeld waren sein Wohnort und die unmittelbare Region, die sich bis 1915 unter russischer und bis 1918 unter deutscher Herrschaft befand, danach aber Teil der Polnischen Republik wurde. Indem er sich mit seinem Lebensumfeld wissenschaftlich auseinandersetzte und – ganz im Sinne der Warschauer Positivisten – viel Energie aufwand, das erworbene Wissen der Bevölkerung zu vermitteln, umging er das im Zarenreich geltende Verbot eines Engagements für eine nationale Wiedergeburt Polens. War eine national imprägnierte Geschichtsschreibung und Wissenschaft nicht erlaubt, konnten entsprechende Inhalte dennoch über den Umweg der Lokalhistorie transportiert werden.

Von der Beschäftigung mit der Geschichte und Anthropologie gelangte Aleksander Maciesza in der Zwischenkriegszeit zu einer Regionalismuskonzeption, zu dem ihm offensichtlich die Arbeiten des französischen Sozialgeografen Élisée Reclus (1830–1905) inspiriert hatten, der seinem postum erschienenen „*L’homme et la Terre*“ folgendes Motto voranstellte: „*La géographie n’ est autre chose que l’ histoire dans l’ espace, de même que l’ histoire est la géographie dans le temps*“. Diesen Satz zitierte Maciesza mehrmals, etwa in einem Vortrag, den er im September 1925 auf dem 12. Kongress der Polnischen Ärzte und Naturforscher hielt.¹⁹

Der Płozker Arzt verband Geografie mit Historie, Naturraum mit Geschichtlichkeit, um zu einem Konzept der Region Nordmasowiens zu finden. Denn, so argumentierte er in besagtem Vortrag, eine rein topografisch-naturräumliche Binnengliederung der polnischen Ebene würde zu kurz greifen, wollte man räumliche Zusammenhänge beschreiben, die in ihrer Größe zwischen den Landkreisen und den historischen Großregionen lägen. Die genaue Charakterisierung einer Region erfordere nämlich nicht nur eine Beschreibung ihres gegenwärtigen Zustands, sondern auch des vergangenen. Aus diesem Grund plädierte Maciesza dafür, aufgrund der „anthropogeografischen“ Unterschiede zwischen Nord- und dem übrigen Masowien ersteres als „eigenständige geografische Region“ mit dem Namen „Płozker Masowien“ (*Mazowsze Płockie*) zu de-

¹⁸ Maria Macieszyna entwickelte wie ihr Gatte umfangreiche, weit über ihren Beruf als Lehrerin hinausgehende Aktivitäten als Autorin, Regionalforscherin und Aktivistin. Im Folgenden steht aber vor allem die Regionalkonzeption Aleksander Macieszas im Fokus, was ihre Verdienste nicht schmälern soll. Zu ihrem Wirken: ANNA MARIA STOGOWSKA, Maria Macieszyna jako regionalistka, in: *Notatki Płockie* 39 (1994), 2, S. 29–32.

¹⁹ ALEKSANDER MACIESZA, *Mazowsze Płockie jako odrębny region geograficzny*, in: *Przegląd Geograficzny* 7 (1927), 1/2, S. 72–78, hier S. 75; DERS., *Opisy powiatów a studja nad stosunkami województw, jako jednostek regionalnych*, Płock 1928, S. 5–14.

finieren. Dabei ging es ihm nicht um eine schlichte Unterscheidung der Gebiete nördlich und südlich der Weichsel. Er plädierte für genaue geografische und anthropologische Untersuchungen, auf deren Grundlage erst Regionen definiert werden sollten, in denen dann die Landkreise als Verwaltungseinheiten aufgrund ihrer regionalen Gemeinsamkeiten kooperieren würden.

Maciesza bevorzugte die Bezeichnung „Plozker Masowien“ auch deswegen, weil er sie als populär, „im Alltagsleben gebraucht“ erlebte und ihr zutraute, geografischen und „anthropogeografischen“ Kriterien standzuhalten.²⁰ Außerdem erwartete er, dass dieser Begriff die Verwaltungsnomenklatur des Zarenreichs, welche die Region nur als Gouvernement Plozk innerhalb des Weichsellandes kannte, verdrängen würde: „Die Einführung des Namens ‚Plozker Masowien‘ trägt zur Ausmerzung der Verwaltungsbegriffe aus der Zeit der Teilungen bei und entspricht eher den Bedürfnissen von Wissenschaft und Leben.“²¹

Wie Maciesza selbst bemerkte, war er nicht der erste, der sich Gedanken über eine sinnvolle Binnengliederung Masowiens machte. Die 1820–1830 erstmals bestehende TNP verschrieb sich von Anfang an der Erforschung der Region, und auch Lokalhistoriker wie der in Plozk lebende Wincenty Hipolit Gawarecki (1788–1852) hatten bereits in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine beachtliche Menge lokal- und regionalgeschichtlicher Quelleneditionen und Beschreibungen hervorgebracht.²² Für die Autoren des „Geografischen Wörterbuchs des Königreichs Polen und anderer slawischer Länder“ von 1887 war die alte Bischofsstadt Plozk „der Schlüssel zu Masowien, eine Festung, die die Herrschaft der Piasten über die Urwaldgebiete festigte, deren von der Waldwirtschaft lebende Bevölkerung der zivilisatorischen Überlegenheit der Großpolen unterlag“.²³

Zu Macieszas Vorgängern gehörten ebenso bekannte Ethnologen und Geografen wie Oskar Kolberg oder Wacław Nałkowski.²⁴ Auch wenn sich

²⁰ DERS., Mazowsze Płockie, S. 78.

²¹ Ebd.

²² ANNA MARIA STOGOWSKA, Opisy miast mazowieckich Wincentego Hipolita Gawareckiego, in: Mazowieckie miasteczka na przestrzeni wieków, Wybrane zagadnienia rozwoju gospodarczego, społecznego i kulturowego, hg. v. ANDRZEJ STAWARZ, Warszawa 1999, S. 102–109.

²³ Słownik geograficzny Królestwa Polskiego i innych krajów słowiańskich, hg. v. FILIP SULIMIERSKI u. a., Bd. 8, Warszawa 1887, S. 285.

²⁴ MACIESZA, Mazowsze Płockie, S. 73 f.

deren auf geomorphologische Kriterien stützende Konzepte in vielen Einzelheiten unterschieden, sahen sie die nördlichen Gebiete Masowiens in der Regel als eigene Subregion an. Maciesza plädierte indes dafür, bei der Definition der Region weitere Faktoren, besonders aber anthropologische und eben historische, zu berücksichtigen.²⁵ So verwies er neben geologischen und hydrologischen auf die siedlungsgeschichtlichen Unterschiede zwischen dem früher besiedelten Nordteil und der Region um Warschau hin und erblickte in der starken Fragmentierung der masowischen Herrschaftsgebiete, deren Rechtssystemen, Infrastruktur und sozialer Zusammensetzung weitere wichtige regionale Besonderheiten.²⁶ Dazu zählte er auch die Grenzlage des „Płozker Masowien“, das er als „von Kleinadel bevölkertes Grenzgebiet“ beschrieb und so vom bereits im Binnenland liegenden, von Großgrundbesitzern dominierten „Warschauer Masowien“ abgrenzte.²⁷

Macieszas Wirken darf tatsächlich als exemplarisch für eine Reihe regionaler Aktivisten in Nordmasowien gelten, die zu Beginn des 20. Jahrhunderts mithilfe des historischen und kulturellen Erbes ihrer Stadt und deren Umlands ein regionales Bewusstsein in der Bevölkerung wecken wollten. In Płozk befand sich Maciesza beispielsweise im Austausch mit dem Notar Dominik Staszewski (1861–1926), der unter anderem eine Geschichte seiner Heimatstadt Mława publizierte.²⁸

Nicht viel anders als Maciesza ging auch Józef Longin Ostaszewski (1875–1942) in seiner 1934 erschienenen „Geschichte des Mławaer Masowiens“ vor.²⁹ Ostaszewski war ebenfalls ein zugezogener Mediziner in russischen Staatsdiensten, der sich 1910 nach seinem Wehrdienst im Militär als Eisenbahnarzt und Direktor des städtischen Krankenhauses in Mława niedergelassen hatte. Auch er war neben seiner medizinischen Tätigkeit lokalpolitisch engagiert, verfasste regionalkundliche und historische Arbeiten und trat als Verleger, Maler und Mitbegründer des städtischen Museums von Mława in Erscheinung. Außerdem hielt er Kontakt

²⁵ Ebd., S. 75.

²⁶ Ebd., S. 76.

²⁷ Ebd., S. 78.

²⁸ ANNA STOGOWSKA, Ksiądz Władysław Skierkowski – badacz Kurpiowszczyzny, in: Notatki Płockie 40 (1995), 3, S. 22–25, hier S. 23; DOMINIK STASZEWSKI, Moralność i umoralanienie Kurpiów. Studium obyczajowe, Płock 1903; DERS., Mława. Opis historyczny, Warszawa 1907.

²⁹ JÓZEF OSTASZEWSKI, Z dziejów mławskiego Mazowsza. Szkic historyczny, Mława 1934.

zu polnisch-masurischen Aktivisten.³⁰ In der erwähnten „Geschichte des Mławaer Masowiens“ vertritt Ostaszewski die Überzeugung, dass sich die Charaktereigenschaften der slawischen Urbevölkerung seit der Besiedlung der Region kaum verändert hätten. Die Beschäftigung mit der regionalen Geschichte sei somit zugleich eine Beschäftigung mit dem ursprünglichen Polentum:

„So wie es, möchte man einen Eindruck von der Steinzeit erhalten, nützlich ist, den Menschen auf der Entwicklungsstufe jener Zeit zu beobachten, etwa in Australien, so ist es für die Erhellung des Halbdunkels der Geschichte unseres Volkes nützlich, dieses in einem historischen Abschnitt und auch heute in seiner ursprünglichsten Form zu beobachten.“³¹

Ostaszewski zufolge war es der Nordteil Masowiens, der aufgrund seiner historischen Entwicklung ein ideales Forschungsfeld auf der Suche nach einer reinen polnischen Nationalgeschichte bot. Neben der frühen Besiedlung durch slawische Stämme, so führt er aus, sei die Region über Jahrhunderte weitgehend unberührt von fremden Einflüssen, wie den Einfällen der Tartaren oder der Ansiedlung deutscher Kolonisten, geblieben. Auch das Christentum habe es schwer gehabt sich durchzusetzen, während die Reformation auf entschiedenen Widerstand gestoßen sei.

Masowien erschien Ostaszewski daher als „Polens ursprünglichster und konservativster“, ja „wildester Teil“ mit einer über Jahrhunderte stabilen und homogenen Bevölkerung.³² Diese verband nach seiner Überzeugung die reinsten Eigenschaften des „nordischen Typus“ und des „vorchristlichen Slawentums“:

„Dieser Stamm ist in außerordentlicher Weise Träger hoher moralischer Werte, die über zwei Jahrtausende in eigenständigen Bedingungen vor dem Hintergrund der uralten heidnischen Hochkultur der Urslawen herangezüchtet wurden.“³³

Nordmasowien wurde von seinen Regionalforschern also als Schauplatz wichtiger anthropologischer und siedlungsgeschichtlicher Prozesse wie

³⁰ STANISŁAW FLIS, Józef Ostaszewski, działacz kulturalny Mazowsza Północnego (1875–1942), in: *Rocznik Mazowiecki* 5 (1974), S. 433–446; TADEUSZ ORACKI, Józef Longin Ostaszewski, in: *Polski Słownik Biograficzny*, Bd. 24, S. 256 f.

³¹ OSTASZEWSKI, *Z dziejów mławskiego*, S. 5.

³² Ebd., S. 5 f.

³³ JÓZEF OSTASZEWSKI, *Dzieje pierwotne szczezu mazurskiego. Studjum historyczno-językoznawcze*, Warszawa 1935, S. 6.

der slawischen Nordexpansion interpretiert.³⁴ Somit verwundert es kaum, dass sich Maciesza neben der Augenheilkunde intensiv mit der Anthropologie beschäftigte. Seine Publikationen in dieser Disziplin ebneten ihm den Weg zu überregionaler wissenschaftlicher Anerkennung, die sich nicht zuletzt in seiner Aufnahme in die Polnische Akademie der Gelehrsamkeit (*Polska Akademia Umiejętności*, PAU) in Krakau und das Pariser *Institut International d'Anthropologie* niederschlug. Mit seinen Untersuchungen erwies er sich auf der damaligen wissenschaftlichen Höhe der Zeit; darüber hinaus leitete er aus seinen Schädelstudien, die er auch fotografisch dokumentierte, rassenkundliche Argumente für sein Regionskonzept ab. Wie seine Kollegen Staszewski und Leon Rutkowski ging Maciesza davon aus, dass gewisse Besonderheiten des Schädelbaus auf eine nordmasowische „lokale Rasse“ schließen ließen, was er am Beispiel der Kurpischen Heide nachweisen wollte. Zu diesem Zweck durchwanderte er im Sommer 1914 gemeinsam mit seiner Gattin über mehrere Wochen den Kreis Przasnysz. Maciesza versuchte den Nachweis zu erbringen, dass das nördliche Masowien eine anthropologisch relevante Region für Polen und die polnische Ethnogenese sei. Er war überzeugt, dass die nordmasowische Bevölkerung zum nordischen Typ zählte, wenngleich durch Handel und Reisen auch andere Rassetypen hinzugekommen waren.³⁵

Die seit Jahrhundertbeginn anhaltende Suche nach einem polnischen nationalen Urzustand ist ein Ausdruck des Bedürfnisses nach nationaler Identifikation in einem Gebiet, das über ein Jahrhundert Teil des Russischen Reichs war und nach einer kurzen deutschen Besatzungszeit im November 1918 zum Grenzland der Polnischen Republik wurde und zu allem Überfluss im Schatten Warschaus lag. Maciesza, Staszewski und Ostaszewski verorteten sich und ihre Forschungen zwar im lokalen und regionalen Kontext, dachten aber umso stärker in nationalen Kategorien. Nordmasowien erschien ihnen als spezifische Region mit vielen Eigenheiten, die sie jedoch stets in gesamtnationale Zusammenhänge einordneten,

³⁴ Ebd.

³⁵ Maciesza stützte sich dabei auf die Vorarbeiten von Leon Rutkowski (1861–1917). Dieser war wie Maciesza Arzt und widmete sich darüber hinaus anthropologischen Untersuchungen in seinem Wohnort Plonsk (Płońsk) und Umgebung. ALEKSANDER BOLESŁAW MACIESZA, Leon Rutkowski jako badacz naukowy. *Odbitka z Księgi Pamiątkowej Koła Płoczan*, Warszawa 1931; DERS., *Typy antropologiczne ludności wczesno-historycznej Mazowsza Płockiego* (czaszki płońskie X–XII w. zebrane przez L. Rutkowskiego), in: *Wiadomości Archeologiczne* 12 (1933), S. 30–38; DERS., Osobnik jako przedmiot studiów antropologii, in: *Pamiętnik XIV Zjazdu Lekarzy i Przyrodników Polskich w Poznaniu*, hg. v. ANTONI WŁADYSŁAW JAKUBSKI / KAROL JONSCHEI, [Poznań] 1933, S. 597–605.

also in Kontexte, die in den wissenschaftlichen Diskursen im Russländischen Imperium keinen Platz fanden. Nordmasowien war für die Regionalforscher unbestritten eine polnische Kernregion, und man überinterpretiert das Werk dieser Autoren sicher nicht, wenn man ihnen unterstellt, dass sie in diesem Gebiet die gleichsam polnischste aller polnischen Regionen erblickten. Dabei ging es auch darum, der Marginalisierung der eigenen Region entgegenzuwirken, die aufgrund der Grenzlage und der Nähe von Warschau höchstens als zurückgebliebene Peripherie wahrgenommen wurde. Es war aber gerade die in der TNP versammelte lokale Elite von Płozk, die – historisch mit der nationalen politik- und kulturgeschichtlichen Bedeutung ihrer Stadt argumentierend – einen angemessenen Platz der Region auf der *mental map* der Hauptstadteliten einforderte.

Das Bedauern darüber, dass Płozk nie die Bedeutung von Warschau erreicht hatte und es nicht gelang, die Marginalisierung der Stadt in vielen Bereichen zu überwinden, wird zwischen den Zeilen der Texte der Lokalforscher immer wieder deutlich. Hinzu kommt der an die Hauptstädter gerichtete Vorwurf der Ignoranz, da für sie Nordmasowien eine völlig unbekannte und unbedeutende Gegend war. In diesem Sinne beklagte sich etwa Ostaszewski und erwähnte süffisant, ein Rezensent seiner „Geschichte des Mławaer Masowiens“ habe seine positive Besprechung mit dem Titel „Nahe, aber unbekannte Welt“ überschrieben.³⁶

Mussten die regionalen Studien vor dem Großen Krieg noch Rücksicht auf die Befindlichkeiten der zaristischen Zensur nehmen, konnten sie sich nach 1918 frei entfalten. Bald fanden die regionalen Forscher und Aktivisten, inzwischen häufig anerkannte lokale Honoratioren oder Funktionsträger, Verbündete in der staatlichen Verwaltung. Diese legte nach dem Maiputsch von 1926 ein vermehrtes Interesse an den Regionen des Landes an den Tag. Es ist deshalb sicher kein Zufall, dass bereits im Juli 1926 bekannte Wissenschaftler ein Programm des polnischen Regionalismus postulierten, das auf einer Verbindung wissenschaftlich fundierten politischen Handelns, einer regional agierenden Wirtschaft, einer ausgebauten Kultur- und Bildungsarbeit sowie einer Zusammenarbeit von Verwaltung, Berufsverbänden und Genossenschaften beruhen sollte.³⁷

³⁶ OSTASZEWSKI, Dzieje pierwotne, S. 6.

³⁷ Program regionalizmu polskiego, in: Ziemia 11 (1926), 13–14, S. 211 f. Die Autoren gehörten dem Wissenschaftlichen Beirat der Sektion der allgemeinbildenden Regionaluniversitäten beim Verband der polnischen Lehrerschaft allgemeinbildender Schulen (*Rada Naukowa Sekcji Powszechnych Uniwersytetów Regionalnych Związku Polskiego Nauczycielstwa Szkół Powszechnych*) an.

1927 initiierte Henryk Józefski, der Chef des Kabinetts des Premierministers, die Einrichtung von Regionalkomitees auf Wojewodschaftsebene (*Wojewódzkie Komitety Regionalne*), die sich aus Politikern, regierungsfreundlichen Vertretern von Organisationen und Experten zusammensetzen und eine beratende Funktion einnehmen sollten. Dahinter verbarg sich ein machtpolitisches Kalkül, suchte man doch nach einer Möglichkeit, Macht und politische Agenda des Regimes auch auf regionaler Ebene durchzusetzen. Hinzu kam die Überlegung, angesichts der ethnischen und konfessionellen Heterogenität der Bevölkerung Polens auf der regionalen und lokalen Ebene die Schaffung von Loyalitäten und Bindungen in Angriff zu nehmen.³⁸

In einem Rundschreiben des Innenministeriums vom Herbst 1927 ist deshalb zu lesen, jede Wojewodschaft sei nicht nur eine Verwaltungseinheit, sondern auch:

„eine regionale Einheit, die ihre eigene Individualität und ihr eigenes Leben hat, das sich von anderen Wojewodschaften unterscheidet. Im Interesse des Staates als Gesamtheit liegt es, dass das individuelle Leben jeder Wojewodschaft so üppig und vielfältig wie möglich sei und sich aus den unterschiedlichen Eigenschaften jedes Gebiets Kräfte und Werte für das Wohl des Ganzen entwickeln.“³⁹

Die Wojewoden waren angehalten, ihre Politik auf wissenschaftliche Regionalstudien aus den Bereichen der Geografie, Soziologie, Ökonomie, Politologie zu gründen.⁴⁰ In der Tat entwickelten sich in den nächsten Jahren verschiedene Formen einer Regionalpolitik, die von wirtschaftspolitischen (Schlesien) bis zu religions- und nationalitätenpolitischen (Wolhynien, Lublin) Ansätzen reichte, oft aber über tourismusfördernde Maßnahmen nicht hinausging. In der Wirtschaftskrise verloren die Regionalkomitees schnell an Bedeutung, weil die Lösung der ökonomischen

³⁸ Chojnowski vergleicht die Komitees mit „Operationsstäben, die zur Unterstützung der Wojewoden die dringlichsten Problemlagen der jeweiligen Region herausarbeiten und Lösungsvorschläge unterbreiten sollten: ANDRZEJ CHOJNOWSKI, Piłsudczycy u władzy. Dzieje Bezpartyjnego Bloku Współpracy z Rządem, Wrocław 1986, S. 37 f. Die Komitees entstanden vorrangig in den ethnisch gemischten östlichen Wojewodschaften, wo sie vor allem wirtschaftspolitische und nationalitätenpolitische Vorschläge unterbreiteten: DERS.; Koncepcje polityki narodowościovej rządów polskich w latach 1921–1939, Wrocław u.a. 1979, S. 91–93. Vgl. WALDEMAR KOZYRA, Regionalizm administracyjny w Polsce w latach 1926–1939, in: *Res Historica* 37 (2014), S. 125–138, hier S. 126.

³⁹ MACIESZA, Opisy powiatów, S. 64.

⁴⁰ Ebd., S. 65 f., 69–74. Zu den Regionalkomitees: CHOJNACKI. Piłsudczycy u władzy, S. 37 f.

Probleme des Landes – neben einem strikten Sparkurs – letztlich doch in einer stärkeren Zentralisierung gesehen wurde.⁴¹

Auch in der Wojewodschaft Warschau bestand spätestens seit 1928 ein Regionalkomitee, und erneut war es Maciesza, der auf die Besonderheiten der einzelnen Subregionen verwies, die sich aufgrund historischer Prozesse und geografischer Gegebenheiten in ihrer ökonomischen und sozialen Struktur unterschieden.⁴² Die Umsetzung der Postulate Macieszas und Józowskis scheiterte meist an der politischen und ökonomischen Realität. Das Regionalkomitee für die Wojewodschaft Warschau scheint sich in Masowien vor allem um die Koordination der Kulturarbeit und landeskundlicher Aktivitäten gekümmert zu haben.⁴³

Immerhin wurde 1929 im Kreis Płozk eine Regionalausstellung organisiert, die zeitgleich und ergänzend zur polnischen Landessausstellung anlässlich des 10-jährigen Bestehens der Polnischen Republik stattfand.⁴⁴ Dabei ging es den Organisatoren nicht nur um eine Leistungsschau der regionalen Wirtschaft, Wissenschaft und Gesellschaft, sondern vor allem auch um einen Blick in die Geschichte als Grundlage jedweder regionalen Identität.

Die präsentierten wirtschaftlichen Leistungen und landschaftlichen Schönheiten sollten im Verein mit Historie und Traditionen die hier lebenden Menschen zu einer solidarischen Gemeinschaft schmieden. Dieser „Regionalismus“, so Maciesza, strebe danach,

„in den Provinzzentren eine kulturell-wirtschaftlich-wissenschaftliche Bewegung auf höchstem Niveau zu erwecken. Diese Bewegung hat zum Ziel, die in

⁴¹ KOZYRA, Regionalizm administracyjny, S. 126–130.

⁴² ANNA MARIA STOGOWSKA, Płock jako centrum regionalizmu na Mazowszu, in: Mazowsze w dwudziestoleciu międzywojennym (w granicach województwa warszawskiego), hg. v. ANDRZEJ STAWARZ, Warszawa 1998, S. 219–227, hier S. 222. Vgl. Die Einteilung Masowiens in Regionen [Karte], in: Informacyjno-turystyczny przewodnik po województwie warszawskim, hg. v. REGINA DANYSZ-FLESZAROWA u.a., Warszawa 1932, S. 8 f. Diese Publikation wurde vom Regionalkomitee der Wojewodschaft Warschau (*Warszawski Wojewódzki Komitet Regionalny*) und der Warschauer Sektion der Polnischen Landeskundlichen Gesellschaft (*Polskie Towarzystwo Krajoznawcze*) herausgegeben. Darin wurden u.a. landeskundliche Touren angeboten, die die Leistungen und Errungenschaften der lokalen Selbstverwaltungen und der Landwirtschaft demonstrieren sollten.

⁴³ JANUSZ KRÓLIK, Muzea na Mazowszu w okresie międzywojennym, in: Mazowsze w dwudziestoleciu międzywojennym (w granicach województwa warszawskiego), S. 229–237, hier S. 233; Informacyjno-turystyczny przewodnik po województwie warszawskim, hg. v. REGINA DANYSZ-FLESZAROWA u.a., Warszawa 1932, S. 249–278.

⁴⁴ STOGOWSKA, Płock jako centrum, S. 223 f.

den Menschen und dem jeweiligen Gebiet schlummernden Werte herauszustellen und zu potenzieren, zu deren und des Staates Nutzen.“⁴⁵

Das Wohlstandsgefälle zwischen Masuren und Masowien wurde unterdessen auch nach 1918 nicht geringer. Dies lag nicht nur am mangelnden Interesse der Zentralregierung an der Region, sondern an den starken Kriegszerstörungen und der Verlängerung des Weltkriegs bis in den Herbst 1920 auf polnischer Seite. Während im Deutschen Reich bereits vor dem Kriegsende der Wiederaufbau begann und Masuren über die „Ostpreußenhilfe“ starke staatliche Unterstützung erfuhr, fehlte in Nordmasowien ein ähnliches Regierungsprogramm.⁴⁶

Mitte der 1930er Jahre wurde die offensichtliche Kluft zwischen beiden Regionen von polnischen Konsularbeamten thematisiert und die Angleichung von Infrastruktur und Erscheinungsbild der Bausubstanz gefordert. Auslöser dieses Interesses an der Grenzregion waren die sich verschärfenden polnisch-deutschen Beziehungen. Polen sollte sich, so der Wunsch der Beamten, auf einem ähnlichen infrastrukturellen Niveau präsentieren wie die deutsche Nachbarregion. Schließlich wurden einige Investitionen in Straßen und öffentliche Gebäude umgesetzt. Dabei ging es nicht nur um Imagepflege nach außen, sondern auch darum, die masurische Bevölkerung selbst von der Attraktivität des polnischen Staats zu überzeugen.⁴⁷ Der „Kurier Poznański“ verkündete gar eine „polnische kulturelle Maginot-Linie“, weil im Jahr 1939, wie im gesamten deutsch-polnischen Grenzgebiet, auch in den Kreisen Mława und Soldau (Działdowo) gemauerte polnische Schulen eröffnet wurden.⁴⁸

Lag also vor 1918 die Herausstellung der historisch verbrieften Polonität der eigenen Region und damit der eigenen nationalen Identität im Fokus der Regionalforscher, wandelte sich in der Zweiten Polnischen

⁴⁵ ALEKSANDER MACIESZA, Co to jest Okręg. Wystawa Regionalna?, in: Mazowsze Płockie i Kujawy (1929), 5, S. 65, zitiert nach: MARIUSZ ŻUŁAWNIK, Pierwsza Okręgowa Wystawa Regionalna w Płocku w 1929 r., in: Notatki Płockie 50 (2005), 1, S. 45–48.

⁴⁶ JAN SALM, Ostpreußische Städte im Ersten Weltkrieg. Wiederaufbau und Neuerfindung, München 2012.

⁴⁷ MARCIN PRZEGIĘTKA, Rywalizacja na pograniczu: Prusy Wschodnie i sąsiednie polskie powiaty województw białostockiego i warszawskiego w drugiej połowie lat trzydziestych XX wieku, in: Komunikaty Mazursko-Warmińskie 44 (2008), 2, S. 125–136, hier S. 129, 131. Die deutsche Seite reagierte auf die polnischen Anstrengungen mit der Ausweitung der eigenen Investitionen.

⁴⁸ Polska kulturalna linia Maginota, in: Kurier Poznański, 12. August 1939; Bundesarchiv Berlin (hiernach: BArch), R 153/740, Polnische Presseauszüge (Nr. 343), 15. August 1939.

Republik die Regionalforschung zu einem Werkzeug der Polonisierung des in so vielen Belangen heterogenen Staats. Als Besonderheit Nordmasowiens wurde dabei dessen relative ethnische Homogenität und die Verwurzelung der Bevölkerung in traditionellen Lebenswelten herausgehoben – nicht zuletzt, um sich als Gegenpol zum kosmopolitischen Warschau und den ethnisch uneindeutigen Bevölkerungen der östlichen und westlichen Grenzgebiete zu etablieren. Zugleich trat der deutsch-polnische Antagonismus als neues Element hinzu, besonders in den letzten Vorkriegsjahren.

Von einer *terra incognita* zum deutschen Kulturboden: Deutsche Sichtweisen auf Nordmasowien

Nordmasowien blieb nach der Gründung der Republik Polen aus Berliner und Königsberger Perspektive vergleichsweise unbedeutend. Es war kein Gebiet, das das Deutsche Reich abgeben musste und lag somit an keiner „blutenden Grenze“.⁴⁹ Vielmehr erwies sich die hiesige Grenze auch in dieser Zeit als sehr stabil. Die Bewohner der masurischen Grenzkreise stimmten in der Volksabstimmung von 1920 mehrheitlich für den Verbleib im Reich. Die Alliierten akzeptierten den Ausgang des Plebiszits, mit Ausnahme des Städtchens Soldau. Hier hatte es ebenfalls eine Mehrheit für den Verbleib bei Deutschland gegeben, doch aufgrund ihrer Bedeutung als Eisenbahnknoten wurde die Kleinstadt samt Umland Polen zugesprochen.

Nach einer kurzen Phase der Empörung wurde dieser deutsch-polnische Konflikt in der Zwischenkriegszeit aber kaum thematisiert, denn die Aufmerksamkeit der Grenzrevisionisten quer durch das Parteienspektrum richtete sich auf die anderen an Polen abgetretenen Gebiete beziehungsweise auf mögliche weitere polnische Gebietsansprüche.⁵⁰ Gleiches gilt für die sich schnell formierende deutsche Ostforschung.⁵¹ Konkrete Pläne für die Annexion Nordmasowiens durch das Deutsche Reich sind im Vorfeld des deutschen Überfalls deshalb keine nachzuweisen. Die äußere Gefahr, die sich angeblich aus Ostpreußens Insellage ergab, wurde

⁴⁹ Zum Motiv des „verstümmelten Volkskörpers“ und der „blutenden Grenze“: AGNES LABA, Die Grenze im Blick. Der Ostgrenzen-Diskurs der Weimarer Republik, Marburg 2019, S. 238–246.

⁵⁰ Zum deutschen Grenzdiskurs zuletzt: Ebd.

⁵¹ KOSSELT, Preußen, S. 145–166; DERS., Masuren, S. 243–259, 281–288.

im „polnischen Korridor“ und nicht in Masowien ausgemacht.⁵² Dennoch wirkten sich die Spannungen im deutsch-polnischen Verhältnis stets auch auf die Situation im nordmasowischen Grenzgebiet aus. Dies war vor allem an der besagten verschärften Bewachung und der Erschwerung des Grenzübertritts für Saisonarbeiter festzumachen.

Auf beiden Seiten wurde der Grenzschutz ständig ausgebaut und die Geheimdienste begannen sich – in weitaus bescheidenerem Maße als in anderen Regionen – für das Grenzland zu interessieren.⁵³ Polen blieb ebenfalls nach dem Plebisitz ein starkes Feindbild deutscher Politik, das scheinbar alle antideutschen Einstellungen in sich vereinte.⁵⁴ Besonders deutlich wurde das im Jahr 1932, als sich der deutsch-polnische Konflikt in den Medien hochschaukelte. Zunächst erschien im Januar ein Roman des in Marienwerder stationierten Oberleutnants der Reichswehr Hans Martin, in dem er die Gefahr einer polnischen Invasion im „von Polen umklammerte[n] Ostpreußen“ pseudorealistisch und detailreich beschreibt. Das Buch mit dem reißerischen Titel „Achtung! Ostmarkenrundfunk! Polnische Truppen haben heute nacht die ostpreußische Grenze überschritten“ erschien in hohen Auflagen und sorgte nicht nur für diplomatische Verstimmungen mit Polen, sondern wurde auch in der deutschen Presse teilweise sehr kritisch begleitet.⁵⁵ Eines der im Roman angegebenen Aufmarschgebiete der polnischen Streitkräfte lag zwischen Mława und Soldau. Die wochenlange Werbekampagne für das Buch wurde mit Parolen betrieben, die Pressemeldungen glichen. So entstand für viele Menschen in Ostpreußen der Eindruck einer tatsächlichen polnischen Invasion, was zu Panikreaktionen führte.⁵⁶ Viel wichtiger war

⁵² LABA, Die Grenze, S. 281–290.

⁵³ LESZEK GONDEK, Działalność wywiadu polskiego w Prusach Wschodnich (1934–1939), in: Komunikaty Mazursko-Warmińskie 21 (1978), 4, S. 521–547; RYSZARD JUSZKIEWICZ, Bitwa pod Mławą, Warszawa 1987, S. 12–29; MAREK JABLONOWSKI, Powstanie i organizacja Mazowieckiego Okręgu Straży Granicznej, in: Z dziejów polskich formacji granicznych 1918–1839. Studia i materiały, hg. v. BOGUSLAW POLAK, Bd. 1, Koszalin 1998, S. 59–65; HENRYK KULA, Polska Straż Graniczna w latach 1928–1939, Warszawa 1994, S. 106; ADAM SZYMANOWICZ, Na tajnym froncie polsko-niemieckim. Polski wywiad w Prusach Wschodnich 1918–1939, Gdynia 2013; HENRYK DOMINICZAK, Granica polsko-niemiecka 1918–1939. Z dziejów formacji granicznych, Warszawa 1975, S. 209–219.

⁵⁴ TRABA, Ostpreußen, S. 325 f., 334 f.

⁵⁵ PETER FISCHER, Die deutsche Publizistik als Faktor der deutsch-polnischen Beziehungen 1919–1939, Wiesbaden 1991, S. 158–160.

⁵⁶ HANS NITRAM [MARTIN], Achtung! Ostmarkenrundfunk! Polnische Truppen haben heute nacht die ostpreußische Grenze überschritten, Oldenburg i. O. 1932; dazu TRABA, Ostpreußen, S. 325 f.

aber, dass sich das Gefühl einer Bedrohungslage und Schutzlosigkeit verfestigte, was nicht unwesentlich zu den Erfolgen der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei (NSDAP) im Süden und Osten Ostpreußens bei der Reichspräsidentenwahl im März 1932 beitrug.⁵⁷

Historische Studien über Masuren und Masowien folgten stets der politischen Agenda der jeweiligen Seite und wurden gegenseitig rezipiert, übersetzt, rezensiert und kritisiert.⁵⁸ Die Ostforscher verschrieben sich der Volks- und Kulturbodentheorie, die darauf abzielte, die Siedlungsgebiete eines Volks, das sich durch Blut und Rasse definierte, zur Grundlage politischer Grenzziehungen zu erheben und das „sogenannte Besitz- und Existenzrecht einer Volksgruppe an einem Ort und in einem Raum nachzuweisen“.⁵⁹ Die deutsche Masurenforschung vertrat einen volunta-

⁵⁷ FISCHER, Die deutsche Publizistik, S. 162. Dazu auch die Ausführungen von RUDOLF OLDEN, Die „bedrohte Provinz“, in: Die Weltbühne 28 (1932), 24, S. 881–885.

⁵⁸ So wurde Srokowkis Arbeit „Ludność Prus Wschodnich“ von der Publikationsstelle (PuSte) übersetzt und sofort eine Gegendarstellung geplant, BArch, R 153/511, *passim*; STANISŁAW SROKOWSKI, Die Bevölkerung Ostpreußens, Berlin-Dahlem (im Folgenden werden die polnischen Originaltitel in Klammern angegeben [Anm. d. Red.]; hier: Ludność Prus Wschodnich, in: Bellona 19 [1937], 1, S. 39–114). Weitere in der PuSte angefertigte Übertragungen polnischer Publikationen über Masuren und Ostpreußen waren: BOGDAN ZABORSKI, Das polnische Grenzland im Norden und Westen, Berlin-Dahlem [1936] (Polskie pogranicze północne i zachodnie, vgl. hier Anm. 11); ALEKSANDER MUENNICH, Das deutsche Siedlungswesen in Ostpreussen, Berlin-Dahlem [1936] (Osadnictwo niemieckie w Prusach Wschodnich, Toruń 1934); STANISŁAW SROKOWSKI, Polnische Denkmäler in Ostpreussen, Berlin-Dahlem [um 1936] (Pamiątki polskie w Prusach Wschodnich, in: Prusy Wschodnie. Przeszłość i teraźniejszość, hg. v. MARJAN ZAWIDZKI, Poznań 1932, S. 113–140); Ostpreussen. Vergangenheit und Gegenwart, hg. v. MARJAN ZAWIDZKI [sic!], Berlin-Dahlem 1936 (Prusy Wschodnie. Przeszłość i teraźniejszość, hg. v. MARJAN ZAWIDZKI, Poznań 1932); WŁODZIMIERZ WAKAR, Bevölkerungsstruktur Ostpreußens, Berlin-Dahlem [um 1933] (Struktura demograficzna Prus wschodnich, in: Prusy Wschodnie. Przeszłość i teraźniejszość, hg. v. MARJAN ZAWIDZKI, Poznań 1932, S. 155–202); [KURT OBITZ] Die Geschichte des Masurischen Volkes. Soldau 1937, Berlin-Dahlem [1938] (Dzieje ludu mazurskiego [Typoskript], Działdowo 1937); STANISŁAW SROKOWSKI, Die ostpreußischen Waelder und ihre Rolle bei der Verteidigung des Landes, Berlin-Dahlem [um 1936] (Lasy wschodniopruskie i ich rola w obronności kraju, in: Bellona 16 (1934), 1, S. 109–128). Melchior Wańkowicz' Masuren-Reportage „Na tropach Smętka“ (1936) löste einen diplomatischen Konflikt zwischen Polen und Deutschland aus. Das Buch wurde bis zum Kriegsausbruch neun Mal neu aufgelegt. 1937 gab der Bund Deutscher Osten eine deutsche Übersetzung heraus: MELCHIOR WAŃKOWICZ, Auf den Spuren des Smentek. Ostpreußen im polnischen Lichte, Königsberg 1937.

⁵⁹ INGO HAAR, Historiker im Nationalsozialismus. Deutsche Geschichtswissenschaft und der „Volkstumskampf“ im Osten, Göttingen 2002, S. 13; KRISTIN KOPP, Germany's Wild East. Constructing Poland as Colonial Space, Ann Arbor 2012, S. 124–159; JÖRG HACKMANN, Ostpreußen und Westpreußen in deutscher und polnischer Sicht. Lan-

ristischen Nationenbegriff, indem sie das Bekenntnis der Masuren zu Deutschland in der Volksabstimmung als Bekenntnis ihrer Zugehörigkeit zur deutschen Nation interpretierte. Polnische Gelehrte führten indes ethnische Gründe an, warum sie in den Masuren Polen erblickten.⁶⁰ Mit dem Machtantritt der Nationalsozialisten veränderte sich der deutsche Blick auf Masuren. Nunmehr erlangte die Germanisierung der masurischen Bevölkerung höchste Priorität. Masowien kam in diesen Überlegungen noch nicht vor, musste doch erst die ostpreußische Bevölkerung selbst zu Deutschen im Sinne des Nationalsozialismus geformt werden.⁶¹

Erst als nach der Niederschlagung Polens vollendete Tatsachen geschaffen worden waren und verschiedene Machtzentren um die polnische Kriegsbeute konkurrierten, wurde die Angliederung Nordmasowiens entschieden. Sie diente auch dazu, die Gebiets- und Machtinteressen der östlichen Gauleiter Arthur Greiser, Erich Koch, Albert Forster und Josef Wagner auszutarieren. Die Vorstellung eines ostmitteleuropäischen deutschen Volks- und Kulturbodens wurde nun von Masuren in Richtung Süden bis an die Weichsel ausgedehnt.⁶² Diese Ausweitung scheinbar bewährter Denkmuster und Handlungsweisen lässt sich gut anhand der Umbenennung der polnischen Ortsnamen im Regierungsbezirk nachvollziehen, die nach dem wenige Jahre zuvor in Ostpreußen erprobten Muster erfolgte. Hier wie da waren es Historiker, die die Vorschläge der Lokalbehörden fachlich begutachteten, verbesserten und unter Umständen ablehnten.⁶³

deshistorie als beziehungsgeschichtliches Problem, Wiesbaden 1996, S. 178–185. Zu den deutsch-polnischen Beziehungen in der Geschichtswissenschaft der Zwischenkriegszeit noch: STEFAN GUTH, Geschichte als Politik. Der deutsch-polnische Historikerdialog im 20. Jahrhundert, Berlin 2015, S. 31–113.

⁶⁰ KOSSERT, Preußen, S. 276–288; DERS., „Grenzlandpolitik“ und Ostforschung an der Peripherie des Reiches. Das ostpreußische Masuren 1919–1945, in: *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte* 51 (2003), 2, S. 117–146, hier S. 130 f.; HACKMANN, Ostpreußen und Westpreußen, S. 248 f. Die polnische Seite unterstützte zudem irredentistische Kräfte, die in Masuren aber nie zu einer wichtigen Größe wurden: SZYMANOWICZ, *Na tajnym froncie*.

⁶¹ KOSSERT, „Grenzlandpolitik“, S. 135–138; RICHARD BLANKE, Polish-speaking Germans? Language and National Identity among the Masurians since 1871, Köln u. a. 2001, S. 253–279.

⁶² Zur Anwendung der Volks- und Kulturbodentheorie auf Masuren: KOSSERT, „Grenzlandpolitik“, S. 124 f.

⁶³ Ebd., S. 138 f.; BArch, R 153/797 und R 153/798, *passim*. Allerdings kam es aufgrund der mangelnden Kooperation und wegen Eigenmächtigkeiten von Behörden immer wieder zu Problemen: MICHAEL HARTENSTEIN, Neue Dorflandschaften. Nationalsozia-

Die Aufgabe, die Annexion wissenschaftlich fundiert zu rechtfertigen, übernahm in erster Linie die Landesstelle Ostpreußen für Nachkriegsgeschichte mit Sitz in Königsberg. Sie wurde vom jungen und ambitionierten Ostforscher Theodor Schieder geleitet, für den der Regierungsbezirk Zichenau ein willkommenes Betätigungsfeld darstellte, das ihm den Fortbestand seiner Forschungsstelle ermöglichte. Dieser war von den preußischen Landesbehörden in Zweifel gezogen worden, da ihr Ziel, die Abwehr polnischer Gebietsansprüche, nun obsolet war. Schieder kooperierte zudem mit der Publikationsstelle Berlin-Dahlem (PuSte), die in Albert Brackmann (und später Johannes Papritz) einen Leiter hatte, bei dem die Fäden der deutschen Ostforschung zusammenliefen. Unter dem Einfluss seiner zwischenzeitlichen Tätigkeit für die PuSte radikalisierten sich Schieders Positionen immer stärker im Sinne des Nationalsozialismus.⁶⁴

Was war geschehen? Die Eingliederung der nordmasowischen Gebiete und die einsetzende NS-Bevölkerungspolitik mit ihren Instrumentarien von Zwangsumsiedlung und Deportation riefen im Königsberger Oberpräsidium einen erhöhten Bedarf an landeskundlichen Informationen hervor.⁶⁵ Daraufhin präsentierte Schieder Koch im März 1940 einen „Forschungsplan“. Als zwei Hauptaufgaben formulierte er, die annexierten Gebiete im Geschichtsbewusstsein der Deutschen zu verankern (durch die Erforschung deutscher kultureller und ethnischer Einflüsse) und wichtiges Basiswissen für die Verwaltung des Regierungsbezirks zu lie-

listische Siedlungsplanung in den „eingegliederten Ostgebieten“ 1939 bis 1944, Berlin 1998, S. 228–231.

⁶⁴ CHRISTOPH NONN, Theodor Schieder. Ein bürgerlicher Historiker im 20. Jahrhundert, Düsseldorf 2013, S. 83–92. Auch die PuSte ging aktiv auf die NS-Machthaber zu, um ihren Fortbestand nach der Niederschlagung Polens zu rechtfertigen. MICHAEL BURLEIGH, Germany Turns Eastwards. A Study of Ostforschung in the Third Reich, Cambridge 1988, S. 156 f.

⁶⁵ HAAR, Historiker, S. 342. Christoph Nonn bewertet die Erwartungen Erich Kochs an die Landesstelle als eher diffus: NONN, Theodor Schieder, S. 97. Die Gauleitung dankte Schieder Anfang 1942 ausdrücklich für die Arbeit der Landesstelle: „Sie haben Material geliefert, das uns früher in unseren politischen Abwehrkämpfen besonders gegenüber Polen wesentliche Dienste geleistet hat, und das heute bei der Neugestaltung der Regierungsbezirke Zichenau und Białystok uns ein bedeutsames Hilfsmittel ist.“ BArch, R 153/88, hier zitiert nach: CHRISTOPH NONN, Direkte und indirekte Beiträge zur nationalsozialistischen Vertreibungs- und Vernichtungspolitik: Die Landesstelle Ostpreußen der Zentralstelle für Nachkriegsgeschichte unter Theodor Schieder, in: Archivarbeit im und für den Nationalsozialismus. Die preußischen Staatsarchive vor und nach dem Machtwechsel von 1933, hg. v. SVEN KRIESE, Berlin 2015, S. 211–219, hier S. 214. Vgl. die von Nonns Interpretation abweichende Bewertung dieses Schreibens bei HAAR, Historiker, S. 355 f.

fern. Theodor Schieder verstand die Landesstelle hier durchaus als Impulsgeber zukünftiger Politik. Die Erforschung Nordmasowiens bezeichnete er als „wissenschaftliches Neuland“.⁶⁶ Als Problem der bisherigen deutschen Forschung – er bezog sich dabei auf die im Ersten Weltkrieg entstandenen Arbeiten – machte er aus, dass diese „nirgends das Zichenauer Gebiet getrennt und als landschaftliche Einheit behandelt“ hätten.

Schieder hingegen strebte eine „umfassende politische Landeskunde Südostpreußens mit einer eingehenden Behandlung seiner politischen, geschichtlichen, wirtschaftlichen und sozialen Struktur“ an. Im Zentrum stünde dabei der „mannigfache Einstrom deutscher Kultur und deutscher Menschen“ in dieses Gebiet, den Schieder vor allem an vier thematischen Komplexen festmachte: der ostgermanischen Besiedlung während der Völkerwanderung, die Frage der Autonomie Masowiens im Mittelalter in Abgrenzung zum Ordensland, die kulturelle Ausstrahlung des Deutschen Ordens auf Masowien und die „neuostpreussische Zeit [...] mit ihren grossartigen Ansätzen für Siedlung, Landesausbau und wirtschaftliche Hebung“.⁶⁷

Dass es sich bei diesem Forschungsprogramm um mehr als die bloße Fortführung der regionalkundlichen Postulate Macieszas unter deutschen Vorzeichen handelte, zeigt Schieders Auftritt bei der „bevölkerungspolitischen Tagung“ der Nordostdeutschen Forschungsgemeinschaft in Berlin am 23. November 1940. Er stellte seine Forschungen komplett in den Dienst der nationalsozialistischen Rassen- und Bevölkerungspolitik, indem er drei Ziele formulierte:

„1. Die historische Deutung und Ableitung der von der deutschen Verwaltung bei Beginn ihrer Arbeiten vorgefundenen volkspolitischen Struktur. 2. Die Herausarbeitung von volksgeschichtlichen Tatsachen, die den neuen Aufbau-, Siedlungs- und Umsiedlungsplänen in irgend einer Weise Richtung weisen können. 3. Die Unterstreichung der in der Landschaft und ihrer Geschichte vorgefundenen deutschen Kräfte und Einflüsse und die auf diesem Wege zu erreichende geschichtliche Vertiefung des Heimatbewusstseins der in dieses Gebiet kommenden Menschen.“⁶⁸

⁶⁶ BArch, R 153/1196, Forschungsplan der Landesstelle Ostpreußen für Nachkriegsgeschichte zur wissenschaftlichen Arbeit über den Regierungsbezirk Zichenau und Kreis Suwalki.

⁶⁷ Alle Zitate aus: BArch, R 153/1196, Forschungsplan.

⁶⁸ NONN, Theodor Schieder, S. 100; HAAR, Historiker, S. 347. Vgl. die von Schieder bereits 1935 vertretene Auffassung, eine saubere Trennung von politischem Tagesgeschehen und Geschichtswissenschaft sei nicht möglich: MATTHIAS BEER, Der „Neuanfang“ der Zeitgeschichte nach 1945. Zum Verhältnis von nationalsozialistischer Umsiedlungs- und

Ganz offensichtlich wollte Schieder Nordmasowien als eigene Region interpretieren, deren spezifische Geschichte zur wissenschaftlichen Herleitung und Legitimation der deutschen Herrschaft dienen sollte. Ihre jahrhundertelange politische und kulturelle Zugehörigkeit zu Polen war für Schieder ihr Hauptmerkmal, das er in einer rhetorischen Volte als Beleg für ihren deutschen Charakter nahm:

„Kaum irgendwo im früheren Polen sind die deutschen Züge des Landes so verborgen wie hier. Vorherrschend ist der Eindruck der Verwahrlosung und Rückständigkeit, des von jeder deutschen Kulturausstrahlung Unberührten.“⁶⁹

Auch der Umstand, dass auf Albert Breyers bekannter Deutschtumskarte Polens Nordmasowien mit wenigen Ausnahmen ein weißer Fleck blieb, focht Schieder nicht an, eine vollständig neue Erhebung der „Tatsachen über deutsches Volkstum und deutsche Kultureinflüsse“ einzufordern.⁷⁰ Dabei schätzte auch er den „nordischen“ Bevölkerungsanteil, bestehend aus den Nachkommen deutscher Siedler und einem „verpolte[n] städtische[n] Deutschtum“ in Plozk, als gering ein.⁷¹ Diese Lesart Nordmasowiens als eigenständiger Region mit starken Bindungen an Deutschland lässt sich auch in anderen Texten nachweisen. So schrieb Schieder, „daß das Gebiet des Regierungsbezirks Zichenau von jeher in den Raum des polnischen Staates gehörte. Allerdings war das Ausmaß der Zugehörigkeit manchem Wechsel unterworfen [...].“⁷² Dabei konstatierte er zwar eine „enge Zusammengehörigkeit von Masovien [sic] und Polen“, durch das

Vernichtungspolitik und der Vertreibung der Deutschen aus Ostmitteleuropa, in: Deutsche Historiker im Nationalsozialismus, hg. v. WINFRIED SCHULZE / OTTO GERHARD OEXLE, Frankfurt am Main 1999, S. 274–301, hier S. 279.

⁶⁹ BArch, R 153/1544, Bericht der bevölkerungsgeschichtlichen Tagung in Berlin, 22./23. November 1940, S. 25–30, hier zitiert nach: MICHAEL FAHLBUSCH, Wissenschaft im Dienst der nationalsozialistischen Politik? Die „Volksdeutschen Forschungsgemeinschaften“ von 1931–1945, Baden-Baden 1999, S. 581; NONN, Theodor Schieder, S. 100.

⁷⁰ FAHLBUSCH, Wissenschaft, S. 581. Albert Breyer (1889–1939) war ein im masowischen Żyrardów geborener Gymnasiallehrer, der sich mit der Geschichte und Herkunft der Deutschen in Zentralpolen beschäftigte. Seine Karte der deutschen Siedlungen wurde in verschiedenen Kontexten immer wieder neu gedruckt, etwa in ALBERT BREYER, Deutsche Gau in Mittelpolen, Plauen 1935, S. 3, oder als Karte der deutschen Siedlungen in Mittelpolen, in: Jomsburg 2 (1938), 1; dazu DERS., Das Deutschtum in Mittelpolen. Bemerkungen zur anliegenden Karte, in: Ebd., S. 74–77.

⁷¹ HAAR, Historiker, S. 347.

⁷² Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz (hiernach: GStA), XX. HA, Rep. 100A, Nr. 330, Die Geschichte des Deutschtums im Regierungsbezirk Zichenau (Bericht Nr. 5 der Landesstelle Ostpreußen für Nachkriegsgeschichte).

„Hineinwachsen unseres Volkes in den Osten“ sei eine Verbindung mit dem Deutschtum nachweisbar. Er führte die deutsche Ostsiedlung und die Ansiedlung deutscher Kolonisten im 18. und 19. Jahrhundert als Belege ins Feld. Im Gefolge des Brester Friedens sei wiederum die Bedrohung für das Fortbestehen des Deutschtums in der Region gewachsen. Das deutsche Bürgertum erwies sich demnach als zu schwach im „Volkstumskampf“, aber die Ausstrahlung der „völkische[n] Sammlungsarbeit der Litzmannstadt[er] Jugend auch auf unser Gebiet“ habe diese Tendenz beendet.⁷³ Der Königsberger Archivar Kurt Forstreuter sah einen „gewisse[n] geopolitische[n] Zwang“ vorliegen, der „den nördlich von Weichsel und Bug gelegenen [...] Raum“ in der Vergangenheit „nach Ostpreußen hinstreben“ ließ, was ihn deutlich von Warschau unterschied.⁷⁴

In diesem Geist fertigten Schieder und seine Mitarbeiter Ernst Keit und Burchard Sielmann bis 1941 ihre neun Berichte über die von Ostpreußen übernommenen Gebiete an, für die sie Nordmasowien ebenfalls bereisten. Schieders erste Visite im Regierungsbezirk Zichenau fand bereits im Dezember 1939 statt; im Sommer des Folgejahres besuchte er Plozk.⁷⁵ Bei seiner ersten Reise beteiligte sich Schieder persönlich an der Verschleppung polnischer und jüdischer Akten und Archivalien nach Königsberg.⁷⁶ Vier der Berichte der Landesstelle betreffen direkt den Regierungsbezirk Zichenau; die übrigen behandeln unter anderem das Suwalki-Gebiet und den Bezirk Bialystok.⁷⁷ Das Projekt eines Führers durch den Regierungsbezirk, wie es ihn für das Generalgouvernement und verschiedene dortige Städte gab, wurde nicht umgesetzt.⁷⁸

Bereits der erste Bericht der Landesstelle weckte das Interesse der Behörden, etwa des Kulturdezernats und des politischen Dezernats des Oberpräsidiums in Königsberg. Daraufhin wurden die Landrats-, Schul-

⁷³ GStA, XX. HA, Rep. 100A, Nr. 330 (Bericht Nr. 5).

⁷⁴ BArch, R 153/533, Nordostbericht Nr. 41 der Publikationsstelle, 10. September 1940.

⁷⁵ HAAR, Historiker, S. 340; NONN, Theodor Schieder, S. 94, 97 f.; DERS., Direkte und indirekte Beiträge zur nationalsozialistischen Vertreibungs- und Vernichtungspolitik: Die Landesstelle Ostpreußen der Zentralstelle für Nachkriegsgeschichte unter Theodor Schieder, in: Archivarbeit im und für den Nationalsozialismus. Die preußischen Staatsarchive vor und nach dem Machtwechsel von 1933, hg. v. SVEN KRIESE, Berlin 2015, S. 211–219, hier S. 213.

⁷⁶ HAAR, Historiker, S. 340; NONN, Theodor Schieder, S. 97 f.

⁷⁷ Ebd., S. 96.

⁷⁸ BArch, R 153/298, Schieder an Papritz, 2. Dezember 1940. Vgl. dazu auch weitere Schreiben in dieser Akte.

und Denkmalsämter, der Sicherheitsdienst des Reichsführers SS (Außenstelle Zichenau) und das SS-Bodenamt Plock in den Verteiler der Berichte aufgenommen.⁷⁹ Ab dem dritten Bericht übernahm das Oberpräsidium dessen Verteilung.⁸⁰ Das Regierungspräsidium Zichenau beauftragte die Landesstelle im Herbst 1940 mit einer Untersuchung zur russischen Bevölkerung in Plozk. Außerdem Ostpreußens wurden etwa das Hauptschulungsamt der NSDAP in München und das Reichskommisariat für die Festigung des deutschen Volkstums auf die Berichte aufmerksam.⁸¹

Auch Albert Brackmanns PuSte erhielt Aufträge zu Zichenau, etwa von Ministerialdirektor Ernst Vollert, der im Reichsministerium des Innern die Abteilung für Vermessungswesen und Grenzlandfragen leitete und nach Informationen zur deutschen Siedlungs- und Verwaltungsgeschichte Nordmasowiens suchte.⁸² Brackmann vermittelte Werner Conze, Schieders Königsberger Kollegen, im Februar 1940 den Auftrag über eine Studie zur Bevölkerungsgeschichte Masowiens für das Zichenauer Regierungspräsidium.⁸³

Die Gutachten der Landesstelle sollten an keiner Stelle ihren politischen Charakter verbergen. Schieder selbst vertrat die Ansicht, im Regierungsbezirk sei ein bevölkerungspolitischer „Neuaufbau von der Wurzel her“ erforderlich.⁸⁴ In seinem Forschungsplan befinden sich ebenfalls dezidierte Hinweise auf den politischen Nutzen der geplanten Studien über Nordmasowien für die geplante Bevölkerungs- und Siedlungspoli-

⁷⁹ NONN, Theodor Schieder, S. 97. Auch eine Versandliste der weiter unten besprochenen Bibliografie Keits ist erhalten: BArch, R 153/1196, Versandliste der Bibliografie von Herrn Dr. Keit.

⁸⁰ BArch, R 153/1196, Schieder an Kohte, 8. Juli 1940.

⁸¹ NONN, Theodor Schieder, S. 97.

⁸² BArch, R 153/533, Aktennotiz v. 15. September 1940 und Schreiben Vollerts v. 16. September 1940.

⁸³ JAN EIKE DUNKHASE, Werner Conze. Ein deutscher Historiker im 20. Jahrhundert, Göttingen 2010, S. 54–67. Der Vorschlag stammte von Wolfgang Kohte von der PuSte: KÖSSERT, Grenzlandpolitik, S. 139. Conze konnte aufgrund seiner Einberufung zur Wehrmacht die Arbeiten nicht abschließen und überließ 1942 „seine dem Abschluß nicht ferne Untersuchung“ der Historischen Kommission für ost- und westpreußische Landesforschung: BArch, R 153/1656, Jahresbericht für 1942; HAAR, Historiker, S. 341. Conze verfasste aber zumindest eine – heute offenbar verschollene – Denkschrift über deutsche Siedlung und deutsches Recht in Masowien (Ebd., Anm. 151). Bereits im Jahr 1937 hatte er einen Aufsatz über den Wandel der Agrarverfassung in Nordmasowien veröffentlicht: WERNER CONZE, Die Separation in der preußischen Landeskulturarbeit in Neuostpreußen von 1795–1807, in: Altpreußische Forschungen 14 (1937), 2, S. 268–284.

⁸⁴ HAAR, Historiker, S. 346 f.

tik.⁸⁵ Die Analyse der deutschen Annexionsbestrebungen im Ersten Weltkrieg mündet in einer Empfehlung für eine „völkische“ Siedlungspolitik. Die Grenzziehung von 1939 interpretierte er als Realisierung der Knesebeck-Linie und von Ludendorffs Grenzstreifenforderungen im Ersten Weltkrieg.⁸⁶ Indem er das Wahlverhalten in Nordmasowien in der Zwischenkriegszeit betrachtete, vermittelte Schieder einen Eindruck von der politischen Kräfteverteilung in der Region und der Stärke nationaler Ideen. Nordmasowien unterschied sich demnach politisch stark vom Rest Polens, da hier das *Sanacja*-Regime besonders schwach verankert war, im Gegensatz zu den starken Nationaldemokraten und den linken Parteien.⁸⁷

Neue Wege beschritt Schieder in seinem Vorhaben, die Bevölkerung des Regierungsbezirks und des Kreises Suwalki ethnisch zu analysieren. Dabei zog er einerseits das Material der Volkszählung des polnischen Statistischen Hauptamts heran und ergänzte sie um selbst erhobene Daten. Besonderes Augenmerk galt dabei der „Bestandsaufnahme des Deutschtums“.⁸⁸ Eine historische Tiefendimension verlieh er der deutschen Besetzung, indem er neben dem Ersten Weltkrieg auch die „preußische Kolonisation“ vor 1807 in eine historische Linie mit der Gegenwart stellte.⁸⁹ Als zentrale Leistung dieser Zeit bewertete er die Bauernbefreiung und die Ansiedlung deutscher Kolonisten durch die preußischen Behörden unter Minister Friedrich Leopold von Schrötter (1743–1815). Diesem preußischen Reformer habe zwar „jede bewusste Germanisierung“ fern gelegen, doch wurde er mit seiner auf dem Leistungsgedanken aufbauenden Politik „ganz von selbst auf den Einsatz deutscher Menschen verwiesen“.⁹⁰

⁸⁵ BArch, R 153/1196, Forschungsplan.

⁸⁶ GStA, XX. HA, Rep. 100A, Nr. 330, Die Frage der Grenzsicherung des preussischen Staates im Osten (Bericht Nr. 3 der Landesstelle Ostpreußen für Nachkriegsgeschichte); HAAR, Historiker, S. 342 f. Auch Schieders Mitarbeiter Ernst Keit beschäftigte sich im Auftrag der Landesstelle mit der Grenzziehung im Ersten Weltkrieg: ERNST KEIT, Die Frage der Nordostdeutschen Grenzsicherung in der Publizistik des ersten Weltkrieges, in: Altpreußische Forschungen 19 (1942), S. 271–298.

⁸⁷ GStA, XX. HA, Rep. 100A, Nr. 330, Der Regierungsbezirk Zichenau im Spiegel der polnischen Sejmawahlen (Bericht Nr. 2 der Landesstelle Ostpreußen für Nachkriegsgeschichte; zugleich: BArch, R 153/1196); HAAR, Historiker, S. 343.

⁸⁸ Ebd., S. 344.

⁸⁹ GStA, XX. HA, Rep. 100A, Nr. 330, Die preußische Kolonisation von 1795–1807 im Regierungsbezirk Zichenau (Bericht Nr. 1 der Landesstelle Ostpreußen für Nachkriegsgeschichte); HAAR, Historiker, S. 343. Vgl. auch BEER, Der „Neuanfang“, S. 285 f.

⁹⁰ Schieder folgt hier im Wesentlichen AUGUST MÜLLER, Die preußische Kolonisation in Nordpolen und Litauen (1795–1807), Berlin 1928, und CONZE, Die Separation.

Noch direkter als Schieder argumentierte der Königsberger Archivar und Historiker Kurt Forstreuter, der behauptete, man dürfe trotz der „räumlichen Verschiedenheiten [...] den heutigen Reg. Bez. Zichenau als Nachfolger des ehemaligen Kammerbezirks Plock bezeichnen“.⁹¹ In einem Artikel der „Allensteiner Zeitung“ vom Mai 1940, der offenbar von einem Mitarbeiter der PuSte oder der Landesstelle verfasst worden war, kam der Autor zu dem Schluss, dass die preußische Verwaltung zwar große Leistungen vollbracht habe, es aber dem „nationalsozialistischen Staate [...] vorbehalten [blieb], diese Ostgebiete voll in das Großdeutsche Reich einzugliedern“.⁹² Das Interesse an Neuostpreußen, das politischen Vorgaben und dem naheliegenden Bedürfnis einer historischen Kontinuitätsbildung geschuldet war, lässt sich auch damit erklären, dass hier die einzige mit dem Regierungsbezirk in Verbindung zu bringende deutschsprachige Forschungstradition bestand. Seit den 1910er Jahren waren diesem Komplex einige Dissertationen und Aufsätze gewidmet worden.⁹³

Auch Werner Conze hatte sich 1937 in den von Schieder mit herausgegebenen „Altpreußischen Forschungen“ mit einem Artikel über die preußischen Agrarreformen im Plozker Kammerbezirk hervorgetan, in dem er nachzuweisen versuchte, dass die Umwälzung der Agrarverfassung durch die preußische Verwaltung (Bauernbefreiung und Landeskulturgesetzgebung) langfristige positive Entwicklungen wie das Bevölkerungswachstum in Gang setzte. Letztlich habe „die Agrar- und Bevölkerungsentwicklung Ostelbiens sich in wesentlichen Zügen über die preußische Grenze nach Osten im Weichselgebiet fortgesetzt“.⁹⁴ Andere Autoren, wie der

⁹¹ BArch, R 153/533, Nordostbericht der Publikationsstelle Nr. 41, 10. September 1940. Zu Forstreuters Rolle beim Raub polnischer und jüdischer Akten und Archivalien: CORDELIA HESS, The Absent Jews. Kurt Forstreuter and the Historiography of Medieval Prussia, New York / Oxford 2017, S. 106–111.

⁹² BArch, R 153/1196, „Ausländer“ im Bezirk Zichenau (Ausriß „Allensteiner Zeitung“, 1940, Nr. 166).

⁹³ ROBERT SCHMIDT, Handel und Handwerk in Neuostpreußen, Dissertation, Göttingen 1910; DERS., Städtewesen und Bürgertum in Neuostpreußen, in: Altpreußische Monatsschrift 48 (1911), S. 412–442, 562–608; JOSEF SAKALAUSKAS, Das Schulwesen und die preußische Schulpolitik in Neuostpreußen (1795–1806), Dissertation, Berlin 1924; HANS LIPPOLD, Die Kriegs- und Domänenkammer zu Białystok in ihrer Arbeit und Bedeutung für die preußische Staatsverwaltung, Dissertation, Universität Königsberg 1928; MÜLLER, Die preußische Kolonisation; BREYER, Deutsche Gau; ADOLF EICHLER, Das Deutschtum in Kongresspolen, Stuttgart 1921.

⁹⁴ CONZE, Die Separation, S. 284. Kurz vor dem Krieg erschienen zudem: AUGUST GANS, Das neuostpreußische Lehrerseminar in Lyck (Ein Beitrag zur Geschichte der Kulturpolitik der alten preußischen Monarchie), in: Zeitschrift für Geschichte der Erzie-

Staatsarchivassessor Hans Quednau, der Archivar Reinhard Lüdicke und der Historiker Kurt von Raumer hatten sich mit den deutschen Siedlern bei Plozk und der Verwaltung Neuostpreußens beschäftigt.⁹⁵

Die Berichte der Forschungsstellen wurden nicht mit einem wissenschaftlichen Apparat versehen, doch musste Schieder auf die vorhandene polnische Literatur zurückgreifen. Zu diesem Zweck wandte er sich an die PuSte mit der Bitte, ihm gegebenenfalls fehlende polnischsprachige Titel zur Verfügung zu stellen.⁹⁶ Dass Ostforscher diese zwar rezipierten, sich aber seit 1939 nicht gerade mit deren Lektüre schmückten, zeigt eine Bemerkung Conzes, er habe bei der Überarbeitung seiner Habilitationschrift „nach dem polnischen Zusammenbruch“ zwar außer einigen Formulierungen nichts ändern müssen. Allerdings sei „ein Dank an polnische Stellen oder Personen augenblicklich wohl kaum möglich“, auch mussten alle polnischen Namen im Text „natürlich restlos verschwinden“.⁹⁷ Es ist also naheliegend, dass im Falle ihrer Arbeiten zu Zichenau die Ostforscher aus Mangel an deutschsprachiger Literatur auch Arbeiten polnischer Autoren selbstverständlich konsultierten, wenngleich sie diese dann ganz in ihrem eigenen Sinne uminterpretierten.⁹⁸

Dafür spricht etwa die umfassende Bibliografie über Nordmasowien, die Ernst Keit 1940 für die Landesstelle anfertigte und 1941 aktualisierte. Sie verzeichnet neben der polnischen regionalkundlichen Literatur, dar-

hung und des Unterrichts 28 (1938), S. 56–68; ALFRED POKRANDT, Die Rückwanderung deutscher Kolonisten aus Süd- und Neuostpreußen nach 1815 und ihre Ansiedlung in Ostpreußen, in: Altpreußische Forschungen 14 (1937), 1, S. 65–109; WALTER MAAS, Deutsche und polnische Bauern im Kreise Plock, in: Deutsche Monatshefte in Polen 5 (1938/1939), 11/12, S. 564–565.

⁹⁵ HANS QUEDNAU, Zur Geschichte des Deutschtums im Departement Plock um 1807/15, in: Altpreußische Forschungen 18 (1941), 1, S. 71–116; REINHARD LÜDICKE, Über die Preußische Verwaltung in Neu-Ostpreußen (Briefe des Kammer-Assessors S. G. Borsche aus Plock 1799–1801), in: Altpreußische Forschungen 17 (1940), 2, S. 200–228; KURT VON RAUMER, Friedrich Leopold von Schrötter und der Aufbau Neu-Ostpreußens, in: Historische Zeitschrift 163 (1941), S. 282–304. Auch in der Presse wurde zum Thema publiziert, etwa: BÜGE, Die ehemalige Provinz Neu-Ostpreußen 1795–1807, in: Soldat im Ordensland Preußen, 1. Dezemberheft 1939, S. 171 f.; Neuostpreußische Siedlungsziele vor 140 Jahren, in: Neues Bauerntum 32 (1940), 1; Die Schrötterschen Kolonien im Zichenauer Bezirk, in: Ostland. Halbmonatsschrift für Ostpolitik 22 (1941), 14, S. 245–246; VON DRESLER UND SCHARFENSTEIN, Preußische Garnisonen im heutigen Bezirk Zichenau, in: Soldat im Ordensland Preußen, 1. Aprilheft 1940, S. 66 f.

⁹⁶ BArch, B 153/1196, Schieder an Papritz, Januar 1940.

⁹⁷ DUNKHASE, Werner Conze, S. 55.

⁹⁸ Ähnlich ging man mit dem vorgefundenen polnischen Kartenmaterial vor. Zwar kritisierten die Deutschen dessen Qualität, benutzten es aber.

unter den Arbeiten Macieszas und Ostaszewskis, auch einige russisch- und jiddischsprachige Titel.⁹⁹ Offenbar wurde diesen Arbeiten doch einige Relevanz zugebilligt, denn noch 1941 wurden immerhin zwei dieser Schriften in das Übersetzungsprogramm der PuSte aufgenommen.¹⁰⁰

Dem vorausgegangen war ein Schriftwechsel der PuSte mit Ministerialdirektor Ernst Vollert und dem Zichenauer Regierungspräsidium. Vollert hatte die PuSte im September 1940 mit der Zusammenstellung von Materialien über die Siedlungsgeschichte und die preußische Kolonisation beauftragt. Er bat außerdem um die Nennung von Experten, die für die weitere Untersuchung dieser Themen geeignet wären.¹⁰¹ Die PuSte erledigte diese Aufgabe innerhalb nur weniger Tage. Im Antwortschreiben, das wahrscheinlich der stellvertretende Leiter Wolfgang Kohte verfasste, ist zu lesen, dass ihr das polnische „ältere Schrifttum“ nur zum Teil vorliege, neuere Literatur sei aber „in beiden Sprachen vorhanden“. Zugleich schlug Kohte vor, polnische Titel über die Region in das Übersetzungsprogramm aufzunehmen, wenn das Regierungspräsidium darauf Wert lege und der PuSte „eine größere Anzahl der Vervielfältigungen abnehmen“ würde. Als erste mögliche Übersetzung schlug er Ostaszewskis „Dzieje Mazowsza Mławskiego“ vor.¹⁰² Insgesamt schätzte die PuSte den Forschungsstand zum Zichenauer Gebiet als ausbaufähig ein:

„Im ganzen bedarf diese Literatur unbedingt wesentlicher Ergänzungen, auch wenn sie nur den wissenschaftlichen Anforderungen moderner Landeskunde entsprechen soll. Dazu treten jetzt noch erhebliche Anforderungen vom deutschen Standpunkt aus, denen – wie etwa mittelalterliche Ostsiedlung, Stellung des Hzt. Masowien in Polen, Neuostpreussen, Deutschtum der Gegenwart – aus dem Vorhandenen überhaupt nicht entsprochen werden kann.“¹⁰³

⁹⁹ ERNST KEIT, Bibliographie zur Landeskunde der zum Regierungsbezirk Zichenau, Kreis Sudauen, Kreis Leipe und Rippin gehörenden ost- und westpreußischen Gebiete, o. O. 1940 (Sonderdruck aus Altpreußische Forschungen 17 [1941], 2, S. 243–401); DERS., Bibliographie zur Landeskunde der zum Regierungsbezirk Zichenau, Kreis Sudauen, Kreis Leipe und Rippin gehörenden ost- und westpreußischen Gebiete für die Jahre 1939–41 nebst Nachträgen, Königsberg 1942 (Sonderdruck aus Altpreußische Forschungen 18 [1941], 2, S. 329–365).

¹⁰⁰ Zum Übersetzungsdienst der Publikationsstelle: FAHLBUSCH, Wissenschaft, S. 221 f., 560–563; BURLEIGH, Germany Turns, S. 97 f.

¹⁰¹ BArch, R 153/533, Vollert an Papritz, 16. September 1940.

¹⁰² BArch, R 153/533, Kohte (?) an Regierungspräsidenten Zichenau, 21. September 1940.

¹⁰³ Ebd.

In der Tat wurde Ostaszewskis Buch von der PuSte übersetzt, ebenso wie Macieszas Schrift über die frühzeitliche Anthropologie der Region.¹⁰⁴ Hier zeigt sich, dass den Ostforschern nur bestimmte Arbeiten so relevant erschienen, dass sie auch einem nichtpolnischsprachigen Fachpublikum zugänglich gemacht werden sollten. Das Ziel war indes eine „moderne Landeskunde“ Nordmasowiens, in der analog zu anderen besetzten und eingegliederten Gebieten siedlungs-, sozial- und kulturgeschichtliche Erkenntnisse mit rassenkundlichen Versatzstücken vermischt wurden und auf diese Weise eine linientreue Scheinwissenschaft betrieben wurde. Dabei kamen die seit 1933 etablierten Netzwerke der Ostforscher zum Tragen und wurden um die Verwaltung des Regierungsbezirks erfolgreich ausgebaut. Aus dem zitierten Schreiben geht hervor, dass das Reichsinnenministerium der PuSte direkte Aufträge erteilte und auch die Übersetzung von Ostaszewskis Buch offenbar von ostpreußischen Verwaltungsstellen mitfinanziert wurde.

Deutlich wird auch, dass die gruppeninterne Solidarität der Ostforscher bei der Verteilung von Forschungsaufträgen weiter bestand, denn nicht umsonst schlug Eugen Oskar Kossmann mit Schieder und Conze zwei Kollegen vor, denen ständig die Einberufung zur Wehrmacht drohte.¹⁰⁵ Aber auch die Fälle der ebenso empfohlenen Kurt Forstreuter (Staatsarchiv Königsberg),¹⁰⁶ Alfred Pokrandt¹⁰⁷ und Oberbaurat Bernhard

¹⁰⁴ JAN OSTASZEWSKI, Aus der Geschichte des Mlawer Masowiens. Dienstliche Übersetzung der Publikationsstelle in Berlin-Dahlem ausgeführt von Werner Fast, Berlin-Dahlem 1941 (Z dziejów mławskiego Mazowsza. Szkic historyczny, Mława 1934); ALEKSANDER MACIESZA, Anthropologische Typen der frühhistorischen Bevölkerung des Plocker Masowiens, B.[erlin]Dahlem 1941 (Typy antropologiczne ludności wczesnohistorycznej Mazowsza Płockiego, in: Wiadomości Archeologiczne 12 [1933], S. 30–37).

¹⁰⁵ Brackmann bemühte sich regelmäßig um die Unabkömmlichstellung (UK-Stellung) Schieders und seiner Mitarbeiter und argumentierte dabei mit deren Zuarbeit für die Besetzungsbehörden in den eingegliederten Ostgebieten: NONN, Direkte und indirekte Beiträge, S. 217. Für Conze war indes der Kriegsdienst eine Selbstverständlichkeit und Anliegen: DUNKHASE, Werner Conze, S. 54–67.

¹⁰⁶ Forstreuter war seit Langem in Kontakt mit der PuSte; zudem war er maßgeblich an der Plünderung der Archive im Regierungsbezirk Zichenau und im Distrikt Białystok beteiligt: HESS, The Absent Jews, *passim*.

¹⁰⁷ Pokrandt war in Königsberg als Lehrer tätig und 1933 wegen seiner Zugehörigkeit zur SPD aus dem Staatsdienst entlassen worden. 1937 druckten die von Schieder herausgegeben „Altpreußischen Forschungen“ seinen Beitrag „Die Rückwanderung“. Während im zitierten Schreiben der PuSte alle Adressen der genannten Personen angegeben wurden, war Pokrandts Adresse dort nicht bekannt, sei aber „vermutlich noch [zu] ermitteln“. BArch, R 153/533, PuSte (Kohte) an Regierungspräsidenten Zichenau, 21. September 1940.

Schmid in Marienburg¹⁰⁸ erwecken den Eindruck, dass gruppensolidarische Mechanismen gegriffen haben.¹⁰⁹

Während die Bedeutung Schieders und der Ostforschung in den letzten Jahrzehnten für die deutsche Besetzungs-, Rassen- und Vernichtungspolitik insgesamt kontrovers diskutiert wurde, scheinen hinsichtlich seiner Expertisen über den Regierungsbezirk Zichenau direkte Folgen unbestritten zu sein. Selbst Christoph Nonn, der den direkten Einfluss von Schieders Schriften auf die Radikalisierung des deutschen Vorgehens im östlichen Europa eher zurückhaltend bewertet, sieht im Falle Zichenaus, dass der Königsberger Historiker

„teilweise die Praxis von Vertreibungsmaßnahmen im Detail [vorbereitete], die er früher [...] theoretisch gerechtfertigt und in groben Zügen skizziert hatte. Dabei engagierte sich Schieder zudem nun bei der Umsetzung von Vertreibungen in Gebieten, von deren Annexion und ‚Eindeutschung‘ er 1939 noch abgeraten hatte.“¹¹⁰

Damit beteiligten sich der Historiker und seine Kollegen an der Umdeutung der Region in einen jahrhundertealten „deutschen Kulturboden“ und lieferten eine wissenschaftliche Legitimation zur Rechtfertigung der gegenwärtigen Besetzungsrealität.

Über die vertraulichen Berichte hinaus wurden die Erkenntnisse der Landesstelle von anderen Autoren aufgegriffen, die diese in Fachjournalen oder der Tagespresse verbreiteten. In diesen Schriften wurden angebliche und tatsächliche zivilisatorische Errungenschaften der einstigen deutschen

¹⁰⁸ Bernhard Schmid war Provinzialkonservator der Provinzen West- und Ostpreußen sowie Baumeister der Marienburg. Er dokumentierte sein Interesse am Regierungsbezirk Zichenau in einem architekturhistorischen Überblick, publizierte aber später keine weiteren Texte zu diesem Gebiet (SCHMID, Architektonische Studienfahrten). Die Zichenauer Episode sparte sein Biograf leider aus: WIESŁAW SIERADZAN, Verlorenes Kulturerbe? Leben und Werk des Konservators von Westpreußen Bernhard Schmid (1872–1947), Toruń 2019. Schieder hatte bereits Ende 1939 an eine Kooperation mit dem Provinzialkonservator gedacht, der eine „vollständige Sammlung von ausgezeichneten Aufnahmen der deutschen oder deutsch beeinflussten Baudenkmäler“ im Regierungsbezirk angelegt hatte: BArch R 153/298, Schieder an Papritz, 2. Dezember 1940. Zu einer tatsächlichen Zusammenarbeit ist es aber offenbar nicht gekommen. Die fotografische Sammlung des Provinzialkonservators mit zahlreichen Aufnahmen aus dem Regierungsbezirk Zichenau liegt ediert auf CD-ROM vor. Ostpreußen – Dokumentation einer historischen Provinz. Die photographische Sammlung des Provinzialdenkmalamtes in Königsberg, hg. v. JAN PRZYPKOWSKI, Warszawa 2006.

¹⁰⁹ BArch, R 153/533, PuSte (Kohte?) an Regierungspräsidenten Zichenau, 21. September 1940.

¹¹⁰ NONN, Theodor Schieder, S. 93 f.

Kolonisten und der kulturelle Einfluss des Deutschen Ordens hervorgehoben, die unter polnischer Herrschaft und durch jüdische Einflüsse vorgeblich verloren zu gehen drohten.¹¹¹ Der gleichen Sprache bedienten sich die Texte einiger NS-Verantwortungsträger. Die Imagination der Region als zivilisatorisch rückständig, ökonomisch unterentwickelt und „rassisches unterwandert“ ließ die an der Besetzung beteiligten Akteure zu dem Schluss kommen, Nordmasowien sei nicht bereit für eine unmittelbare deutsche Besiedlung. Die Umgestaltung des gesamten Gebiets einschließlich seiner Dörfer und Städte in eine „deutsche Kulturlandschaft“ wurde jedoch als Voraussetzung dafür gesehen, dass sich zukünftige deutsche Siedler im Regierungsbezirk überhaupt entfalten und im Sinne des Nationalsozialismus entwickeln könnten.¹¹²

Diese Grundannahme war Ausgangspunkt und Basis für sämtliche Kolonisierungs- und Germanisierungsvorhaben der ostpreußischen Behörden. Sie beinhaltete den Umbau der Städte und Landschaft ebenso wie die Entrechtung, Enteignung und Vertreibung eines Teils der Bevölkerung (darunter aller Juden). Die mit der Landesstelle kooperierenden Wissenschaftler lieferten dafür die theoretischen Grundlagen; die Praxis übernahmen meist andere Akteure, darunter zahlreiche langjährige ostpreußische Beamte.

Fazit

Weder die polnische Regional- noch die deutsche Ostforschung erhoben jeden Anspruch, eine deutsch-polnische Verflechtungsgeschichte Nordmasowiens zu schreiben. Beiden war vor allem die Perspektive auf die

¹¹¹ Stellvertretend: ERWIN SCHEU / HERBERT KOPITTKE, Der Regierungsbezirk Zichenau, in: Zeitschrift für Erdkunde 9 (1941), 7/8, S. 224–237; BERNHARD SCHMID, Architektonische Studienfahrten durch das ehemalige Polen, in: Altpreußische Forschungen 17 (1940), 1, S. 4–28, und 2, S. 189–199; FRIEDRICH WAHL, Aufbau im ostpreußischen Zichenau, in: Der Student der Ostmark 25 (1940), 7, S. 212–214; DERS., Bericht über Zichenau, in: Zeitschrift für Politik 31 (1941), 7, S. 443–449; WALTER RIESER, Der Aufbau im Gebiet um Zichenau, Berlin 1941; [BERTHOLD] CONRADES, Mittelalterliche deutsche Bauten im Bezirk Zichenau, in: Soldat im Ordensland Preußen, 2. Januarheft 1940, S. 14–16; RUTH GEEDE, Südostpreußisches Land, in: Führerinnendienst. Obergau Ostland (1), 1941, H. 7, S. 37–39; Masowien – junges Grenzland, in: Das Reich, 20. Oktober 1940; DIETRICH REISER, Zichenau. Ein Regierungsbezirk entsteht im Neuland, in: Der Student der Ostmark 25 (1940), 3, S. 52–55.

¹¹² Stellvertretend für zahlreiche Texte: CLEMENS ROSSBACH, Vorwort, in: Handbuch für den Regierungsbezirk Zichenau mit Ortschaftsverzeichnis, hg. v. REINHOLD SCHRÖDER, Allenstein 1943, S. 3.

eigene Nation das maßgebliche Anliegen. Seit Anfang des 20. Jahrhunderts hatten Geschichtsfreunde in Nordmasowien damit begonnen, ihre Heimat als kulturell eigenständige Subregion zu beschreiben. Deren seit Jahrhunderten unverändert peripheren Lage ließ das Gebiet in ihren Augen als Landstrich erscheinen, in dem sich fernab exogener Beeinflussungen der ethnische, anthropologische und kulturelle Urzustand des Polentums erhalten hatte. In vielen Arbeiten entstand so das Bild einer urpolnischen Region, deren kultureller Stellenwert für die polnische Gesamtnation nicht minder bedeutsam schien als im Falle anderer, weniger peripherer Regionen.

Die starke Auseinandersetzung mit der regionalen Geschichte, Anthropologie und Kultur war letztlich Medium und Katalysator für die Verbreitung eines polnischen nationalen Bewusstseins in dieser Region. In der Zwischenkriegszeit entwickelten Protagonisten wie der Płozker Arzt Aleksander Maciesza Konzepte zur Stärkung der Regionen innerhalb des polnischen Zentralstaats und verstanden sie als Beitrag zur Polonisierung der Zweiten Republik. Zugleich wendeten diese Akteure ihren Blick auch auf Nordmasowien als Grenzraum zum Deutschen Reich und suchten nach Gemeinsamkeiten und Unterschieden zwischen den polnischsprachigen Bewohnern Masowiens und Masurens entlang des ostpreußisch-polnischen Grenzstreifens.

Seit dem Ende des Ersten Weltkriegs wuchsen in der jahrhundertealten Grenzregion politisch begründete Konflikte an. Dies führte zum einen dazu, dass auf deutscher Seite in den 1930er Jahren erstmals überhaupt ein Interesse an der Region Nordmasowien entstand. Andererseits beobachteten auch polnische Akteure das Geschehen auf deutscher Seite genau und entwickelten entsprechende Abwehrstrategien. Um genauen Aufschluss darüber zu erhalten, welche konkrete Wirkung die besprochenen Konzepte tatsächlich im jeweils anderen Land entfalteten, wäre eine genaue Rezeptionsforschung nötig, die den Rahmen dieses Artikels sprengen würde.

Beide Forschungszusammenhänge, die nordmasowische Regional- und polnische Ostpreußenforschung auf der einen sowie die deutsche Ost- und Kulturbodenforschung auf der anderen Seite, befanden sich in einem unausgesprochenen Austausch. Zweifelsohne war dies kein Dialog, kein offener Transfer wissenschaftlicher Erkenntnisse und Argumente im Sinne eines transnationalen Forschungszusammenhangs. Es wurden lediglich, und das offensichtlich nur in selektiver Weise, die Arbeiten der jeweils anderen Seite rezipiert, mitunter kritisch besprochen und – zumindest im deutschen Falle – übersetzt. Zwar waren auch die nordmasowischen Regionalforscher politisch vernetzt und mitunter aktiv, doch

waren es die deutschen Ostforscher, die sich und ihre Kompetenzen sehenden Auges in den Dienst einer verbrecherischen Besatzungspolitik stellten.

Im Kontext der Annexion des Regierungsbezirks Zichenau war es für die Besatzer bequem, die Region als besondere Einheit zu verstehen, die sich vom übrigen, von Warschau dominierten Masowien unterschied. So ließen sich deutsche kulturelle Einflüsse der Vergangenheit als Ausweis der Zugehörigkeit Nordmasowiens zum deutschen „Kulturboden“ einfacher interpretieren und darüber hinaus vom polnischen Unruheherd Warschau abgrenzen. Die Schriften der nordmasowischen Regionalforschung halfen bei diesem Unterfangen nur bedingt, waren sie doch durchdrungen von der Vorstellung, eine zwar eigenständige, aber zutiefst polnische Region zu beschreiben. Auch wenn die Historiker der Landesstelle und ihre Kollegen an anderen deutschen Institutionen die Arbeiten Macieszas, Ostaszewskis und anderer nur sparsam zitierten, übernahmen sie doch bereitwillig deren Vorstellung einer eigenen nordmasowischen Region und mussten sie nur an die NS-Ideologie anpassen. So war es ein Leichtes, theoretische Grundlagen für die Germanisierung der Region zu formulieren, die mit den Interessen und Plänen des Königsberger Gauleiters Koch in Einklang standen.

Schieder selbst maß seinen Arbeiten einige politische Wirkung bei und war etwa überzeugt, mit ihnen die Grenzziehung der Nationalsozialisten beeinflusst zu haben.¹¹³ Obwohl die tatsächliche Reichweite und praktischen Folgen von Schieders Arbeiten, wie der berüchtigten Polen-Denkschrift von Oktober 1939, heute eher vorsichtig zu bewerten und in einen breiteren Kontext zu setzen sind, waren die in den Studien der Landesstelle enthaltenen Konsequenzen für die Bevölkerung enorm. Sie liefen auf den besagten „völligen Neuaufbau“ der Region hinaus, von dem Gauleiter Koch und die Zichenauer Regierungspräsidenten unentwegt sprachen und dessen erster Schritt die Beseitigung der bisherigen ethnischen und kulturellen Strukturen war.¹¹⁴

Ob Schieders Ideen nationalsozialistischer Überzeugung, wissenschafts-politischer Absicht oder persönlichem Kalkül entsprangen, ist für die Bewertung der Texte an und für sich zweitrangig. Unbestritten ist, dass seine Gutachten selten solche extremen Formulierungen wie in NS-Propagandatexten über die Region enthalten, doch verlieh er diesen und den Apologeten einer großangelegten Germanisierungspolitik letztlich eine

¹¹³ HAAR, Historiker, S. 344.

¹¹⁴ FAHLBUSCH, Wissenschaft, S. 581.

wissenschaftliche Legitimität. Mit einem guten Willen kann man Schieder in Einzelaspekten eine gewisse Abweichung von der offiziellen Parteilinie attestieren, etwa als er auf der Grundlage seiner Bevölkerungsstudien zu Plozk empfahl, zumindest die russischstämmige Bevölkerung zu einem gewissen Grade für die deutsche Herrschaft zu gewinnen.¹¹⁵ Daraus eine Ferne zum Nationalsozialismus ableiten zu wollen, greift indes zu kurz, waren doch derlei „pragmatische“ Überlegungen selbst Parteiinstitutionen nicht fremd, in deren Interesse die möglichst reibungslose Ausbeutung der Arbeitskraft der unterdrückten Bevölkerung lag.

Grundsätzlich gilt für die Arbeit in der Landesstelle das gleiche Urteil, das Angelika Ebbinghaus und Karl Heinz Roth für die Dahlemer Publikationsstelle fällten: Die Volkstumshistoriker beider Institutionen lieferten zwar keine direkten Handlungsempfehlungen, schufen aber eine „generelle Planungsmatrix“, die von diversen staatlichen und NS-Stellen aufgenommen und in die Tat umgesetzt werden konnte.¹¹⁶ Sie deshalb als „Vordenker der Vernichtung“ zu bezeichnen, geht sicherlich zu weit. Vielmehr waren sie „Mitdenker“ und Mittäter in dem Sinne, dass sie ihre Chancen in der Zuarbeit für NS-Stellen begriffen, deren Vorgehen eine willkommene wissenschaftliche Legitimierung verliehen und zum Teil handelnd unterstützten.

Die Forschungstraditionen der Zwischenkriegszeit und des Zweiten Weltkriegs beeinflussten auch nach 1945 noch deutsche und polnische Sichtweisen auf die Region. In der Bundesrepublik legte sich weitgehend der Mantel des Schweigens über die Annexion Nordmasowiens und die brutale deutsche Herrschaft. Durchaus sind aber Stimmen zu finden, wonach die Besatzer 1945 mit dem Regierungsbezirk Zichenau Polen eine wohlbestellte und von den schlimmsten Folgen ihrer zivilisatorischen Rückständigkeit befreite Region hinterließen. Erst in letzter Zeit wird die Expansion Ostpreußens in die besetzten polnischen Gebiete auch in der historischen Forschung im Gesamtkontext des deutschen Besatzungsregimes diskutiert.¹¹⁷

In Polen wiederum griffen die neuen kommunistischen Machthaber die Idee auf, wonach es sich bei Nordmasowien um jahrhundertealtes Grenzland mit urpolnischer Bevölkerung handele. Von hier aus sollten

¹¹⁵ NONN, Direkte und indirekte Beiträge, S. 216.

¹¹⁶ ANGELIKA EBBINGHAUS / KARL HEINZ ROTH, Vorläufer des „Generalplans Ost“. Eine Dokumentation über Theodor Schieders Polendenkschrift vom 7. Oktober 1939, in: Zeitschrift für Sozialgeschichte des 20. und 21. Jahrhunderts 7 (1992), 1, S. 62–94, hier S. 76.

¹¹⁷ Exemplarisch: MEINDL, Ostpreußens Gauleiter.

Siedler ausströmen, um die ehemals ostpreußischen, nunmehr für Polen „wiedergewonnenen Gebiete“ neu zu besiedeln und fest in den polnischen Staatsverband einzugliedern. An der peripheren Lage des Gebiets änderte dies auf lange Sicht nichts.

ZDENĚK NEBŘENSKÝ

POLITIK DER REGIONALGESCHICHTE

TSCHECHOSLOWAKISCHE, OSTDEUTSCHE UND POLNISCHE HISTORIKER ALS REGIONSMACHER, 1945–1965

Im November 1963 fand in Olmütz (Olomouc) eine Konferenz zur Regionalgeschichte statt. An der Konferenz beteiligten sich u. a. die ostdeutschen Historiker Karl Czok (1926–2013) und Hans Walter (1912–1982), polnische wie Roman Heck (1924–1979), Kazimierz Śląski (1912–1990) und Wacław Urban (1930–2009) sowie der ungarische Historiker Bálint Ila (1903–1975).¹ Trotz unterschiedlicher inhaltlicher Definitionen der Regionalgeschichte stimmten die meisten Teilnehmer² der terminologischen Verschiebung von der älteren „historischen Heimatkunde“ zur neueren Regionalgeschichte zu. Anstatt der mechanischen Verbindung der Teilerkenntnisse aus unterschiedlichen Gesellschaftswissenschaften (was für die Heimatkunde angeblich charakteristisch war) sollte die Regionalgeschichte die Entwicklung der Region in allen ihren Zusammenhängen darstellen.

Mit dem regionalhistorischen Ansatz könnte man künftig genauer unterscheiden, was „einzigartig“ und „besonders“ oder „allgemein“ in der Geschichte sei.³ Mit der Bedeutung der Regionalgeschichte setzte sich programmatisch in seinem Beitrag der Dozent der Karls-Universität František Kutnar (1903–1983) auseinander. Er sagte:

¹ O regionálních dějinách: materiály z konference o regionálních dějinách, pořádané krajskou komisí pro regionální dějiny dělnického hnutí při severomoravském KV KSC a katedrou historie Univerzity Palackého, 13.–15. listopad 1963, Ostrava 1965.

² Die meisten Teilnehmer der Konferenz waren Männer. Frauen waren auf der Konferenz und allgemein in der Geschichtswissenschaft nur vereinzelt präsent. Im Folgenden wird die männliche Form für Männer benutzt. Falls die Argumentation auch Frauen betraf, wird die weibliche Form explizit angewendet oder die Frau namentlich erwähnt.

³ JOSEF KLIK, Dvacet pět let české historické vlastivědy, in: *Acta Regionalia. Sborník vlastivědných prací* 1 (1965), 1, S. 13–36, hier S. 19.

„[D]er regionale Gesichtspunkt ist grundlegend und grundsätzlich wichtig. Nur durch diesen Gesichtspunkt ist es möglich, zur eigenen Substanz des gesellschaftlichen Geschehens, zum Mark des historischen Phänomens durchzudringen. Ohne Ansicht von unten, wo sich das eigene gesellschaftliche Geschehen objektiviert, realisiert, konnte kein Historiker die historische Wirklichkeit in ihrer grundlegenden Natur, Ganzheit und Bedeutung erkennen.“⁴

Kutnar behauptete, dass jede historische Arbeit regional sei und werden müsse. Seiner Meinung nach gebe es keine historische Untersuchung, ohne mehr oder weniger regional zu sein. Überspitzt gesagt, wies Kutnar auf den mikrohistorischen Zugang und die „Geschichte von unten“ hin, obwohl er keinen Bezug auf die damalige westliche Historiografie nahm (z. B. auf Edward P. Thompsons „The Making of the English Working Class“, das 1963 erschien).⁵ Die Überlegung Kutnars hing nicht mit der Entwicklung der Geschichtswissenschaft im Westen zusammen, wo die regionalen Zugänge zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte langsam an Boden gewannen.⁶

Vielmehr entsprach sie den poststalinistischen Geschichtspostulaten, u. a. dem „neuen Regionalismus“, der die historische Allgemeinheit und Unbestimmtheit korrigieren wollte.⁷ Im Kern handelte es sich um die Kritik der „abstrakten“ und „autoritativen“ Entwicklungsgesetze, die in den frühen 1950er Jahren vorgeherrscht hatten.⁸ Die Gesetzmäßigkeiten der Geschichte, d. h. der Wandel der gesellschaftshistorischen Formationen von Sklaverei, über Feudalismus zu Kapitalismus wurden nicht der Diskussion von Historikern unterzogen, sondern in geschichtswissenschaftlichen Studien und Büchern lediglich illustriert und bestätigt. Dagegen sollte die historische Forschung nach 1956 auf der empirischen

⁴ FRANTIŠEK KUTNAR, K některým problémům regionální historie, in: O regionálních dějinách, S. 75–76.

⁵ RUDOLF KUČERA, Facing Marxist Orthodoxy. Western Marxism, *The Making*, and the Communist Historiographies of Czechoslovakia and Poland, 1948–1990, in: International Review of Social History 61 (2016), 1, S. 35–50.

⁶ PETER BURKE, Die Geschichte der „Annales“. Die Entstehung der neuen Geschichtsschreibung, Berlin 2004, S. 73–75; LUTZ RAPHAEL, Geschichtswissenschaft im Zeitalter der Extreme. Theorien, Methoden, Tendenzen von 1900 bis zur Gegenwart, München 2003, S. 103 f., 181; WOLFRAM FISCHER, Der Staat und die Anfänge der Industrialisierung in Baden 1800–1850, Berlin 1962.

⁷ JAROMÍR DVOŘÁK, Úvodem, in: Krkonoše – Podkrkonoší. Vlastivědný sborník 1 (1964), S. 5–9.

⁸ BEDŘICH LOEWENSTEIN, Marxova cesta k marxismu (Na okraj českého vydání 1. svazku Marxových a Engelsových spisů), in: Dějepis ve škole, 1958, Nr. 1, S. 10–22, hier S. 11.

Arbeit mit dem konkreten und präzisen Untersuchungsgegenstand beruhen.⁹ Allerdings bedeutete dies keine „Revolution der Tatsachen“ oder „Faktenwende“.¹⁰ Die Forschungsperspektive wurde zwar vom deduktiven zum induktiven Ansatz verschoben,¹¹ doch sollten die Historiker nicht beschreiben, „wie es eigentlich gewesen ist“, sondern die „Ursachen“ historischer Phänomene analysieren.¹²

Es ist unbestritten, dass die Lokal-, Landes- und Heimatgeschichte in der Tschechoslowakei, der DDR und in Polen nach dem Zweiten Weltkrieg vor neue Legitimationszwänge gestellt und aus ideologischen Gründen auch problematisiert wurde. Die damalige historische Regionalforschung wurde sicher von unterschiedlichen Geschichtskulturen, historischen Kontexten und räumlichen Bezugssystemen geprägt.¹³ Die Behauptung, dass das Interesse an der Regionalgeschichte zwischen 1949 und 1956 aus ideologischen, wirtschaftlichen und sozialen Gründen begrenzt werden sei, wird in vorliegendem Beitrag ausführlicher erläutert. Nicht nur 1956, sondern auch die Jahre davor und danach stellten wichtige Brüche für die Politisierung und Thematisierung der Regionalgeschichte in Ostmitteleuropa vor.¹⁴

Dieser Beitrag beschäftigt sich mit Politikern, Historikern und Heimatforschern, welche die tschechoslowakischen, ostdeutschen und polnischen Regionen imaginierten und kreierten. Schon in der Diskussion über die Regionalgeschichte in den 1950er Jahren wurde mehrmals festgestellt, dass die Regionen sowohl von den ökonomischen und gesellschaftlichen Beziehungen als auch von einer kulturellen und intellektuellen Tätigkeit geprägt worden seien. Diese Tätigkeit sollte zur Entstehung

⁹ VLADIMÍR MARIÁNEK, Slezský ústav ČSAV v Opavě v roce 1959 a některé problémy regionální vědecké práce, Opava 1960; JOSEF POLIŠENSKÝ, Z diskuse o předmětu, pojetí a poslání regionální historiografie, in: *Příspěvky k dějinám KSČ* 3 (1963), 4, S. 587–600.

¹⁰ Vgl. PAVEL KOLÁŘ, Der Poststalinismus. Ideologie und Utopie einer Epoche, Köln 2016, S. 28–90.

¹¹ MICHAEL VORŠÍČEK, The Reform Generation. 1960s Czechoslovak Sociology from a Comparative Perspective, Praha 2012, S. 132–134.

¹² Závěry pro orientaci regionální historiografie na podkladě výsledků celostátní konference, in: *Příspěvky k dějinám KSČ* 4 (1964), 1, S. 105–107, hier S. 105.

¹³ MILOŠ ŘEZNIK, Regionalität als historische Kategorie, in: *Regionalität als historische Kategorie. Ostmitteleuropäische Perspektiven*, hg. v. SABINE JAGODZINSKI u.a., Osnabrück 2019, S. 13–57, hier S. 26 f.

¹⁴ MIRELA CIUCHEA u.a., Regional History and the Regional Agenda in Romania, the Czech Republic, Poland and Slovakia, in: *Frontiers, Regions and Identities in Europe*, hg. v. STEVEN G. ELLIS u.a., Pisa 2009, S. 55–75, hier S. 62.

des Regionalbewusstseins führen und die Identifikation der breiteren Bevölkerungsschichten mit der Region stärken, besonders in den ehemaligen deutschsprachigen Grenzräumen, in welchen die Neusiedler sich niederließen. Für die Bildung des Regionalbewusstseins und für die regionale Identifikation schien die Geschichte und die Historisierung einer Region wichtig zu sein. Nicht zuletzt enthielt die Regionalgeschichte die Demokratisierung des historischen Wissens: Jenes war nicht nur auf Fachkreise beschränkt, sondern wurde auch von Laien- und Amateurforschern verbreitet.

Jedoch waren für diese Historisierung gewisse Bedingungen notwendig, die erst im Laufe der Zeit entstanden. Bevor eine Aussage darüber getroffen werden kann, wie Historiker und Heimatforscher die Geschichte einer Region begriffen, untersuchten und „machten“, wird dieser Beitrag die politischen Prämissen berücksichtigen, die die regionalhistorische Konzeptualisierung ermöglichten und den Begriff „Regionalgeschichte“ etablierten. Es lassen sich im Prinzip drei Grundvoraussetzungen unterscheiden: das Erbe der historischen Heimatkunde, der historische Materialismus und die Geschichte der örtlichen Arbeiterbewegung.

Die Tschechoslowakei, Deutschland und Polen stellten europäische Staaten dar, deren Territorien während der Ära der modernen Staats- und Nationsbildung grundlegende Grenzänderungen erfuhren. In Deutschland und Polen gab es mehrere gleichwertige historische Regionalzentren, die eine lange Tradition besaßen. In der Tschechoslowakei, vor allem in Böhmen, hatte Prag eine besondere Stellung, was eine Herausforderung *sui generis* für die Politik der Regionalgeschichte darstellte.

Das Erbe der historischen Heimatkunde

Obgleich einige Befunde darauf hinwiesen, dass die marxistische Regionalgeschichte an die ältere Tradition der historischen Topografie und der Heimatkunde anschloss, wurde nicht genau gesagt, was diese Kontinuität charakterisierte.¹⁵ In der Entstehung des regional-historischen Ansatzes lässt sich eine allgemeinere Tendenz aufzeigen: Die marxistische Geschichtsschreibung in den 1950er und 1960er Jahren hing häufig mit Vorstellungen zusammen, die vor dem kommunistischen Umsturz formuliert worden waren. In dieser Hinsicht war die marxistische Historiografie

¹⁵ Vgl. ŘEZNIK, Regionalität, S. 26.

keine geschichtliche Besonderheit; sie bezog sich integral auf die Entwicklung Ostmitteleuropas.¹⁶

Im personellen, institutionellen und inhaltlichen Sinne kann man diese Kontinuität am Beispiel des Dozenten für historische Heimatkunde an der Karls-Universität František Roubík (1890–1974) demonstrieren, der 1941 sein programmatisches Handbuch der Heimatkunde veröffentlichte.¹⁷ Hier schrieb Roubík über die „regionalistische Bewegung“, die in den letzten Jahrzehnten zugenommen habe. Er leitete den Regionalismus vom lateinischen Wort *regio* ab und begriff es in der Deutung eines Kreises, einer Gegend oder Landschaft. Einer der Ziele des Regionalismus sei die Erhöhung des wirtschaftlichen, technischen und kulturellen Niveaus einer Region zu Gunsten der ganzen Nation.¹⁸

Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs aktualisierte Roubík seine Konzeption weiter. Er ließ in die Statuten des Staatlichen Historischen Instituts (das 1953 als Historisches Institut in die Akademie der Wissenschaften eingegliedert wurde) den Satz ergänzen, dass eine der Aufgaben des Instituts die historische Heimtforschung der böhmischen Länder sei. In der Landesverwaltung respektive im Landesrat für Volksaufklärung setzte Roubík die Einrichtung der kulturregionalen Kommission durch. Gemeinsam mit ihren Kreisabteilungen (den sogenannten Kreisräten für Volksbildung) sollte die kulturregionale Kommission „die historische Heimtforschung organisieren und systematisch popularisieren“.¹⁹

Auf dem Zweiten Tschechoslowakischen Historikertag im Oktober 1947 wurde die Frage nach der historischen Heimtforschung wieder von Roubík aufgeworfen. In seinem Beitrag warb er für die Verbesserung der Material- und Arbeitsbedingungen der Heimtforscher, die häufig keine relevante Fachausbildung hätten. Er schlug die Einführung von Geschichtskursen, organisiert von Archivaren und Museumsmitarbeitern, für Laien vor. Bestandteil der Kurse sollte u.a. die Schulung von Amateur-

¹⁶ Allgemein zum polnischen Stalinismus: KATHERINE LEBOW, Unfinished Utopia. Nowa Huta, Stalinism and Polish Society, 1949–56, Ithaca 2013. Im Kontext der deutschen Historiografie: Path of Continuity. Central European Historiography from the 1930s to the 1950s, hg. v. HARTMUT LEHMANN / JAMES VAN HORN MELTON, Cambridge 1994; THOMAS ETZEMÜLLER, Sozialgeschichte als politische Geschichte. Werner Conze und die Neuorientierung der westdeutschen Geschichtswissenschaft nach 1945, München 2001.

¹⁷ FRANTIŠEK ROUBÍK, *Příručka vlastivědné práce*, Praha, 1941; DERS., *Padesát let české vlastivědy*, Praha 1940.

¹⁸ DERS., *Příručka*, S. 10 f.

¹⁹ KLIK, Dvacet pět, S. 16; FRANTIŠEK ROUBÍK, *Vlastivědná knížka*, Praha 1948; *Vlastivědný věstník moravský* 1 (1946).

genealogen sein, die sich zum Teil in Folge der nationalsozialistischen Forderung nach dem Nachweis einer richtigen „Rassenherkunft“ während des Zweiten Weltkrieges aktivierte. Weiterhin empfahl Roubík die historische Untersuchung der Grenzgebiete, die Revision der nationalsozialistischen Siedlungsgeschichte und die Gründung neuer regionaler Jahrbücher.²⁰ Noch bevor Roubíks Vorstellungen realisiert werden konnten, kam der kommunistische Umsturz und die neue Verwaltungsreform. Im Dezember 1948 wurde die Ländergliederung der Tschechoslowakei aufgelöst. Anstelle der drei historischen Länder (Böhmen, Mähren respektive Schlesien und der Slowakei) wurden durch die neue kommunistische Verfassung und das Gesetz Nr. 280/1948 dreizehn neue Kreise in den böhmischen Ländern und sechs neue Kreise in der Slowakei eingeführt. Im Begründungsbericht über die Kreisgliederung sagte der kommunistische Abgeordnete und Mitglied des Verfassungs- und Rechtsausschusses Jan Bartuška (1908–1970):

„[W]ir erkannten den schwierigen Kampf unserer Völker um die Kreisgliederung seit der Mitte des 13. Jahrhunderts [...] [I]n der hussitischen Periode verstärkte sich der demokratische Charakter der Kreisorganisation [...]. Jedoch die Habsburgermonarchie unterdrückte die Kreisgliederung und stellte einen bürokratischen Apparat in den Vordergrund.“²¹

Bartuška und seine Nachredner wiesen darauf hin, dass die Kreisgliederung und die Kreisverwaltung die breiten Bevölkerungsschichten vertraten. Die Mitglieder des Kreisausschusses gingen von der Volksabstimmung aus und ihre Tätigkeit hatte nicht rein administrativen, sondern vor allem politischen Charakter. Die Kreisgliederung verband die Verwaltung mit der Politik. Diese Art der Politisierung wurde positiv wahrgenommen. Während die Landesgliederung den Landesseparatismus hervorbrachte, festigte die Kreisgliederung die nationale Einheit. Mit der Einführung der Kreisgliederung erhöhte sich zugleich die Anzahl der Bezirke.²²

Auf die laufende Verwaltungsreform und die „hussitische“ Tradition der Kreisgliederung bezog sich 1949 auch der Schulminister und Professor

²⁰ KLIK, Dvacet pět, S. 16; ANTONÍN KOSTLÁN, Druhý sjezd československých historiků (5.–11. října 1947) a jeho místo ve vývoji českého dějepisectví v letech 1935–1948, Praha 1993, S. 99 f.

²¹ Bericht des Verfassungs- und Rechtsausschusses zum Regierungsgesetzentwurf über die Kreisgliederung v. 21. Dezember 1948, <http://www.psp.cz/eknih/1948ns/stenprot/020schuz/s020003.htm> (Zugriff: 3. April 2020).

²² Ebd.

der Karls-Universität Zdeněk Nejedlý (1878–1962) in seinem Aufsatz über „den neuen Regionalismus“. Er schrieb, dass die Auflösung der Landesgliederung und die Einführung der neuen Kreisgliederung eines der größten Ereignisse des letzten Jahres dargestellt habe. Nejedlý behauptete, dass es sich nicht nur um eine Verwaltungsreform gehandelt habe, sondern auch um einen kulturellen Wandel. Dazu konnten vor allem Literatur und Geschichte beitragen. Die Sehnsucht nach der Erkenntnis führte zur Entstehung der *regionalistischen Bewegung*. Viele Forscher verarbeiteten die Geschichte einzelner Städte und Dörfer und bereichertem so die allgemeine Geschichte der tschechischen Nation.²³

Zusätzlich zu Nejedlýs programmatischer Deklaration meldete sich das Staatliche Historische Institut, das u. a. die historische Heimatforschung realisieren und die Arbeit der Heimatforscher auf dem Land ergänzen sollte. Die Bedeutung des Instituts hob weiterhin das Schulministerium hervor, das sich mit seinem Beschluss vom 12. April 1949 an die Referate für Schulwesen, Volksaufklärung und Körpererziehung bei den nationalen Kreisausschüssen wandte und ihnen mitteilte, dass das Staatliche Historische Institut die Heimatforschung fachlich unterstützte. Nationale Kreis- und Bezirksausschüsse hatten zugleich das Institut über ihre Forschungs- und Publikationstätigkeit zu informieren. Das Schulministerium betonte auch die Bedeutung der Heimatjahrbücher, die eine Plattform für die Veröffentlichung der Ergebnisse der Heimatforschung schaffen sollten.²⁴

Die historische Heimatkunde und der historische Materialismus

An Nejedlýs Text knüpften 1953 die Historiker der Olmützer Universität Ladislav Hosák (1898–1972), Dimitrij Krandžalov (1907–1971), František Kutnar (1903–1983) und Josef Polišenský (1915–2001) an.²⁵ Schon vor der kommunistischen Machtübernahme hatten die Vertreter der Olmützer Universität die Gründung des Instituts für historische Heimatkunde geplant, das Ladislav Hosák leiten sollte. Hosák war Gymnasiallehrer, der in der Zwischenkriegszeit ein ausführliches mehrbändiges Werk zur

²³ ZDENĚK NEJEDLÝ, O novém regionalismu, in: DERS., Za kulturu lidovou a národní, Praha 1953, S. 105–118, hier S. 110.

²⁴ RBK, Nové možnosti regionální vlastivědné práce, in: Časopis Společnosti přátel starožitnosti 57 (1949), 2, S. 121.

²⁵ LADISLAV HOSÁK u. a., O nové pojetí historické vlastivědy, in: Časopis Společnosti přátel starožitnosti 61 (1953), 2, S. 65–72.

historischen Topografie der mährisch-schlesischen Länder herauszugeben begann.²⁶ Die Institutionalisierung der Heimatkunde wurde allerdings erst nach einigen Jahren realisiert. Seit dem akademischen Jahr 1947/48 existierte das Seminar für historische Heimatkunde, das nach zwei Jahren in ein Universitätsinstitut transformiert und 1953 in das Institut für Geschichte einbezogen wurde.²⁷ Das Seminar bzw. das Institut organisierte Lehrkurse für Studierende und Vorträge für die breitere Öffentlichkeit.²⁸ Zwei Jahre später richtete die Universitätsleitung eine halbe Stelle für die „regionale Forschung“ der Arbeiterbewegung ein.²⁹

In ihrem gemeinsamen Aufsatz versuchten Hosák, Krandžalov, Kutnar und Polišenský die historische Heimatkunde mit dem historischen Materialismus zu verbinden. Sie lehnten die deskriptive Methode der erstgenannten ab und entwickelten die dialektische Methode. Außerdem forderten sie eine wissenschaftliche Definition der historischen Heimatkunde, die weder der Gymnasiallehrer August Sedláček (1843–1926) noch der erste Professor für historische Heimatkunde an der Karls-Universität Josef Vítězslav Šimák (1870–1941) in der Zwischenkriegszeit anbieten konnten.³⁰ Die zahlreichen dem Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen nahestehenden Forschungen wurden wegen ihrer rassistischen Prägung aus den späten 1930er „übersehen“.³¹ Hosáks Meinung nach wurde die wissenschaftliche historische Heimatkunde erst 1941 durch Roubík definiert, der u. a. die Abhängigkeit der historischen Heimatforschung von natürlichen und physischen Verhältnissen betonte.³²

Der Aufsatz der Olmützer Historiker hatte einen wirklichen „dialektischen“ Charakter. Einerseits verstanden sie die historische Heimatkunde

²⁶ JINDŘICH RŮŽIČKA, Základní otázky a úkoly regionální historiografie, in: O regionálních dějinách, S. 12–23, hier S. 19.

²⁷ LADISLAV HOSÁK, Ústav historické vlastivědy, in: Naše vlast, 1957, Nr. 2, S. 30.

²⁸ JP, Ústav pro historickou vlastivědu na Palackého univerzitě v Olomouci, in: Časopis Společnosti přátel starožitnosti 59 (1951), 2, S. 53 f.

²⁹ Ústav pro historickou vlastivědu na Palackého univerzitě v Olomouci ve studijním roce 1951/52, in: Časopis Společnosti přátel starožitnosti 60 (1952), 3, S. 179.

³⁰ J. V. Šimák a poslání regionální historiografie v dnešní době: sborník referátů z vědecké konference konané ve dnech 10.–11. května 1996 v Turnově a na Hrubé Skále, hg. v. IVO NAVRÁTIL, Semily 1996; HANA KÁBOVÁ, Josef Vítězslav Šimák: jeho život a dílo se zvláštním zřetelem k historické vlastivědě, České Budějovice / Pelhřimov 2013.

³¹ MARTIN NODL, Dějepisectví mezi vědou a politikou: úvahy o historiografii 19. a 20. století, Praha 2007, S. 63–65; PAVEL KOLÁŘ, Geschichtswissenschaft in Zentraleuropa: Die Universitäten Prag, Wien und Berlin um 1900, Leipzig 2008, S. 193 f.

³² HOSÁK, O nové pojetí, S. 65.

als eine Disziplin, die historische Methoden und die genetische Beschreibung ausnutzte. Sie war der Geografie sehr nah, reflektierte geografische Bedingungen und arbeitete mit Karten, Schaubildern, Diagrammen und Statistiken. Andererseits warben die Olmützer Wissenschaftler dafür, dass die Regionalhistoriker und Heimatforscher in ihrer Arbeit mehr als bisher politische Themen wie zum Beispiel Kolonisationsprobleme, Landschaftsrekonstruktion, Fortschrittstraditionen oder sozialistischen Patriotismus aufgriffen. Hosák und seine Kollegen plädierten für ein Pramat der Produktionsmittel und Klassenkämpfe in der historischen Heimatforschung.³³

Die Gruppe um Hosák bezog sich auch auf das Vorbild der sowjetischen Heimatkunde. In diesem Vorbild sind drei Punkte wichtig, weil sie in den späten 1950er und 1960er Jahren in der tschechoslowakischen, ostdeutschen und polnischen Geschichtsschreibung eine zwiespältige Rolle spielten. Erstens wiesen sie auf die Bewegung der sowjetischen Heimatforscher hin, die sich schon in der Zwischenkriegszeit mobilisierte und in den 1920er und 1930er Jahren zur Gründung neuer geschichtswissenschaftlicher Institute, Zeitschriften und Verlage beitrug. Zweitens erwähnten sie die wichtige Rolle, die die Heimatforschung im ersten sowjetischen Fünfjahresplan nach 1945 hatte, was die historische Regionalforschung in Ostmitteleuropa weiterhin legitimierte. Drittens verbanden sie die Heimatforschung mit Regionalismus. Sie schrieben: „dem regionalen Studium gibt man in der Sowjetunion eine stets größere Bedeutung und dem Studium der Lokalgeschichte widmet man besondere Aufmerksamkeit“.³⁴

Nach Nejedlýs Rede über den Regionalismus stellte dieser Satz einen weiteren Beleg für eine langsam eintretende terminologische Verschiebung von der historischen Heimatkunde zur Regionalgeschichte dar. Zugleich handelte es sich um keine programmatische Definition der Regionalgeschichte, sondern vielmehr um ihre negative Abgrenzung:

„[...] auch Zeitplan, Form und Zusammensetzung der bestehenden Regionalgeschichte reichen nicht aus. Sicherlich gehört zur Regionalgeschichte nicht die Aufzählung einzelner feudaler Familien, die dieses oder jenes Dominium besaßen, [...] die territoriale Reichweite betreffend wird zum Gegenstand der Untersuchung eine Region werden.“³⁵

³³ Ebd., S. 66 f.

³⁴ Ebd., S. 66.

³⁵ Ebd., S. 68.

Diese Behauptung erinnert an den Ansatz Hermann Aubins, der 1925 die „Dynastien- und Territorialgeschichte“ kritisierte und vorschlug, die historischen Natur- und Kulturlandschaften zu erforschen.³⁶ Aubin sah sein Vorbild in Karl Lamprechts „Provinzialgeschichte“, welche die Siedlungs- und Wirtschaftsgeschichte sowie die „materiellen Zustände und das Leben der Massen“ berücksichtigte.³⁷ In dieser Hinsicht schloss die historische Heimatkunde, die die Olmützer Forscher mit dem historischen Materialismus verband, an Lamprechts Provinzialgeschichte respektive Aubins historische Landeskunde an. Wie dieser Ansatz marxistisch sein sollte, war nicht klar.

Die Olmützer Historiker dachten auch darüber nach, wie der Kreis bzw. das Gebiet charakterisiert werden konnte. In der Abgrenzung des Kreises (Gebiets) gingen sie von ihrer gegenwärtigen politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Lage aus. Ihre Aufgabe war zu untersuchen, welche historischen Faktoren den Kreis (das Gebiet) prägten. Als einer Analyse bedürftig wurde festgestellt,

„wie auf die Gestaltung der Region die geografische Wirklichkeit (die Oberfläche, die offene Landschaft, das gleiche Klima, die geologischen Gebilde, eventuell gleiche Bodenbedingungen) wirkte und wie sich wirtschaftlich-produktive und sozial-kulturelle Beziehungen (der Einfluss des Großgrundbesitzes, die Entstehung der Städte, Industrie- und Handelszentren, Verkehr, der Einfluss der Kircheninstitutionen, der Sprache, die Entwicklung der Kulturstätten und der modernen Presse u. ä.) bildeten.“³⁸

Der Regionsansatz von Hosák, Krandžalov, Kutnar und Polišenský blieb dem Determinismus der natürlich-ökonomisch-produktiven Verhältnisse treu, die allerdings schon stark in Roubíks Programmatik aus der Protek-

³⁶ HERMANN AUBIN, Aufgaben und Wege der geschichtlichen Landeskunde, in: DERS., Geschichtliche Landeskunde, Anregungen in vier Vorträgen, hg. v. Institut für Geschichtliche Landeskunde der Rheinlande an der Universität Bonn, Bonn 1925, S. 28–45, hier S. 29.

³⁷ LUISE SCHORN-SCHÜTTE, Territorialgeschichte, Provinzialgeschichte – Landesgeschichte, Regionalgeschichte. Ein Beitrag zur Wissenschaftsgeschichte der Landesgeschichtsschreibung, in: Civitatum communitas. Studien zum europäischen Städtewesen. Festschrift Heinz Stoob zum 65. Geburtstag, hg. v. HELMUT JÄGER u. a., Köln / Wien 1984, S. 390–414, hier S. 393 f.; JÖRG HACKMANN, Ostpreußen und Westpreußen in deutscher und polnischer Sicht. Landeshistorie als beziehungsgeschichtliches Problem, Wiesbaden 1996, S. 128 f.; WERNER BUCHHOLZ, Vergleichende Landesgeschichte und Konzepte der Regionalgeschichte von Karl Lamprecht bis zur Wiedervereinigung im Jahre 1990, in: Landesgeschichte in Deutschland. Bestandsaufnahme – Analyse – Perspektiven, hg. v. DEMS., Paderborn u. a. 1998, S. 11–60.

³⁸ HOSÁK, O nové pojetí, S. 69.

toratszeit präsent waren. Trotzdem ist es überraschend, wie viel Raum sie in ihrem Ansatz der konstruktivistischen Perspektive widmeten. Sie schrieben explizit über die „Gestaltung der thematischen Konstruktion des patriotischen Bildes des Kreises (Gebiets)“. In diesem Bild sollten zwei Aspekte analysiert werden, die bisher in der historischen Forschung unterlassen worden waren: die Arbeit und Produktion sowie Hersteller und Werktätige. Unter diesen marxistischen Floskeln verbarg sich eine bunte Palette, die die Geschichte von Landwirtschaft, Industrie, Handel, Technik, Demografie, Migration, Wirtschaft, Gesellschaft, Kultur und Politik präsentieren wollte.³⁹

Der Aufsatz von Hosák und seinen Kollegen erschien in der Zeitschrift „Časopis Společnosti přátel starožitnosti“. Diese Zeitschrift erschien ohne Unterbrechung seit 1892 und stellte lange Zeit das Zentralorgan der historischen Heimatforschung Böhmens dar. Anfang des Jahres 1956 wurde das angeblich „niedrige Niveau“ der Zeitschrift und ihre apolitische Ausrichtung scharf kritisiert.⁴⁰ Der Vereinsausschuss, der hinter der Zeitschrift stand, antwortete mit einer Richtigstellung und lehnte die Kritik als „grundätzlichen Irrtum“ ab. Er wies darauf hin, dass die Zeitschrift vor allem Texte von Laien und Heimatforschern veröffentlichte und daher nicht die Auswahl heimatkundlicher Themen und die Organisation der historisch-heimatkundlichen Arbeit steuern wollte.⁴¹ Die laufende politische Liberalisierung nach dem XX. Parteitag der Kommunistischen Partei der Sowjetunion unterstützte diese Einstellung, und so konnte im Oktober 1956 eine lokale Vereinsfiliale in Pilsen (Plzeň) gegründet werden. Die Filiale belebte das Jahrbuch „Minulostí Plzně a Plzeňska“ wieder, das in der Zwischenkriegszeit bis zum Zweiten Weltkrieg erschienen war.⁴²

Zwischen 1953 und 1959 wurden kleinere Beiträge zum Thema der „regionalen“ Heimatarbeit bzw. der historischen Heimatkunde vor allem in Zeitschriften veröffentlicht, die sich der Popularisierung der Geschichte und der Verbreitung von Geschichtskenntnissen widmeten. Bedeutend war die Zeitschrift der heimatkundlichen Arbeiter „Naše vlast“, die bis

³⁹ Ebd., S. 69–72.

⁴⁰ ALOIS MÍKA / PAVEL OLIVA, Recenze – Časopis přátel starožitnosti, in: Československý časopis historický 4 (1956), 1, S. 116–120.

⁴¹ Ke kritice našeho časopisu, in: Časopis Společnosti přátel starožitnosti 64 (1956), 3, S. 183 f.

⁴² ZDENĚK WIRTH, K pětasedmdesátinám Ladislava Lábka, in: Minulostí Plzně a Plzeňska 1 (1958), S. 5 f.

1959 herausgegeben wurde.⁴³ Zu ihrem direkten Nachfolger wurde „Dějiny a současnost“ – „die historisch-heimatkundliche Revue [die an] die besten Traditionen der heimatkundlichen Arbeit“ anschloss.⁴⁴ Ähnlich wie „Naše vlast“ sollte „Dějiny a současnost“ die politische Aktualisierung der Geschichte und die Zusammenarbeit mit einem breiten Leserkreis fördern. Mit der Unterstützung von Geschichtsunterricht und -didaktik beschäftigte sich „Dějepis ve škole“, die politische Deklarationen gemischt mit konzeptionellen Überlegungen und empirischen Forschungsergebnissen veröffentlichte. Auf ihren Seiten erschienen zahlreiche Aufsätze, die von Roubíks, Nejedlýs, Hosáks und Polišenskýs Texten ausgingen und (wenngleich unreflektiert) mit Begriffen wie „regionale Arbeit“, „regionale Elemente“, „regionale Historie“ oder „Regionalgeschichte“ operierten.⁴⁵ Mit der Intensivierung der „regionalen“ Heimatarbeit hing noch das Phänomen des sogenannten westdeutschen Revanchismus zusammen. Im Jahre 1958 veröffentlichte „Naše vlast“ Einzelbeiträge, welche die „heimatkundliche“ Arbeit der Vertriebenen kritisierten.

Die Aktivierung der westdeutschen Vertriebenen und ihre Unterstützung vonseiten der westdeutschen Regierung regte die Kampagne von tschechoslowakischen (sowie ostdeutschen und polnischen) Wissenschaftlern gegen „Heimatbriefe“, „Heimatbücher“ und „Heimatblätter“ an.⁴⁶ Nach Ansicht der Universitätshistoriker Robert Kvaček (geb. 1932) und Karel Novotný (1932–2017) bildete die „heimatkundliche“ Arbeit die gemeinsame Identität von Vertriebenen in der Bundesrepublik. Die Heimatkunde trage zur Formierung der Vertriebenen als eine besondere Gruppe mit gemeinsamen Interessen und politischen Zielen bei.⁴⁷ Die

⁴³ FRANTIŠEK ROUBÍK, Základní úkoly vlastivědné práce v historii, in: *Naše vlast*, 1953, Nr. 2, S. 39–41; VLADIMÍR DENKSTEIN, Za socialistickou vlastivědu, in: *Naše vlast*, 1953, Nr. 1, S. 3–6; JOSEF PETRTYL, O nové pojetí historické vlastivědy, in: *Naše vlast*, 1953, Nr. 9, S. 261–263; LADISLAV HOSÁK, O historické vlastivědě, in: *Naše vlast*, 1956, Nr. 7, S. 98–99.

⁴⁴ *Dějiny a současnost* 1 (1959), 1, S. 1.

⁴⁵ VÁCLAV ŽÁČEK, Regionalismus jako zdroj vlastenecké výchovy (o novém pojetí a úkolech historické vlastivědy), in: *Dějepis ve škole*, 1955, Nr. 7, S. 291–304; JAROSLAV JOZA, Využití dějin dělnického hnutí na Liberecku při vyučování dějepisu, in: *Dějepis ve škole*, 1955, Nr. 9, S. 366–371; DERS., Zkušenosti s využitím regionálních prvků při vyučování dějepisu v Libereckém kraji, in: *Dějepis ve škole*, 1956, Nr. 8, S. 341–347; MILAN MYŠKA, Za využití regionálních prvků v dějepisu, in: *Dějepis ve škole*, 1957, Nr. 8, S. 380–383.

⁴⁶ ANDREW DEMSHUK, *The Lost German East. Forced Migration and the Politics of Memory, 1945–1970*, Cambridge 2012, S. 165 f.

⁴⁷ ROBERT KVAČEK / KAREL NOVOTNÝ, *Vlastivěda ve službách revanšismu I*, in: *Naše vlast*, 1958, Nr. 5, S. 70 f.

Heimatblätter belebten und festigten die Erinnerungen von Vertriebenen an ihre ehemaligen Heimatgebiete in der Tschechoslowakei.⁴⁸

Der nordmährische Historiker Milan Myška (1933–2016) meinte, dass die von den Vertriebenen in Westdeutschland geschriebenen Heimatbücher tendenziös und veraltet seien. Sie wiederholten „bekannte Fakten“ und stützten sich nicht auf die Quellenbasis. Deshalb sollte sich die tschechoslowakische marxistische Heimatkunde mit der Siedlungs- und Wirtschaftsgeschichte der ehemaligen deutschsprachigen Gebiete intensiv beschäftigen und die „zweifelhaften Schlussfolgerungen“ richtigstellen.⁴⁹

Die regionale Geschichte der Arbeiterbewegung

Einen weiteren Impuls erhielt die historische Heimatkunde durch die Erziehung zum sozialistischen Patriotismus, die die politische Führung 1958 deklarierte. Im April nahm das Zentralkomitee der Kommunistischen Partei der Tschechoslowakei (ÚV KSČ) einen Beschluss über die Volksbildungarbeit an. Im Beschluss wurde erwähnt, dass „die regionale heimatkundliche Arbeit eine große Bedeutung für die Erziehung zum sozialistischen Patriotismus und für die Pflege des Nationalstolzes hat“.⁵⁰

Die bisherige Volksbildung wurde als unzureichend angesehen und deshalb ihre Intensivierung angestrebt. Die „regionale heimatkundliche Bewegung“ sollte nicht nur 4.000 Mitglieder heimatkundlicher Zirkel betreffen, sondern auch wenig organisierte Amateure und Laien umfassen, die in Zusammenarbeit mit wissenschaftlichen Mitarbeitern von Bezirks- und Kreismuseen ein „Aktiv“ freiwilliger Heimatforscher bilden würden. Für ihre Arbeit sollten neue Publikationsmöglichkeiten entstehen.

Die Ergebnisse waren sehr schnell sichtbar: Während einiger Monate kamen allein in Mähren und Schlesien mehr als 40 neue heimatkundliche Zeitschriften und Jahrbücher heraus.⁵¹ Auf der zentralen Ebene spielte die Historische Gesellschaft eine wichtige Rolle, die im Juni 1957 im Rahmen

⁴⁸ ROBERT KVAČEK / KAREL NOVOTNÝ, *Vlastivěda ve službách revanšismu II*, in: *Naše vlast*, 1958, Nr. 6, S. 86. Vgl. auch DIES., *Vlastivěda ve službách sudetoněmeckých revanšistů*, in: *Zápisny katedry československých dějin a archivního studia* 5 (1960), 1, S. 21–28.

⁴⁹ MILAN MYŠKA, *Zneužitá „vlastivěda*, in: *Naše vlast*, 1958, Nr. 3, S. 68.

⁵⁰ VÁCLAV PUBL, *Střediska vlastivědné práce*, in: *Naše vlast*, 1958, Nr. 7, S. 97.

⁵¹ JAROMÍR KUBÍČEK, *Moravské vlastivědné časopisy a časopisy určené k excerpování pro bibliografii místopisu*, in: *Listy kabinetu regionálních dějin* 1 (1966), 1, S. 9–14.

der Tschechoslowakischen Akademie der Wissenschaften (ČSAV) gegründet wurde. Die Gesellschaft genoss politische Unterstützung und konnte deshalb im September 1959 den Dritten Tschechoslowakischen Historikertag organisieren, an dem manche Referenten auf die Bedeutung der Regionalgeschichte hinwiesen.⁵² Ihre Forderungen an die programmatiche Unterstützung der historischen Regionalforschung wurden erhört und in den Beschluss aufgenommen. Dem Beschluss nach war die „regionale Forschung ein bedeutender Teil der gesamten historischen Arbeit“.⁵³

Parallel dazu wies die Redaktion der Parteizeitschrift „*Příspěvky k dějinám KSČ*“ auf die Bedeutung der Regionalgeschichte hin. Ihre Neigung zur Regionalgeschichte ging auf die erwähnte Erziehung zum sozialistischen Patriotismus zurück. Im Jahre 1958 fasste der akademische Historiker Jiří Kořalka (1931–2015) in einer ausführlichen Rezension „den Stand der regionalen Verarbeitung der Geschichte der Arbeiterbewegung in den Böhmischem Ländern“ zusammen.

Kořalka wiederholte die aktuellen politischen Postulate, dass die regionale Forschung die historischen Details untersuche und die allgemeine historische Perspektive zu korrigieren ermögliche. Zugleich sei es nötig, dass sich die regionale Forschung auf die allgemein relevanten Themen konzentriere. Weiterhin hob Kořalka die politische Überzeugung hervor, dass gute „regionale historische Arbeit“ vor allem der neuesten Geschichte und der Geschichte der Arbeiterbewegung entspringe, weil sie in der Volksbildung benutzt werden könne. Sie solle „Volksmassen“, „einfache Arbeiter“ und „kleine Funktionäre“ in den Blick nehmen.⁵⁴

Obwohl behauptet wird, dass die Beziehung zwischen der zeithistorischen Forschung und den Richtlinien der Kommunistischen Partei nach dem XX. sowjetischen Parteitag gelockert worden sei, zeigen einige Befunde das Gegenteil.⁵⁵ Im November 1959 veröffentlichte die Redaktion der „*Příspěvky*“ einen programmatichen Text zur Regionalgeschichte der Arbeiterbewegung.

⁵² KLIK, Dvacet pět, S. 17 f.; RŮŽIČKA, Základní, S. 20.

⁵³ Usnesení III. sjezdu československých dějepisůců, in: Časopis Společnosti přátel starožitnosti 67 (1959), 4, S. 193–200, hier S. 194, 196, 199.

⁵⁴ JIŘÍ KOŘALKA, K nynějšímu stavu a možnostem regionálního zpracování dějin dělnického hnutí v českých zemích, in: *Příspěvky k dějinám KSČ* 2 (1958), S. 227–246, hier S. 227 f.

⁵⁵ Vgl. VÍTEZSLAV SOMMER, Angažované dějepisectví: stranická historiografie mezi stalinismem a reformním komunismem (1950–1970), Praha 2011, S. 153, 164 f.

Dieser Text eröffnete die neue Rubrik „Die Regionalgeschichte“ der Zeitschrift, in der in den folgenden Jahren thematische Beiträge zur Problematik und Methodik der Regionalgeschichte publiziert wurden. Fast mit den gleichen Worten wie Jiří Kořalka schrieb der Funktionär des Instituts für Parteigeschichte František Burian (1907–1989), dass die Historiker in den einzelnen Regionen die Geschichte des Kampfes „der einfachen Arbeiter“ und „der Parteimitglieder gegen die Ausbeuter“ untersuchen sollten. Die Regionalgeschichte habe der Parteipropaganda und der Volksbildung Vorschub zu leisten. Burians Meinung nach war die Regionalgeschichte keine „objektivistische“ und „unparteiliche“ Wissenschaft, sondern „von einer tiefen und grundsätzlichen Parteilichkeit“ geprägt.⁵⁶

Im gleichen Ton lautet der Beschluss des Sekretariats des ÚV KSC zur Regionalgeschichte, der die weitere Diskussion anregte. Das Zentralinstitut für Geschichte der Kommunistischen Partei der Tschechoslowakei arbeitete die methodologischen Grundsätze für die Regionalgeschichte der KSC aus.⁵⁷ Viele Partei-, Regional- und Literaturhistoriker sowie Mitarbeiter von Museen, Archiven und Volksbildungszentren begannen, sich zum Thema der Regionalgeschichte zu äußern.⁵⁸ Mancher Regionalforscher nutzte den Beschluss für die Legitimierung seiner Arbeit.⁵⁹ Die Untersuchung einzelner veröffentlichter Beiträge über die Auffassung von Region würde einen eigenen Text erfordern.⁶⁰ Die Regionalgeschichte schien einen konzeptionellen Weg aus der Sackgasse anzubieten, in der sich die Parteigeschichte und die Geschichte der Arbeiterbewegung nach

⁵⁶ FRANTIŠEK BURIAN, O významu zpracování regionálních dějin dělnického hnutí a KSC, in: *Příspěvky k dějinám KSC*, 1959, S. 159–165, hier S. 160 f.; DERS., *Zdroje k regionálním dějinám strany*, in: *Naše vlast*, 1959, Nr. 5, S. 65.

⁵⁷ KOLÁŘ, *Der Poststalinismus*, S. 73.

⁵⁸ ADOLF ZEMAN, Plzeňsko, Karlovarsko nebo západní Čechy?, in: *Minulostí Západočeského kraje* 2 (1963), S. 134–153; VOJTECH LAŠTOVKA, K vymezení regionu pro studium dějin KSC na Plzeňsku, in: *Minulostí Západočeského kraje* 3 (1964), S. 5–18; VLADIMÍR HOLÝ, Historické regiony a regionální historie, in: *Minulostí Západočeského kraje* 4 (1966), S. 216–223.

⁵⁹ DVOŘÁK, *Úvodem*, S. 5–9.

⁶⁰ KOŘALKA, K nynějšímu stavu, S. 227–246; JAROSLAV SOUKUP, Poznámky o metodice historické práce, in: *Příspěvky k dějinám KSC* 1 (1961), 1, S. 78–87; VLADIMÍR WOLF, Vymezení regionu Trutnovska do konce XIV. století a jeho otázky, in: *Krkoša a Podkrkonoší – Vlastivědný sborník muzea Trutnov* 3 (1967), S. 14–20, hier S. 14 f., 19; ANTONÍN FALTYNSKÝ, K problematice vymezení regionu Podkrkonoší, in: *Ebd.*, S. 213–224, hier S. 213 f.

dem Stalinismus befand.⁶¹ Die monografischen Studien sollten „Besonderheiten in der Entwicklung der Regionen“ ergeben.⁶²

Im Rahmen der Regionalgeschichte etablierte sich die wirtschafts-historisch orientierte Geschichte der Betriebe, die sich schon Anfang der 1930er Jahre in der Sowjetunion entwickelt hatte und die die sowjetische Forscherin Anna Michajlovna Pankratova (1887–1957) zum ersten Mal beim Internationalen Historikerkongress in Warschau 1933 vorstellte. 1957 wurde die sowjetische Betriebsgeschichte wiederbelebt, und ein Jahr später entstand im Historischen Institut der Sowjetischen Akademie der Wissenschaften in Leningrad die Kommission für Betriebsgeschichte.⁶³ Eine ähnliche Entwicklung vollzog sich auch in der Tschechoslowakei, wo die Betriebsgeschichte wichtige Impulse vonseiten der sowjetischen sowie der westlichen Historiografie erhielt.⁶⁴ Das Sekretariat des ÚV KSČ und das Institut für Parteigeschichte versuchten die „mikrohistorische“ Perspektive unter Forschern einzelner Betriebe zu popularisieren.⁶⁵

Ein vergleichender Ausblick

Trotz verschiedener Traditionen, Inhalte und Politiken in der tschechoslowakischen, ostdeutschen und polnischen Nachkriegshistoriografie ist

⁶¹ JAN MĚCHÝŘ / LADISLAV NIKLÍČEK, O problémech vývoje historiografie česko-slovenského dělnického hnutí po únoru 1948, in: *Příspěvky k dějinám KSČ* 4 (1964), 1, S. 60–71; ZDENĚK KÁRNÍK / MILAN OTÁHAL, Nad regionální produkcí z dějin dělnického hnutí v roce 1963, in: *Příspěvky k dějinám KSČ* 4 (1964), 2, S. 272–292.

⁶² Závěry pro orientaci, S. 105.

⁶³ BOHUMIL LEHÁR, O zpracování dějin průmyslových závodů v SSSR, in: *Příspěvky k dějinám KSČ* 11 (1960), S. 174–186, hier S. 180.

⁶⁴ VÁCLAV JÍŠA / JIŘÍ KODEŠ, Smysl a náplň dějin průmyslových závodů a podniků, in: *Příspěvky k dějinám KSČ* 10 (1960), S. 142–157; MAKSIM GORKIJ, A. M. Gorkij a dějiny závodů: sborník dokumentů a materiálů na pomoc kolektivům pracujících na dějinách závodů, Praha 1962; FRANTIŠEK CIGÁNEK / JOSEF VYTiska, Dějiny závodů ve světle v produkce roku 1961, in: *Příspěvky k dějinám KSČ* 2 (1962), 4, S. 582–591; IVAN ŠTARHA, Prameny k regionálním dějinám v podnikových archivech, in: *Příspěvky k dějinám KSČ* 4 (1964), 1, S. 108–113; MILAN MYŠKA, K některým otázkám vztahu dějin závodů k obecným dějinám, in: *Příspěvky k dějinám KSČ* 4 (1964), 5, S. 746–755; JÚLIUS ALBERTY, Stav a výsledky práce v oblasti dějin závodov na Slovensku, in: *Příspěvky k dějinám KSČ* 4 (1964), 6, S. 939–945; FRANTIŠEK CIGÁNEK / JOSEF VYTiska, Publikační výsledky v oboru dějin závodů v letech 1962–1963, in: *Příspěvky k dějinám KSČ* 5 (1965), 2, S. 297–308; JOSEF BARTOŠ, Regionální dějiny dělnického hnutí a dějiny závodů: metodická příručka, Praha 1965.

⁶⁵ KOLÁŘ, Der Poststalinismus, S. 284.

die Synchronität bemerkenswert, mit der die regionalhistorische Perspektive in Ostmitteleuropa in den 1950er und 1960er Jahren diskutiert und untersucht wurde.⁶⁶ Die Treffen tschechoslowakischer, ostdeutscher und polnischer Forscher bei den gemeinsamen Veranstaltungen spielten nur eine mäßige Rolle. Das Problem der (historischen) Regionalisierung trat vor allem mit der Tradition der Zwischenkriegszeit, den Verwaltungsreformen, der poststalinistischen Konfiguration des historischen Materialismus, der Aktivierung der vertriebenen „sudetendeutschen“ Heimatforscher und der Geschichte der Arbeiterbewegungen in Erscheinung.⁶⁷

Während tschechoslowakische Wissenschaftler sich auf das Erbe der historischen Heimatkunde bezogen, kämpften ihre ostdeutschen Kollegen mit der Landesgeschichte, die ihre Anfänge in Karl Lamprechts „Provinzialgeschichte“ der 1880er Jahre und Hermann Aubins „geschichtlicher Landeskunde“ der 1920er Jahre hatte.⁶⁸ Polnische Wissenschaftler profitierten aus der langen und sehr reichen Tradition der geografischen und historischen Regionalforschung, deren Grundlagen der Lemberger Universitätshistoriker Michał Bobrzyński während seiner Tätigkeit im Landesschulrat Galiziens in den 1890er Jahren aufgebaut hatte.⁶⁹

In der Zwischenkriegszeit erlebte die „regionalistische Bewegung“ in Polen eine regelrechte Konjunktur.⁷⁰ 1919 gab es sechs Universitäten, an denen sich die Regionalforschung konzentrierte. Die Polnische Historische Gesellschaft richtete bis Ende der 1930er Jahre zwölf regionale Filialen ein, die mehr als 1.300 Mitglieder umfassten und zwanzig wissenschaftliche sowie zehn populärwissenschaftliche Zeitschriften heraus-

⁶⁶ Vgl. RAFAŁ STOBIECKI, Ein neues Bild der Geschichte oder eine neue Methode?, in: Historie. Jahrbuch des Zentrums für Historische Forschung 5 (2011/2012), Bandtitel: Regionalkontexte, S. 15–29, hier S. 15.

⁶⁷ MILAN MYŠKA, Věda ve službách imperialistické agrese (Západoněmecký Ostforschung a československé dějiny), in: Příspěvky k dějinám KSČ 2 (1962), 3, S. 391–410; MAX STEINMETZ, Die Aufgaben der Regionalgeschichtsforschung in der DDR bei der Ausarbeitung eines nationalen Geschichtsbildes, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 9 (1961), 8, S. 1735–1773, hier S. 1744, 1753–1756.

⁶⁸ Ebd., S. 1751–1752; EDUARD MÜHLE, Für Volk und deutschen Osten. Der Historiker Hermann Aubin und die deutsche Ostforschung, Düsseldorf 2005, S. 156 f.

⁶⁹ STANISŁAW HERBST, Regionalne badania historyczne w przeszłości i w Polsce Ludowej, in: Kwartalnik Historyczny 63 (1956), 4/5, S. 456–468; HENRYK SAMSONOWICZ, Historiografia regionalna w Polsce po II wojnie światowej, in: Kwartalnik Historyczny 94 (1987), 1, S. 279–292, hier S. 281.

⁷⁰ JERZY TOPOLSKI, Założenia metodologiczne badań regionalnych w zakresie historii, in: Dzieje Najnowsze 5 (1973), 2, S. 19–26, hier S. 20 f.; HACKMANN, Ostpreußen, S. 212–214.

gaben.⁷¹ Im Vergleich zu Geschichte, Soziologie und Ethnologie gewann nach dem Zweiten Weltkrieg die Frage der Regionalisierung größte Resonanz in der Volkswirtschaft. Tschechoslowakische, ostdeutsche und vor allem polnische Historiker versuchten die Wirtschaftsgebiete und die wirtschaftsgeografischen Grenzen der Regionen festzulegen, was mit damaligen sowjetischen Werken, einschließlich Lenins „Entwicklung des Kapitalismus in Russland“, in Einklang stand.⁷²

Zu einem der einflussreichen und zitierten Autoren gehörte der sowjetische Historiker und Geograf Viktor K. Jacunski (1893–1966).⁷³ Mit Vorbehalten gegenüber dem historischen Regionalismus 1950–1953 setzten sich polnische Debatten über einzelne Regionen und Gebiete fort, nach 1956 in Anlehnung an die angloamerikanischen *regional studies*.⁷⁴ Die Regionalgeschichte bildete sich als ein Bestandteil der populären Geschichtskultur heraus.⁷⁵ In kurzer Zeit entstanden mehr als 500 regionale Wissenschaftsgesellschaften, die circa 200.000 Mitglieder vereinigten.⁷⁶ Was den konzeptionellen Ansatz betrifft, wurde die Region vor allem als administrative und wirtschaftliche Einheit begriffen.⁷⁷ Die ethnografisch und soziologisch orientierten Ansätze erschienen als Ausnahmen.⁷⁸

In der DDR der 1950er Jahre charakterisierte der Gegensatz zwischen den ideologischen Ansprüchen und der historischen Forschungspraxis die landesgeschichtliche Forschung. Nach der Auflösung der Länderglieder-

⁷¹ HERBST, Regionalne badania, S. 61; EWA MALECZYŃSKA, W sprawie badań nad historią lokalną (artykuł dyskusyjny), in: Śląski Kwartalnik Historyczny Sobotka 15 (1960), 3, S. 331–354, hier S. 332 f.

⁷² VLADIMÍR I. LENIN, Werke, Bd. 3: Entwicklung des Kapitalismus in Rußland, Berlin 1956.

⁷³ HELENA MADUROWICZ / ANTONI PODRAZA, Regiony gospodarcze Małopolski zachodniej w drugiej połowie XVIII wieku, Wrocław 1958, S. 16–19.

⁷⁴ JERZY KONDRAKCI, Problematyka fizyczno-geograficznej regionalizacji Polski, in: Przegląd Geograficzny 27 (1955), 2, S. 289–309; ANDRZEJ WYROBISZ, O pojmomowaniu regionów historycznych w nauce polskiej, in: Kwartalnik Historyczny 93 (1986), 1, S. 133–148, hier S. 141; KAZIMIERZ DZIEWOŃSKI, Niektóre problemy badania regionów gospodarczych w Polsce, in: Przegląd Geograficzny 29 (1957), 4, S. 719–739, hier S. 720 f.

⁷⁵ WŁADYSŁAW RUSIŃSKI, W sprawie historii regionalnej, in: Kwartalnik Historyczny 81 (1974), 3/4, S. 500–506, hier S. 501.

⁷⁶ ZYGMUNT MAŃKOWSKI, Regionalizm historyczny w Polsce, in: Dzieje Najnowsze 13 (1981), 1/2, S. 181–190, hier S. 187.

⁷⁷ WITOLD KULA, Problemy i metody historii gospodarczej, Warszawa 1963, S. 28 f., 43.

⁷⁸ WŁADYSŁAW RUSIŃSKI, Role badań regionalnych w polskiej historiografii, in: Pamiętnik XIII Powszechnego Zjazdu Historyków Polskich, S. 97–105, hier S. 98 f.

ung 1952 sollte die Landesgeschichte durch die Nationalgeschichte ersetzt werden.⁷⁹ Zugleich liefen landeshistorische Forschungen unter dem Dach der älteren Institutionen, wie zum Beispiel der Historischen Kommission des Landes Sachsen.⁸⁰ Es mangelte auch nicht an konzeptionellen Überlegungen zur Landesgeschichte.

Im Jahre 1951 erschien nach zehnjähriger Unterbrechung ein neues Heft der „Blätter für Landesgeschichte“, die von der gesamtdeutschen Gesellschaft der Geschichts- und Altertumsvereine als Korrespondenzblatt in Hannover herausgegeben wurde. Die absichtliche Kontinuität zeigte sich außerdem in der Nummerierung des 88. Jahrgangs, der an seinen letzten Vorgänger aus dem Jahr 1942 nahtlos anschloss. Im politisch sehr neutralen Geleit war nur kurz der Austausch der Erfahrungen bei der landesgeschichtlichen Arbeit und die Sicherung der Einheit „des deutschen Lebens“ erwähnt. Sonst wurde über Fachleute und Liebhaber geschrieben, die „mit Opferwilligkeit die Gemeindearchive pflegen, die Denkmäler schützen und den Erdboden beobachten“.⁸¹

In diesem Heft äußerte sich der Dresdner Landesarchivdirektor und Honorarprofessor für Landesgeschichte an der Karl-Marx-Universität Leipzig, Hellmut Kretzschmar (1893–1965), über einige methodische Fragen der Landesgeschichte. In seinem Essay hob er hervor, dass ähnlich wie die „Weltgeschichte“, auch die Landesgeschichte von Zeit zu Zeit umgeschrieben werden müsse. Er behauptete, dass jedes Geschichtsbild von der jeweiligen Gegenwart neu bestimmt werde.⁸² Der Essay ist politisch beachtenswert, weil man trotz seines Entstehens in der heißen Phase des Kalten Krieges keine ideologischen Spuren in ihm findet. Eine kleine Ausnahme ist vielleicht die übliche Proklamation zur deutschen Einheit, dass die Landesgeschichte nicht „zur historischen Garderobe separatistischer Tendenzen“ werde.⁸³

Kretzschmars Auffassung nach beinhaltete die Landesgeschichte die Untersuchungsgegenstände, welche Roubík oder Hosák in ihren Ansätzen

⁷⁹ BUCHHOLZ, Vergleichende Landesgeschichte, S. 21 f.

⁸⁰ Geschichtsforschung in Sachsen. Von der Sächsischen Kommission für Geschichte zur Historischen Kommission bei der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, 1896–1996, hg. v. REINER GROSS u. a., Stuttgart 1996, S. 92 f.

⁸¹ FRANZ SCHNABEL, Zum Geleit, in: Blätter für deutsche Landesgeschichte 88 (1951), S. 1–3.

⁸² HELLMUT KRETZSCHMAR, Methodische Gegenwartsfragen der Landesgeschichtsforschung, in: Ebd., S. 28–40, hier S. 28.

⁸³ Geschichtsforschung in Sachsen, S. 89.

der historischen Heimatkunde erwähnten und auf Lamprechts und Aubbins Konzeptualisierung zurückgingen.⁸⁴ Kretzschmar betrachtet die Landesgeschichte als ein Mosaik der Stadt-, Gemeinde- und Kirchspiels geschichten, an denen Heimatforscher nach unterschiedlichen Gesichtspunkten vorgehen. Ortschroniken, Geschichtsvereine sowie Archivalien der Vertriebenen gehörten zur wertvollen Stütze für die Landesgeschichte. Seiner Meinung nach zählten zu den Mitgliedern landesgeschichtlicher Institute an den Universitäten stets viele Lehrer, die methodisch einwandfrei die Ortsgeschichte bearbeiteten. Kretzschmar erwähnt auch Untersuchungen über die Geschichte einzelner Industrieunternehmungen, Banken, Handelshäuser und Gewerkschaften und sieht ihre örtliche Bedeutung als Rahmenerweiterung der Landesgeschichte.⁸⁵

Im Gegensatz zur Tschechoslowakei und zur DDR wurden in Polen nach dem Zweiten Weltkrieg nicht die Länder und die Ländergliederung zum Gegenstand der Kritik, wie der Terminus *ziemie odzyskane* andeutet; Historiker sollten die „wiedergewonnenen Gebiete“ in die polnische nationale Geschichtserzählung integrieren.⁸⁶ Im Vorwort des ersten Heftes der neuen Zeitschrift der regionalen Breslauer Gesellschaft für Geschichtsfreunde „Śląski Kwartalnik Historyczny Sobótka“ schrieb 1946 die Redaktion, dass man „Schlesien vor Deutschland auf allen Feldern verteidigen“ müsse, einschließlich der Kultur und der Geschichte.⁸⁷ In den frühen 1950er Jahren wurde die landesgeschichtliche Forschung langsam belebt: Die Leitung des neu entstandenen Historischen Instituts der Polnischen Akademie der Wissenschaften gründete die Abteilung für Geschichte Schlesiens in Breslau (Wrocław), die eine große Konferenz zum Thema der Landesgeschichte veranstaltete. In der Folge erschienen die ersten landeshistorischen Studien.⁸⁸

Später kamen historische Untersuchungen des Königlichen Preußen und Pommerns hinzu, die durch das wiederhergestellte Baltische Institut (*Instytut Bałycki*) und seit 1953 durch die Arbeitsstelle für Geschichte

⁸⁴ JÖRG HACKMANN, Landes- und regionalgeschichtliche Konzeptionen im deutsch-polnischen Kontext: Stolpersteine oder Wege zu einer postnationalen Historiografie, in: Historie. Jahrbuch des Zentrums für Historische Forschung 5 (2012), S. 117–128, hier S. 121 f.

⁸⁵ KRETZSCHMAR, Methodische Gegenwartsfragen, S. 33 f.

⁸⁶ EWA MALECZYŃSKA, *Z dziejów naszego Śląska*, Wrocław 1946; KAZIMIERZ PIWARSKI, *Prusy Wschodnie w dziejach Polski*, Kraków 1947.

⁸⁷ KAROL MALECZYŃSKI, Słowo wstępne, in: *Śląski Kwartalnik Historyczny Sobótka* 1 (1946), S. 1 f.

⁸⁸ EWA MALECZYŃSKA, *Szkice z dziejów Śląska*, Warszawa 1953, S. VI.

Pommerellens unter Leitung des Doyens der polnischen Landesgeschichte für das Mittelalter und die Geschichte der Kaschubei, Gerard Labuda (1916–2010), durchgeführt wurden.⁸⁹ Die ersten „landeshistorischen“ Konferenzen widmeten sich dem 500. Jahrestag der Rückkehr von Pommerellen zu Polen und dem 10. Jahrestag seiner Verbindung mit Volkspolen. Zugleich wurde explizit abgelehnt, dass die Konferenz ein Beweis für einen historischen „Regionalismus“ oder eine historische „Region“ wäre. Primär sollte die Gesamtheit des geschichtlichen Prozesses untersucht werden.⁹⁰

Im Vergleich zur Tschechoslowakei fanden in der DDR und in Polen die größeren Grenzänderungen und Verwaltungsreformen statt. Diese Reformen unterstützten die wissenschaftliche Ausrichtung auf Regionen und Gebiete. Im Rahmen der neuen administrativen Gliederung vom 28. Juni 1946 entstanden in Polen 14 Wojewodschaften. 1950 wurden drei weitere Wojewodschaften gebildet.⁹¹ Insgesamt 17 Wojewodschaften teilten sich in 89 Bezirke.⁹² Der neuen Territorialgliederung entsprach das Konzept der Region, die vor allem eine erhöhte Resonanz in der Wirtschaftsgeografie fand. Geografen unterschieden die Zonierung der komplexen Wirtschaftsgebiete einerseits und die funktionale Differenzierung der Knotenregionen andererseits. Es wurden auch die administrativen und politischen Grenzen zwischen Regionen in Betracht gezogen, die mit der historischen und ethnischen Entwicklung kollidieren und die Dysfunktionalität einer Region verursachen konnten.⁹³

In der DDR – ähnlich wie in der Tschechoslowakei – führten administrative Reformen ebenfalls zum Wandel des landeshistorischen Ansatzes. Das Gesetz Nr. 99 vom 24. Juli 1952 über die weitere Demokratisierung

⁸⁹ KAZIMIERZ PIWARTSKI, *Dzieje Prus Wschodnich w czasach nowożytnych*, Gdańsk 1946; HACKMANN, *Ostpreußen*, S. 258–272.

⁹⁰ HENRYK JABŁOŃSKI, *O nowe spojrzenie na dzieje Pomorza*, in: *Kwartalnik Historyczny* 61 (1954), 4, S. 3–16, hier S. 3 f. Vgl. auch HACKMANN, *Landes- und regionalgeschichtliche Konzeptionen*, S. 278–282.

⁹¹ Rozporządzenie Rady Ministrów z dnia 29 maja 1946 r. w sprawie tymczasowego podziału administracyjnego Ziemi Odzyskanych [Verordnung des Ministerrats vom 29. Mai 1946 über die vorübergehende administrative Aufteilung der Wiedergewonnenen Gebiete], <http://prawo.sejm.gov.pl/isap.nsf/download.xsp/WDU19460280177/O/D19460177.pdf> (Zugriff: 3. April 2020).

⁹² Podział administracyjny Polski [Administrative Einteilung Polens], 1944–1975, [https://pl.wikipedia.org/wiki/Podzia%C5%82_administracyjny_Polski_\(1944–1975\)](https://pl.wikipedia.org/wiki/Podzia%C5%82_administracyjny_Polski_(1944–1975)) (Zugriff: 1. Mai 2020).

⁹³ DZIEWOŃSKI, *Niektóre problemy*, S. 735 f.; WYROBISZ, *O pojmovaniu*, S. 137 f.

lehnte sowohl die landesstaatliche Gliederung als auch die Idee des Föderalismus ab. Es wurde eine neue Bezirks- und Kreisstruktur geschaffen. In dem Gesetz Nr. 99 wurde festgestellt, dass

„das noch vom kaiserlichen Deutschland stammende System der administrativen Gliederung in Länder mit eigenen Landesregierungen sowie in große Kreise nicht die Lösung der neuen Aufgaben unseres Staates gewährleistet [...]“.⁹⁴

Die ostdeutsche Volkskammer beschloss, dass durch das neue Gesetz die Länder eine neue Gliederung in Kreise vorzunehmen und jeweils mehrere Kreise in Bezirke zusammenzufassen hätten. Alle erforderlichen Maßnahmen seien durch örtliche Staatsorgane durchzuführen.⁹⁵ Gegen den „Anachronismus“ der Landesgeschichte erschienen zwar einige politischen Vorbehalte, aber die Akademie der Wissenschaften der DDR hielt weiterhin an der geplanten Einrichtung einer zentralen Kommission für Landesgeschichte in Berlin fest, die nach zweieinhalb Jahren im Juni 1956 gebildet wurde.⁹⁶

Während tschechoslowakische Forscher versuchten, die historische Heimatkunde mit dem historischen Materialismus zu verbinden, und in der polnischen Regionalhistoriografie das Paradigma des Nationalstaats dominierte, warb die ostdeutsche politische Führung für die Heimat- und Ortsgeschichte.⁹⁷ Einer der Beschlüsse des IV. Parteitags der SED im Jahre 1954 wies der Geschichtswissenschaft eine wichtige Rolle bei der „Lösung der Lebensfragen der deutschen Nation“ und der Formung einer „sozialistischen Heimat“ zu. Daran anschließend verordnete das Innenministerium den Ortschaften, Gemeindechroniken zu führen. Die Aufgabe ihrer Autoren bestand darin, die Lokalgeschichte darzustellen und Quellen zur Geschichte des Ortes zu sammeln. Ein heimatgeschichtlicher Zugang sollte sich auch in der Arbeit von Archiven und Museen sowie in der

⁹⁴ Gesetz über die weitere Demokratisierung des Aufbaus und der Arbeitsweise der staatlichen Organe in den Länder [sic!] in der Deutschen Demokratischen Republik, 23. Juli 1952, <http://www.verfassungen.de/ddr/laenderaufloesungsgesetz52.htm> (Zugriff: 15. April 2020).

⁹⁵ Ebd.

⁹⁶ Geschichtsforschung in Sachsen, S. 93 f.

⁹⁷ ROMAN HECK, Slezská regionální historiografie v lidovém Polsku, in: O regionálních dějinách, S. 95 f.; KAZIMIERZ ŚLĄSKI, Výsledky historicko-regionální práce v severních oblastech Polska, in: Ebd., S. 96 f.; HANS MAUR, Výsledky, koncepce a organizace práce na regionálních dějinách dělnického hnutí v NDR, in: Příspěvky k dějinám KSČ 3 (1965), S. 435–441.

Denkmalpflege widerspiegeln.⁹⁸ Das Konzept des sozialistischen Patriotismus, mit dem ostdeutsche Historiker nach 1954 und tschechoslowakische nach 1957 arbeiteten, thematisierten polnische Historiker explizit nicht. Kein konzeptueller Aufsatz zur Geschichte der „wiedergewonnenen Gebiete“ erinnerte an eine politische Entscheidung oder einen Parteibeschluss. Auf der allgemeinen Ebene wurde auf die erste „methodologische Konferenz“ in Otwock hingewiesen, wo 1951/52 die Annahme des historischen Materialismus und der marxistischen Parteilichkeit in der Geschichtswissenschaft deklariert wurde.⁹⁹ Jedoch wurde auf dieser Konferenz keine ausdrückliche Empfehlung für Regionalgeschichte abgegeben, wie es zum Beispiel Zdeněk Ne-jedlý in seinem Beitrag über den neuen Regionalismus tat.

In der Tschechoslowakei rief das Konzept des sozialistischen Patriotismus eine Diskussion hervor, worin der Begriff „Regionalgeschichte“ auftauchte. Die Diskussion hatte auch praktische Folgen: Es entstanden neue Institutionen und Zeitschriften für die regionalhistorische Forschung. In Polen hatte das Jahrtausendjubiläum der Geschichte des polnischen Staates eine besondere Stellung. In diesem Zusammenhang wurde seit 1958 begonnen, viele regionalhistorische Publikationen und Zeitschriften, zum Beispiel die „Małopolskie Studia Historyczne“, herauszugeben. Es entstanden neue Gesellschaften für Regionalforschung, u. a. die Polnische Historische Gesellschaft, die 52 Filialen unterhielt, welche sich mit der Regionalgeschichte in ganz Polen beschäftigten.¹⁰⁰

Ähnlich wie in der Tschechoslowakei wurde auch in der DDR geplant, heimatkundliche und regionalgeschichtliche Prinzipien im Schulunterricht einzuführen.¹⁰¹ Die Heimatgeschichte sollte zur patriotischen Erziehung der jungen Generation beitragen. Zumaldest theoretisch entstanden an den Schulen Arbeitsgemeinschaften „Junger Historiker“, in denen unter Anleitung der Lehrer zur selbständigen Forschung und Material-

⁹⁸ KARL CZOK, Zu den Entwicklungsetappen der marxistischen Regionalgeschichtsforschung in der DDR, in: *Jahrbuch für Regionalgeschichte* 1 (1965), S. 9–24, hier S. 15. Vgl. auch *O regionálních dějinách*, S. 89 f.

⁹⁹ Pierwsza Konferencja Metodologiczna Historyków Polskich, Bd. 1. Warszawa 1953, S. 21. Allgemein MACIEJ GÓRNY, „Die Wahrheit ist auf unserer Seite“: Nation, Marxismus und Geschichte im Ostblock, Köln 2011, S. 72, 87–90; HACKMANN, Ostpreußen, S. 274–276.

¹⁰⁰ WACŁAW URBAN, Regionální historiografie Małopolska, in: *O regionálních dějinách*, S. 99; ŚLĄSKI, Výsledky historicko-regionální práce, S. 96.

¹⁰¹ KOŘALKA, K nynějšímu stavu, S. 228; ERIK HÜHNS, Zu einigen Problemen der Heimatgeschichte in Unterricht und Forschung, in: *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft* 3 (1955), 6, S. 907–922.

sammlung erzogen wurde. An den Universitäten, den Pädagogischen Instituten und Fakultäten sollten Kreiskabinette eingerichtet werden, um den Studierenden der Geschichtsdidaktik die Ausbildung in der Heimatgeschichte zu vermitteln. Ihren Schwerpunkt sah man nicht im „heimatgeschichtlichen Faktenwissen“, sondern in der Beherrschung der Methodik und Methodologie. Die Mitarbeiter der Kreiskabinette sollten auch Studierende zur historischen Forschungsarbeit anregen. 1959 nahm die Deutsche Historische Kommission eine Resolution zur Regionalgeschichte an.¹⁰²

In der Tschechoslowakei traf die Regionalgeschichte Ende der 1950er Jahren auf ein erhöhtes Interesse. Die Tschechoslowakische Historikergesellschaft (ČSHS) ernannte eine Arbeitsgruppe für Regionalgeschichte, und die Berichte (*Zprávy*) der ČSHS widmeten ihre Aufmerksamkeit der Regionalgeschichte, zum Beispiel veröffentlichten sie Beiträge der Konferenz über Stand und Aufgaben der Regionalhistoriografie, die slowakische Wissenschaftler im Februar 1960 in Banská Bystrica organisiert hatten.¹⁰³ In der DDR konnte man nach 1957 einen terminologischen Wandel beobachten: Innerhalb der Deutschen Historikergesellschaft wurde eine Arbeitsgruppe für Heimat- und Landesgeschichte eingerichtet, die programmatisch die „sozialistische Heimat“ untersuchen sollte.¹⁰⁴ Ihr Ziel bestand darin, die Werktätigen zur Liebe zur Heimat zu erziehen und an die Fragen der Geschichte heranzuführen. Systematische Aufmerksamkeit galt der Erforschung und der Popularisierung der historischen Entwicklung in den einzelnen Städten und Kreisen.

Das Kulturministerium, die Sektion der Natur- und Heimatfreunde im Kulturbund und das Museum für deutsche Geschichte bekamen die Aufgabe, die Geschichtsdarstellungen der Werktätigen und der Arbeiterbewegung in Heimatmuseen zu unterstützen. Die Natur- und Heimatfreunde waren angehalten, interessierte Werktätige, Heimatforscher, Lehrer und Archivare für die Erkundung der Geschichte der engeren Heimat heran-

¹⁰² CZOK, Zu den Entwicklungsetappen, S. 15. Vgl. auch O regionálních dějinách, S. 89 f.; VÁCLAV PUBL, Vlastivědná organizace Natur- und Heimatfreunde v NDR, in: Naše vlast, 1957, Nr. 1, S. 2 f.; RAINER S. ELKAR, Regionalgeschichte und Frühneuzeitforschung im Verhältnis beider deutscher Staaten. Divergenzen – Parallelen – Perspektiven, in: Geschichtswissenschaft in der DDR, Bd. 2: Vor- und Frühgeschichte bis Neueste Geschichte, hg. v. ALEXANDER FISCHER / GÜNTHER HEYDEMANN, Berlin 1990, S. 265–312, hier S. 274 f.

¹⁰³ KLIK, Dvacet pět, S. 18.

¹⁰⁴ O regionálních dějinách, S. 89.

zuziehen.¹⁰⁵ Ähnlichkeiten kann man auch in der Institutionalisierung der Regionalgeschichte der Arbeiterbewegung feststellen. Schon in den frühen 1950er Jahren entstanden in der Tschechoslowakei, der DDR und in Polen Initiativen zur Sammlung von „Stimmen“ der Arbeiterbewegung und von „Helden des Alltags“.¹⁰⁶ Diese Initiative traf auf eine hohe Resonanz vor allem in Polen, wo sich das Genre der autobiografischen Erzählungen und der Herausgeberschaft von Memoiren aus unterschiedlichen sozialen Milieus schon in der Zwischenkriegszeit entwickelt hatte.¹⁰⁷ Der terminologische Unterschied bestand darin, dass bei der tschechischen Wortverbindung die *regionale* Geschichte der Arbeiterbewegung ins Deutsche als die *örtliche* Geschichte der Arbeiterbewegung übersetzt wurde. Die lokalhistorische Perspektive wurde in der ostdeutschen zeit-historischen Forschung noch verstärkt.¹⁰⁸

Die ersten Kommissionen für die Geschichte der örtlichen Arbeiterbewegung entstanden in der DDR 1952 im Zusammenhang mit den Ausstellungen zum Jubiläum von Karl Marx und Friedrich Engels. Jedoch ebbte ihre Arbeit schnell ab. In der Vorbereitungsperiode zum IV. Parteitag 1954 rief das Zentralkomitee der SED die Kreis- und Bezirksleitungen zur Bildung örtlicher Historikerkommissionen auf.¹⁰⁹ Die Kommissionen sollten die Basis für die Forschungsinitiative der Werktätigen schaffen, zu denen meistens Laien und Nicht-Historiker gehörten. Die Forschungsergebnisse waren sehr unterschiedlich: in manchen Fällen waren die Kommissionsmitarbeiter aktiv, es gab aber auch Kreise und Bezirke, denen die Parteiempfehlungen nicht bekannt waren oder die sie ignorier-

¹⁰⁵ SIEGFRIED BEHRSING, Die Verbesserung der Forschung und Lehre in der Geschichtswissenschaft der Deutschen Demokratischen Republik, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 3 (1955), 4, S. 507–527, hier S. 525.

¹⁰⁶ Hlasy pamětníků o vývoji dělnického hnutí na Ostravsku I, Opava 1950; Hlasy pamětníků o vývoji dělnického hnutí na Ostravsku II, Opava 1951; JOSEF REZLER, Ze života průkopníků sociální demokracie, Praha 1950; ADOLF BRANALD, Hrdinové všedních dnů: jejich příběhy, vzpomínky a vyprávění, Praha 1953; SIEGFRIED LOKATIS, Der rote Faden. Kommunistische Parteigeschichte und Zensur unter Walter Ulbricht, Köln 2003, S. 64.

¹⁰⁷ KATHERINE LEBOW, Autobiography as Complaint. Polish Social Memoir between the World Wars, in: Laboratorium. Russian Review of Social Research 6 (2014), 3, S. 13–26.

¹⁰⁸ JAN SCHEUNEMANN, „Gegenwartsbezogenheit und Parteinahme für den Sozialismus“. Geschichtspolitik und regionale Museumsarbeit in der SBZ/DDR 1945–1961, Berlin 2009, S. 247 f.

¹⁰⁹ CZOK, Zu den Entwicklungsetappen, S. 15. Vgl. auch O regionálních dějinách, S. 89 f.

ten.¹¹⁰ In Polen, wo der Schwerpunkt auf die regionale Zeitgeschichte des sozialistischen Aufbaus gelegt wurde, begannen die Beauftragten für die Parteigeschichte in Parteikomitees einzelner Wojewodschaften mit den historischen Instituten an den Universitäten zusammenzuarbeiten. 1957 wurde zum Beispiel das Schlesische Wissenschaftliche Institut in Katowitz (Katowice) gegründet, das die Erforschung der schlesischen Arbeiterbewegung koordinierte.¹¹¹ Im tschechoslowakischen, ostdeutschen und polnischen Fall kam die besondere Rolle der Betriebsgeschichte hinzu, die sich parallel mit ihrem westlichen historiografischen Pendant entwickelte.¹¹²

Fazit

Die Bedeutung der regionalen Geschichte der Arbeiterbewegung bestand darin, dass sie die regionalhistorische Forschung legitimierte. Zugleich legitimierte sie Untersuchungen zu dem Zeitraum, dem die Entstehung der Arbeiterbewegung und die Gründung der kommunistischen Partei vorausging. Gerade bei der Erforschung der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Regionalgeschichte kam die Frage nach der inhaltlichen Kontinuität zum Ausdruck. Aus methodischen Gründen konnten Historiker die Ergebnisse der älteren Forschung nicht ignorieren. Es reichte nicht mehr, die ältere Literatur pauschal als „bürgerlich“ abzutun.¹¹³ Sie mussten sich mit der Argumentation dieser Literatur viel mehr als früher auseinandersetzen, was häufig zum anregenden Ideenaustausch beitragen konnte. Im Rahmen dieses Austausches erschien auch die Frage nach Unterschieden zwischen der „bürgerlichen“ und der „marxistischen“ Regionalgeschichte, einschließlich dem Unterschied der Regionalgeschichte zwischen dem Ostblock und dem Westen.¹¹⁴

In poststalinistischen Überlegungen zeigte sich, dass die Regionalgeschichte eine interessante methodische Perspektive respektive eine räumliche Dimension für die historische Analyse bieten kann. Jedoch blieb die Frage nach dem Gegenstand der Regionalgeschichte stets offen.

¹¹⁰ LOKATIS, Der rote Faden, S. 88 f.

¹¹¹ HENRYK RECHOWICZ, O práci referátů dějin strany a o jiných problémech regionálního historického bádání v Polsku, in: *Příspěvky k dějinám KSC* 2 (1962), 5, S. 769–772.

¹¹² CZOK, Zu den Entwicklungsetappen, S. 16 f.; KULA, Problemy i metody, S. 243–248.

¹¹³ POLIŠENSKÝ, Z diskuse, S. 598 f.

¹¹⁴ DVOŘÁK, Úvodem, S. 7.

Bei der Untersuchung der Arbeiter- und Parteigeschichte war ihr Gegenstand festgelegt, obwohl seine Umrisse nicht immer deutlich sein mussten. Was aber in anderen Fällen Gegenstand der Regionalgeschichte sein sollte, wurde nur allgemein beantwortet. Die marxistische Regionalgeschichte hatte sich mit dem örtlichen Geschehen von den Klassenkämpfen, mit den Stadt-Land-Beziehungen, der Siedlung, Volkskultur und Wirtschaft bis zu den historischen Veränderungen der Raum- und Territorialeinheiten zu befassen. Zur Klärung des Gegenstands der Regionalgeschichte half auch nicht die begriffliche Hierarchisierung, die einzelne Stufen zwischen der Ortsgeschichte, der Heimatgeschichte und der Landesgeschichte unterschied und alle unter dem Dach der Regionalgeschichte subsumierte.¹¹⁵

Die Suche nach den Abweichungen und Besonderheiten der Regionalgeschichte von und gegenüber der Nationalgeschichte und der Allgemeinen Geschichte – Dialektik des Einzigartigen und des Allgemeineren – war ebenfalls eine ziemlich anspruchsvolle Herausforderung für die meisten Forscher. Viele von ihnen wiederholten, dass die Regionalgeschichte untersuchen sollte, wie der historische Prozess in den einzelnen Städten, Landschaften, Provinzen und Bezirken verlaufen sei. Der Fokus dieser Untersuchungen bestand darin, sich mit den Sonderentwicklungen territorialer Art, den ethnischen Problemen, sprachlichen Wandlungen und der Bedeutung des geografischen Faktors zu beschäftigen.¹¹⁶ All dies wurde mit der Parole der „Einheit in der Vielfalt“ umschrieben. Mindestens in der ostdeutschen Regionalgeschichte blieben diese methodologischen Ansprüche hinter den Erwartungen zurück. Die Anzahl der Veröffentlichungen war gering; die Anwendung des historischen Materialismus geschah oft formal. Das Wechselverhältnis von nationaler und regionaler Geschichte wurde nicht ausreichend beachtet, da „faktografische Darstellungen“ der historischen Quellen vorherrschten.¹¹⁷

Die Frage nach dem Gegenstand der Regionalgeschichte wurde von der Definition der Region abgeleitet. Im Einklang mit der poststalinistischen Kritik des ökonomischen Determinismus sollten nicht nur „objektive“ Voraussetzungen wie Wirtschafts- und Produktionsverhältnisse für die Konstituierung der Region betrachtet, sondern auch „subjektive“ Faktoren – die Perspektive historischer Akteure – berücksichtigt werden. Die Region definierte die Gemeinschaft der Menschen, die in derselben Zeit in demselben Gebiet lebten und ein Zugehörigkeitsbewusstsein hatten. Die

¹¹⁵ STEINMETZ, *Die Aufgaben*, S. 1765 f.

¹¹⁶ *Ebd.*, S. 1765.

¹¹⁷ CZOK, *Zu den Entwicklungsetappen*, S. 11.

Fokussierung auf Menschen und ihr Bewusstsein würde jedoch keinem Selbstzweck dienen. Die Regionalgeschichte sollte allgemeine historische Probleme im kleinen Maßstab überprüfen bzw. ein für die jeweilige Region spezifisches Problem historisieren.¹¹⁸

In der Tschechoslowakei und der DDR wurde 1965 begonnen, die neuen Zeitschriften marxistischer Prägung „Acta Regionalia“ und „Jahrbuch für Regionalgeschichte“ herauszugeben. In gewisser Hinsicht wurden sie zu einem symbolischen Meilenstein: Sie gingen von der Tradition der historischen Heimatkunde aus und schlossen indirekt an die „historische Gesetzmäßigkeit“ von Lamprechts Provinzialgeschichte und Aubins historischer Landeskunde an.¹¹⁹ Zugleich stand die Regionalgeschichte unter politischem Druck, der in der DDR wegen der gleichzeitigen Notwendigkeit, die sozialistische Nation zu erfinden, stärker als in der Tschechoslowakei war.¹²⁰

Die politische und kulturelle Liberalisierung in der Tschechoslowakei in den 1960er Jahren machte vielfältige Wege zu regionalhistorischen Forschungen frei und entwickelte sich mit gewissen Beschränkungen nach der Unterdrückung des Prager Frühlings weiter. Wichtige Anregungen brachten ihr u.a. Historiker, die in den frühen 1970er Jahren aus den Universitäten und Wissenschaftsakademien ausgeschlossen wurden und in regionalen Museen und Archiven Asyl fanden.

Dagegen setzte sich die polnische Regionalhistoriografie mit den fest etablierten akademischen Institutionen in einzelnen Wojewodschaften und der Geschichtspolitik der „wiedergewonnenen Gebiete“ auseinander. Die historische Topografie war schwach, die Heimatkunde fehlte wegen ihrer deutschen Prägung und wurde nach dem Zweiten Weltkrieg als „rassistisch“ und „bürgerlich“ bezeichnet.¹²¹ Darüber hinaus stolperte man über die begriffliche Unschärfe: Die vereinzelten Überlegungen oszillierten zwischen der Landes-, Regional- und Lokalgeschichte. Eine ernsthafte Konzeption der Regionalgeschichte wurde erst ein Jahrzehnt später diskutiert.¹²² Zugleich darf nicht übersehen werden, dass die polnischen Histori-

¹¹⁸ POLIŠENSKÝ, Z diskuse, S. 598 f.

¹¹⁹ STEINMETZ, Die Aufgaben, S. 1751; RAPHAEL, Geschichtswissenschaft, S. 73.

¹²⁰ ELKAR, Regionalgeschichte, S. 278; JAN PALMOWSKI, Inventing a Socialist Nation. Heimat and the Politics of Everyday Life in the GDR, 1945–1990, Cambridge 2013.

¹²¹ JERZY TOPOLSKI, Dzieje Wielkopolski, Bd. 1: Do roku 1793, Poznań 1969, S. 23 f.

¹²² Ebd., S. 23–30; STANISŁAW MICHALKIEWICZ, Stan i perspektywy badań nad historią miast i rejonów Dolnego Śląska, in: Śląski Kwartalnik Historyczny Sobótka 27 (1972), 3, S. 379–395.

ker häufig Argumente wiederholten, die ihre tschechoslowakischen und ostdeutschen Kollegen schon in den späten 1950er und frühen 1960er Jahren anführten.¹²³

Im Gegensatz zu ostdeutschen und tschechoslowakischen Kollegen konnten jedoch polnische Historiker auf die damalige westliche Regionalgeschichte hinweisen und dank dieser Kenntnis auch die früher thematisierten Probleme weiterhin präzisieren. Die gegenseitige Kenntnisnahme zwischen der ostdeutschen und der westdeutschen Regionalgeschichte intensivierte sich erst seit den 1970er Jahren.¹²⁴

¹²³ TOPOLSKI, Założenia, S. 23.

¹²⁴ WYROBISZ, S. 134 f.; OTTO DANN, Die Region als Gegenstand der Geschichtswissenschaft, in: Archiv für Sozialgeschichte 23 (1983), S. 652–661; BUCHHOLZ, Vergleichende Landesgeschichte, S. 34.

VERZEICHNIS DER AUTORINNEN UND AUTOREN

DARIUSZ ADAMCZYK, PD Dr., Historiker, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Deutschen Historischen Institut Warschau und Privatdozent an der Leibniz-Universität Hannover. Die Schwerpunkte seiner Forschungen liegen u. a. im Bereich der Herrschaftsbildungen im östlichen Europa im Mittelalter sowie der Monetarisierungen und Kommerzialisierungen in der Vormoderne. Ausgewählte Publikationen: Silber und Macht. Fernhandel, Tribute und die piastische Herrschaftsbildung in nordosteuropäischer Perspektive (800–1100), Wiesbaden 2014; Monetarisierungsmomente, Kommerzialisierungszonen oder fiskalische Währungslandschaften? Edelmetalle, Silberverteilungsnetzwerke und Gesellschaften in Ostmittel-europa (800–1200), Wiesbaden 2020.

MARIA CIEŚLA, Dr., Historikerin, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Geschichte der Polnischen Akademie der Wissenschaften. Ihre Forschungen sind spezialisiert auf jüdische Geschichte des 16. bis 18. Jahrhunderts, Stadt- und Mikrogeschichte der Frühen Neuzeit, besonders im Großfürstentum Litauen. Ausgewählte Publikationen: Jewish Shtetl or Christian Town? The Jews in Small Towns in the Polish-Lithuanian Commonwealth in the 17th and 18th Centuries, in: Jewish and Non-Jewish Spaces in the Urban Context, hg. v. ALINA GROMOVA u. a., Berlin 2015, S. 63–82; Kupcy, arendarze i rzemieślnicy. Różnorodność zawodowa Żydów w Wielkim Księstwie Litewskim w XVII i XVIII w., Warszawa 2018.

MAREK CZAPELSKI, Dr. hab., Kunsthistoriker und Kulturwissenschaftler, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Kunstgeschichte der Universität Warschau. Sein Forschungsschwerpunkt liegt im Bereich der modernen Architektur, insbesondere der Baukunst des 20. Jahrhunderts. Ausgewählte Publikationen: Architektura polskiego socrealizmu w Zacheście. Pierwszy Ogólnopolski Pokaz Projektów Architektury (1951) i Pierwsza Powszechna Wystawa Architektury Polski Ludowej (1953), Warszawa 2016; Moduły i wieżowce. Polscy architekci wobec przemian w budownictwie mieszkaniowym 1956–1970, Warszawa 2018; The Me-

mory of Opulence and the Freedom of a Pauper: The Construction-material Discourse in the Polish Construction Industry in the Period of the Thaw, in: *Ikonotheka* 28 (August 2019), S. 139–167.

GÁBOR EGRY, Dr., Historiker, wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Ungarischen Akademie der Wissenschaften und Generaldirektor des Instituts für Politische Geschichte in Budapest. Leiter des Forschungsprojekts „Nepostrans – Negotiating post-imperial transitions: from remobilization to nation-state consolidation. A comparative study of local and regional transitions in post-Habsburg East and Central Europe“. Zu seinen Forschungsinteressen gehören: Geschichte der ungarischen Minderheiten in Ostmittel- und Südosteuropa im 19./20. Jahrhundert. Ausgewählte Publikationen: *The Strangers Within: National Identity, Everyday Encounters and Regionalism in Transylvania 1918–1944*, in: *National Identity and Modernity 1870–1945. Latin-America, Southern Europe, East Central Europe*, hg. v. VIKTÓRIA SEMSEY, Budapest 2019, S. 249–272; *Wie Siebenbürgen verschwand? Ungarn, Rumänien und der „Transsilvanismus“*, in: *Europäische Rundschau* 48 (2020), 2, S. 45–51.

EWA GRZĘDA, Prof. Dr. hab., Literaturhistorikerin, Professorin am Lehrstuhl für Geschichte der romantischen Literatur der Universität Wrocław (Breslau); Leiterin des Projekts „Humanistische Studien zu den Berggebieten“. Herausgeberin des Jahrbuches „Góry – Literatura – Kultura“. Ihre Forschungen befassen sich mit dem Thema Regionalismus, insbesondere der Kultur der Berge. Ausgewählte Publikationen: *Będziesz z chlubą wskazywać synów twoich groby... Mitologizacja mogił bohaterów w literaturze i kulturze polskiej lat 1795–1863*, Wrocław 2011; *Od Kaukazu po Sudety. Studia i szkice o pozanawaniu i zamieszkiwaniu gór dalekich i bliskich*, Kraków 2020.

ÁDÁM HEGYI, PhD hab., Historiker, Literaturwissenschaftler, Oberassistent am Lehrstuhl für Kulturerbestudien und Humane Informationswissenschaften der Universität Szeged. Seine Forschung fokussiert sich auf das 18. Jahrhundert: die Geschichte der reformierten Kirche im Königreich Ungarn, die reformierte Lesekultur sowie schweizerisch-ungarische kulturelle Beziehungen. Ausgewählte Publikationen: *Von wem und warum wurde die Predigt des reformierten Pfarrers Mihály Komáromi H. (1690?–1748) aus Debreczin über die Krönung von Maria Theresia zur böhmischen Königin im 18. Jahrhundert gelesen?*, in: *Cornova. Revue České společnosti pro výzkum 18. století* 8 (2018), 1, S. 7–20; *Hungarica*

in der Dissertationssammlung des Nürnberger Naturforschers und Arztes Christoph Jacob Trew (1695–1769). Katalog, 1582–1765, Budapest 2019.

CHRISTHARDT HENSCHEL, Historiker, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Deutschen Historischen Institut Warschau. Zu den Schwerpunkten seiner Forschung gehören u.a. die Geschichte Polens im 19. und 20. Jahrhundert sowie die jüdische Geschichte Ostmitteleuropas. Ausgewählte Publikationen: „Nur physisch, geistig und vor allem moralisch bereite Bürger“. Diensttauglichkeit und Ethnizität im militärischen Diskurs der Zweiten Polnischen Republik, in: Zwischen Geschlecht und Nation. Interdependenzen und Interaktionen in der multiethnischen Gesellschaft Polens im 19. und 20. Jahrhundert, hg. v. MATTHIAS BARELKOWSKI u. a., Osnabrück 2016, S. 197–220; Ostpreußens Kriegsbeute. Der Regierungsbezirk Zichenau 1939–1945, Osnabrück 2021 (Hrsg.).

KARSTEN HOLSTE, Dr., Historiker, Stipendiat des Friedrich-Christian-Lesser-Kollegs in Jena. Zu seinen wissenschaftlichen Schwerpunkten gehören u. a. Stadt- und Migrationsforschung im mitteldeutschen und polnischen Raum des 17. und 18. Jahrhunderts sowie die polnisch-sächsische Union im 18. Jahrhundert. Ausgewählte Publikationen: In der Arena der preußischen Verfassungsdebatte. Adlige Gutsbesitzer der Mark und Provinz Brandenburg 1806–1847, Berlin 2013; Pobożne listy ze Wschowy. Korespondencja wschowskiego pastora Samuela Jancoviusa z Gotthilfem Augustem Francke o sytuacji parafii luterańskiej i pietyzmie (1732–1744), in: Życie duchowe na ziemi wschowskiej i pograniczu wielkopolsko-śląskim, hg. v. MARTA MAŁKUS / KAMILA SZYMAŃSKA, Wschowa 2017, S. 353–374.

SABINE JAGODZINSKI, Dr., Kunsthistorikerin, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Deutschen Historischen Institut Warschau. Ihre Forschungsschwerpunkte sind die Kunst des Mittelalters und der Frühen Neuzeit in Ostmitteleuropa, adlige Erinnerungskulturen, Orientperzeption sowie Repräsentation und Regionalität. Ausgewählte Publikationen: European and Exotic – Jan III Sobieski's Commemorative and Representative Strategies towards Polish-Ottoman Relations, in: Art of the Orient, 2017, Nr. 6, S. 144–155; Region und Regionalität in den adeligen Repräsentationskulturen im Königlichen Preußen des 17. und 18. Jahrhunderts, in: Regionalität als historische Kategorie, Osnabrück 2019, S. 209–237 (Mit-Hrsg.); W namiotach wezierskich. Komemoracja wojen tureckich w kulturze szlacheckiej, Warszawa 2020.

ALEKSANDRA KMAK-PAMIRSKA, Dr., Religionswissenschaftlerin und freie Historikerin. Zu ihren Forschungsschwerpunkten gehören die Themen Regionalität, Erinnerungskultur sowie Identität in Polen und Deutschland im 19. und 20. Jahrhundert. Ausgewählte Publikationen: *Zmienność pamięci. Biskup Carl Maria Splett w polskiej i niemieckiej pamięci historycznej*, Warszawa 2017; *Assimilierte Regionalität? Das Image der Randregionen im Zentrumsdiskurs*, in: *Regionalität als historische Kategorie*, Osnabrück 2019, S. 299–318 (Mit-Hrsg.); *Centrum – Peryferia – Naród. Uwarunkowania w Polsce i w Niemczech w XIX i na początku XX wieku* (Warszawa 2020).

MARIA KOŚCIELNIAK, Literaturhistorikerin, Doktorandin an der Philologischen Fakultät der Universität Wrocław (Breslau). Der Schwerpunkt ihrer interdisziplinären Forschung liegt auf dem Gorce-Gebiet in der polnischen Kultur und Literatur. Ausgewählte Publikationen: „*Góry łopuszańskie*“ w twórczości Seweryna Goszczyńskiego, *Góry – Literatura – Kultura* 13 (2019), S. 151–160; *Szlaki kulturowe, podróże lekturowe, questing – wpływ zorganizowanych form prezentacji dziedzictwa kulturowego na obraz współczesnej turystyki w regionach peryferyjnych na przykładzie Gorców*, in: *Sport i turystyka w perspektywie nauk społecznych. Tradycja i współczesność*, hg. v. MARIA ZOWISŁO / JERZY KOSIEWICZ, Kraków 2019, S. 299–307.

ZDENĚK NEBŘENSKÝ, Dr., Historiker, wissenschaftlicher Mitarbeiter und Leiter der Prager Außenstelle des Deutschen Historischen Instituts Warschau. Zu seinen Forschungsschwerpunkten gehören u. a. transnationale und vergleichende Geschichte Ostmitteleuropas im 20. Jahrhundert sowie soziale Einrichtungen in Industriestädten Zentraleuropas. Ausgewählte Publikationen: *Katedrály industriálního věku: Textilní továrny a sociální otázka v českých zemích, 1884–1914*, Praha 2019; *The Prague Spring of 1968 as „Master Narrative“: Emergence, Continuity, and Transformation*, in: *The Prague Spring as a Laboratory*, hg. v. MARTIN SCHULZE WESSEL, Göttingen 2019, S. 243–260; Marx, Engels, Beatles. *Myšlenkový svět polských a československých vysokoškoláků, 1956–1968*, Praha 2017.

JAN OLASZEK, Dr., Historiker, Mitarbeiter des Instituts für politische Studien der Polnischen Akademie der Wissenschaften und des Instituts für Nationales Gedenken in Warschau. Sein Forschungsschwerpunkt liegt im Bereich der Oppositionsgeschichte in der Volksrepublik Polen. Ausgewählte Publikationen: *Podziemne dziennikarstwo. Funkcjonowanie*

głównych pism podziemnej „Solidarności“ w Warszawie w latach 1981–1989, Warszawa 2018; Podziemna sieć społeczna. Casus z dziejów konspiracji solidarnościowej, Warszawa 2020; (mit MARTYNA GRĄDZKA-REJAK) Holokaust, pamięć, powielacz. Zagłada Żydów i okupacyjne stosunki polsko-żydowskie w publikacjach drugiego obiegu w PRL, Warszawa 2020.

MILOŠ ŘEZNIK, Prof. Dr., Historiker, Professor für Europäische Regionalgeschichte an der Universität Chemnitz und Direktor des Deutschen Historischen Instituts Warschau. Zu seinen Forschungsinteressen zählen ostmitteleuropäische Geschichte, kollektive Identitäten, Grenzen und Regionen sowie Elitenwandel, wozu er zahlreiche Veröffentlichungen vorlegte. Ausgewählte Publikationen: Neuorientierung einer Elite. Aristokratie, Ständewesen und Loyalität in Galizien (1772–1795), Frankfurt am Main 2016; Dějiny Polska, Praha 2017 (mit MARTIN WIHODA, TOMASZ JUREK und JIŘÍ FRIEIDL); Deutsche, Tschechen und Slowaken im 20. Jahrhundert. Materialien für den Geschichtsunterricht, Frankfurt am Main 2020 (Mit-Hrsg.).

OLIVER SUKROW, Dr., Kunsthistoriker, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Forschungsbereich Kunstgeschichte der Technischen Universität Wien, seit 2020 im FWF-Projekt 33248 „Transnationaler Schulbau“. Seine Forschungsschwerpunkte sind Architekturgeschichte, bildende Kunst der DDR und die Landschaft im 19. Jahrhundert. Ausgewählte Publikationen: Lea Grundig. Sozialistische Künstlerin und Präsidentin des Verbandes Bildender Künstler in der DDR 1964–1970, Oxford u. a. 2011; Arbeit. Wohnen. Computer. Zur Utopie in der bildenden Kunst und Architektur der DDR in den 1960er Jahren, Heidelberg 2018; Zwischen Sputnik und Ölkrise. Kybernetik in Architektur, Planung und Design, Berlin 2018.

HENNING TÜRK, PD Dr., Historiker, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Leibniz-Zentrum für Zeithistorische Forschung Potsdam. Seine Forschung konzentriert sich u. a. auf die Bürgertums- und Liberalismusgeschichte, den Wandel des Verhältnisses von Parlament und Öffentlichkeit im 19. Jahrhundert, die Geschichte internationaler Organisationen im 19. und 20. Jahrhundert. Ausgewählte Publikationen: Die Europapolitik der Großen Koalition 1966–1969, München 2006; Ludwig Andreas Jordan und das Pfälzer Weinbürgertum. Bürgerliche Lebenswelt und liberale Politik im 19. Jahrhundert, Göttingen 2016; Transformationen, Krisen,

Zukunftserwartungen. Die Wirtschaftsregion Pfalz im 19. und frühen 20. Jahrhundert, Ubstadt-Weiher 2021 (Mit-Hrsg.).

KRZYSZTOF WASILEWSKI, Prof. Dr. hab., Politologe und Medienwissenschaftler, tätig am Politechnikum Koszalin und an der Wojewodschafts- und Stadtbibliotek (WiMBP) in Gorzów Wielkopolski. Seine Forschungsschwerpunkte sind politische Kommunikation, Erinnerungskultur, mediale Vorstellungen der Minderheiten. Ausgewählte Publikationen: Inna wizja transformacji, Toruń 2012; „Bezdomnych gromady niemałe...“ Dyskurs imigracyjny na łamach prasy amerykańskiej (1875–1924), Poznań 2017; Społeczność romska w polityce etnicznej samorządu – przykład Gorzowa Wielkopolskiego, in: Kustosz cygańskiej pamięci. Księga dedykowana Edwardowi Dębickiemu w 85. rocznicę urodzin, Gorzów Wielkopolski 2019, S. 189–213 (Mit-Hrsg.).

PERSONENREGISTER

- Aczél, László 95
Adamczewska-Wejchert, Hanna 171
Adamczyk, Dariusz 26
Albrecht, Wolfgang 54
Aubin, Hermann 9, 264, 271, 274, 282
August, Lucas 68
- Bartuška, Jan 260
Becker, August 60, 78
Białas, Danuta 187
Bobrzyński, Michał 271
Bogdański, Robert 107
Bolesław I. der Lange (Wysoki), Hz. von Schlesien 46, 49
Bolesław I. der Tapfere (Chrobry), Kg. von Polen 40
Bolesław II. der Freigebige (Szczodry), Kg. von Polen 41
Bolesław III. Schiefmund (Krzywousty), Hz. von Polen 40, 48
Bolton, Jonathan 99
Borenstein, Maria 187
Boros, István 141, 144, 146
Brackmann, Albert 239, 243, 246, 248
Brakoniecki, Kazimierz 182
Brătianu, Ion I. C. 91
Braun, Georg 116
Breyer, Albert 241
Brieg, Jacob 124
Brzega, Wojciech 213
Buhl, Franz Peter 66
- Bujak, Franciszek 179
Bukowski, Stanisław 4
Burian, František 269
Busch, Werner 56
- Chałubiński, Tytus 206, 216
Chindriş (Kindriş), Ilie 88
Chindriş (Kindriş), Vasile 88
Chmielewski, Jan 168, 169, 171
Chojnowski, Andrzej 232
Chudziński, Edward 196, 197
Churchill, Winston 98
Ciołek, Gerard 170, 171
Conze, Werner 243, 245, 246, 248
Ćwiertnia, Magdalena 187
Czapelski, Marek 26, 28
Czarnuch, Zbigniew 177, 182, 187, 188
Czok, Karl 255
- Dan, Gheorghe (György) 86, 89
Deák, Ferenc 84
Demarczyk, Ewa 102
Dickinson, Robert E. 35
Didicescu, Petru 93
Dziekoński, Józef Pius 159
- Ebbinghaus, Angelika 253
Egry, Gábor 26, 27
Engelberg, Meinrad von 71
Engels, Friedrich 279
Etzemüller, Thomas 57

- Faron, Bolesław 216
 Ferdinand I., Kg. von Rumänien 89
 Filipașcu, Alexandru 81, 82
 Filipciuc, Vasile 93
 Fillies, Fritz (Friedrich) 219-221
 Fodor, Gerzson 142
 Fohr, Karl Philipp 68
 Forster, Albert 238
 Forstreuter, Kurt 242, 245, 248
 Franz Joseph I., Ks. von Österreich 86
 Fuhs, Burkhard 75
- Gagern, Heinrich von 60
 Gallas, Philipp Joseph Graf von 124
 Gallus Anonymus, Chronist 34, 40
 Ganesh, Shiv 185
 Gawarecki, Wincenty Hipolit 227
 Gellner, Ernest André 23
 Gerzson, Nánási Fodor 142
 Giddens, Anthony 21
 Ginzburg, Carlo 14
 Glöckner, Jakab 144
 Goethe, Johann Wolfgang von 56
 Goma, Paul 109
 Gorbanevskaja, Natal'ja 102, 111
 Goszczyński, Seweryn 199, 201, 203, 210
 Greiser, Arthur 238
 Grzęda, Ewa 26, 29
 Gutt, Romuald 161-163
 Gyarmati, Ferenc 142
- Habermas, Jürgen 181, 188
 Habsburger (Dynastie) 85, 106, 136, 198, 260
 Havel, Václav 100, 101, 104, 105
 Heck, Roman 255
 Hegyi, Ádám 26, 28
 Heine, Heinrich 54, 56
- Heinrich I. der Bärtige (Brodaty), Hz. von Schlesien, Princeps von Polen 48-50
 Heinrich IV., röm.-dt. Kg. u. Kaiser 55
 Helcl, Aleksander 206
 Henkner, Johann 124
 Henschel, Christhardt 26, 29
 Hindenburg, Paul von 220
 Hinrichs, Ernst 35
 Hirschfeld, Cay Lorenz 72
 Hobsbawm, Eric 23
 Hochstätter, Johann D. 53-57, 74, 75
 Hodor, Victor 85, 89
 Hofmann, August Konrad Freiherr von 73, 74
 Hogenberg, Frans [Franz] 116
 Hohenzollern (Dynastie) 222
 Holmes, Prue 185
 Holste, Karsten 26, 28
 Höpfner, Julius Friedrich 74
 Hosák, Ladislav 261-266, 273
 Humboldt, Alexander von 205
- Ila, Bálint 255
 Itzstein, Johann Adam von 65
 Iurca, Flavius 86
- Jacunski, Viktor K. 272
 Jagiellonen (Dynastie) 200, 205
 Jagodzinski, Sabine 30
 Janosik (Jánošík) aus Liptov 204
 Janusz, Bohdan 165
 Jedlicz, Józef 213
 Joneman, Józef 124
 Joody, Peter 95
 Jordan, Ludwig Andreas 66
 Joseph II., dt.-röm. Kaiser 137, 139
 Józewski, Henryk 232, 233
 Juhász, István 142, 145
 Junge, Samuel 124

- Kamińska, Krystyna 187
Kamiński (Kamieński), Ludwik 199, 201, 203
Karl IV., Kg. von Ungarn u. Kroatien, Kg. v. Böhmen 89
Karl IV., röm.-dt. Kg. u. Kaiser 256, 259
Kasprowicz, Jan 209
Keit, Ernst 242-244, 246
Kędelski, Mieczysław 126
Kiełbasiewicz, Stefania 187
Kiersnowski, Ryszard 46
Kiss, Izsák 141
Kiss, András 145
Kizwalter, Tomasz 97
Kmak-Pamirska, Aleksandra 30
Knesebeck, Carl Friedrich von dem 244
Koch, Erich 238, 239, 252
Kocka, Jürgen 35
Kohte, Wolfgang 243, 247-249
Kolberg, Oskar 227
Kolbuszewski, Jacek 203, 211, 216
Konopnicka, Maria 224
Konrád, György 105
Kořalka, Jiří 268, 269
Kossmann, Eugen Oskar 248
Kościelniak, Maria 26, 29
Kováts, Edgar 157, 158
Kowalczyk, Ryszard 176, 179
Krandžalov, Dimitrij 261, 262, 264
Krasínski, Zygmunt 224
Kremer, Józef 206
Kretzschmar, Hellmut 273, 274
Krzeptowski, Wojciech 213
Krzeptowski Sabała, Jan 216
Krzywda-Polkowski, Franciszek 163
Kumora, Bolesław 216
Kundera, Milan 106
Kunklowa, Maria (geb. Ehrlich) s.
Macieszyna, Maria
Kuroń, Jacek 107
Kusý, Miroslav 106, 108
Kutasi, József 142, 145, 148
Kutnar, František 256, 261, 262,
264
Kvaček, Robert 266
Kwaśniewski, Krzysztof 180
Labuda, Gerard 275
Lamprecht, Karl 9, 264, 271, 274,
282
Latour, Bruno 39
Lech, Andrzej 177
Légárdi, Márton 142
Lenin, Vladimir I. 272
Łesak, Beata 187
Lesser, Friedrich Christian 118
Lindenhayn-Fiedorowicz, Agniesz-
ka 30, 171
Linkowski, Zdzisław 187
Lipski, Jan Józef 111
Löw, Martina 18
Ludendorff, Erich 244
Lüdicke, Reinhard 246
Ludwig I., Großhz. von Hessen-
Darmstadt 74
Ludwig II., Großhz. von Hessen-
Darmstadt 74
Macierewicz, Antoni 107
Maciesza, Aleksander 225-228, 230,
233, 240, 247, 248, 251-253
Macieszyna, Maria 225, 226
Maginot, André 234
Malten, Heinrich 76
Maniu, Iuliu 93
Marcinkowski, Zygmunt 187, 189,
190
Markocka, Magdalena 195
Martin, Hans 236
Marx, Karl 273, 279
Maziarski, Wojciech 110

- Mączyński, Franciszek 159
 Meinert, Friedrich 72
 Mériadec de Rohan, Louis Victor
 145
 Merian, Matthäus 116
 Metzendorf, Heinrich 77, 78
 Michnik, Adam 104, 105, 107, 108,
 182
 Mieszko der Junge (Humpelbein
 [Plątonogi]), Hz. von Schlesien,
 Princeps von Polen 46
 Mihali (Mihályi) [Familie] 84, 86,
 91, 94, 95
 Mihali (Mihályi), Florenț 88, 92,
 95
 Mihali (Mihályi), Gavrila (Gábor)
 86, 88, 90, 92-95
 Mihali (Mihályi), Longin 87, 95
 Mihali (Mihályi), Petru (Péter) 85,
 88, 91, 95
 Mihali (Mihályi), Victor 86
 Miklósi, Vencel 144
 Miłosz, Czesław 106
 Mistral, Frédéric 209
 Mlynář, Zdeněk 99
 Mokłowski, Kazimierz 159
 Moller, Georg 73, 74
 Mühle, Eduard 44
 Murchison, Roderick I. 204
 Myška, Milan 267
 Myśliwski, Grzegorz 35
- Nałkowski, Wacław 227
 Napoleon I. Bonaparte 59, 223
 Nebřenský, Zdeněk 26, 29, 30
 Nejedlý, Zdeněk 261, 263, 266, 277
 Niemojewski, Lech 160
 Nonn, Christoph 239, 249
 Novák, Zygmunt 170
 Novotný, Karel 266
 Nowaczyński, Adolf 209
 Nowakowski, Marek 104
- Olaszek, Jan 26, 27
 Olbricht, Joseph Maria 78
 Orkan, Władysław 29, 198, 207-218
 Osmanen (Dynastie) 127
 Ossowski, Stanisław 182
 Ostaszewski, Józef Longin 228-
 231, 247, 248, 252
- Paasi, Anssi 35
 Pankratova, Anna Michajlovna 270
 Papritz, Johannes 239, 242, 246,
 247, 249
 Parfianowicz-Vertun, Weronika
 108
 Paszkiewicz, Borys 46
 Patkowski, Aleksander 211
 Petrarca, Francesco 54
 Petrus Albinus (Peter von Weiße)
 133
 Piasten (Dynastie) 34, 39, 41-43,
 45, 48, 52, 189, 222, 227
 Pigoń, Stanisław 211
 Piotrowski, Józef 165
 Pistor, Johann Ludwig 74
 Podczaszyński, Bolesław 155
 Pogodin, Michail P. 155
 Pokrandt, Alfred 248
 Pol, Wincenty 203, 206
 Polišenský, Josef 261, 262, 264,
 266
 Pollak, Stanisław 162
 Poniat, Vater von Radosz 50
 Popiełuszko, Jerzy 104
 Prus, Bolesław 224
 Przerwa-Tetmajer, Kazimierz 203,
 209-211, 213, 216
 Przybytek, Dariusz 127
 Ptaszycki, Tadeusz 171
 Pteancu, Alexandru 88
- Quednau, Hans 246

- Radosz (Töpfer) 50
Rak, Maciej 199, 201
Ratajczak, Magdalena 185
Ratz, Ursula 14
Raumer, Kurt von 246
Reclus, Élisée 226
Rednic, Ioan (Janos) 95
Řezník, Miloš 30, 58
Riehl, Wilhelm Heinrich 60
Romanow (Dynastie) 223
Roosevelt, Franklin Delano 98
Roth, Karl Heinz 253
Rottmann, Karl 68
Roubík, František 259, 260, 262, 264, 266, 273
Róžański, Stanisław 167-169
Rürup, Reinhard 14
Rutkowski, Leon 230
- Schieder, Theodor 239-246, 248, 249, 252, 253
Schilbach, Heinrich 68, 70, 74
Schmerling, Anton von 83
Schmid, Bernhard 249
Schnittspahn, Ernst August 68
Schrötter, Friedrich Leopold von 244
Schumann, Ulrich Maximilian 63
Sedláček, August 262
Seutter, Matthäus 115
Sielmann, Burchard 242
Sienkiewicz, Henryk 224
Sifa-Nowicki, Franciszek 209
Šimák, Josef Vítězslav 262
Sindbæk, Søren M. 39
Skwarczyńska, Stefania 209
Śląski, Kazimierz 255
Śliz, Anna 183
Solženicyn, Aleksandr 102, 104
Sosnowski, Oskar 163, 164, 169, 171
Sparenberg, Małgorzata 30
- Srokowski, Stanisław 237
Stagowska, Anna 174
Stalin, Iosif V. 98, 259, 270
Staszewski, Dominik 228, 230
Stein, Heinrich Friedrich Karl vom und zum 71
Steinbach, Peter 18
Stephan I., Kg. von Ungarn 90
Stoia, Teodor 93, 94
Stopka, Andrzej 213
Stroganov (Familie) 163
Stryjeński, Karol 166
Šuchevyč, Volodymyr 158
Sukrow, Oliver 26
Świerczyński, Rudolf 161-163
Świętochowski, Aleksander 224
Syrkus, Szymon 168
Szalai, Pál 146, 148
Szántó, János 142, 145
Szaruga, Leszek 183
Szczepański, Marek 183
Szkopowski, Marcin 165
Szyller, Stefan 161
Szyszko-Bohusz, Adolf 165
- Talarczyk, Andrzej 187
Talarczyk, Stanisław 187
Tar, János 141
Tejszerska, Anna 165
Teleki, Pál 95
Tetmajer (Familie) 203
Thompson, Edward P. 256
Tisza, Istvan 84, 85
Tisza, Kálmán 84
Tołkacz, Bohdan 187
Tołwiński, Mikołaj 159
Torańska, Teresa 104
Traba, Robert 182, 183
Trunk, Isaiah 224
Türk, Henning 26
- Urban, Wacław 255

- Vaida-Voevod, Alexandru 85, 90
Venclova, Tomas 105
Vinzenz (Wincenty) Kadłubek, Bischof und Chronist 34, 49
Vollert, Ernst 243, 247
- Wagner, Georg Wilhelm Justin 73
Wagner, Josef 238
Walczak, Tomasz 187
Walter, Hans 255
Wańkowicz, Melchior 237
Warchałowski, Jerzy 156
Warchałowski, Kazimierz 156
Wasilewski, Krzysztof 26, 29
Wehler, Hans Ulrich 21
Weinbrenner, Friedrich 63, 64
Weiße, Peter von s. Petrus Albinus
Wejchert, Kazimierz 171
Wen[ck], Helfrich Bernhard 74
White, Eric B. 181
Wilhelmine von Hessen und bei Rhein, Erbgroßhz. 74
Willmann, Eduard 70
Witkiewicz, Stanisław 28, 155-157, 159, 206, 213, 216
Władysław I. Herman, Hz. von Polen 40
Włodarczyk, Zdzisław 124
Wnuk, Włodzimierz 213, 214
Wojciechowski, Jarosław 159
Wrzosek-Müller, Monika 30, 218
- Zabierzowski, Aleksander 154, 155
Zaborski, Bogdan 223
Zachemski, Jakub 213
Zbigniew, Hz. in Großpolen, Kujawien u. Masowien 40
Zejszner, Ludwik 29, 198, 200-207, 218
Żeromski, Stefan 224
Zeuschner s. Zejszner, Ludwik
Zupanski, Georgius Dymzo 132

GEOGRAFISCHES REGISTER

- Adelsrepublik s. Polen
Aknasugatag s. Altwerk
Albanien 98, 132
Allenstein (Olsztyn) 178, 245
Altarberg (Berg) 67
Altenburg 123
Altreich s. Rumänien
Altwerk (Aknasugatag, Ocna Șugatag) 86
Annaberg 123
Arwa (Orava, Orawa) 199, 205, 207, 208, 214
Arwa-Neumarkter Senke 199
Arwaburg 201
Asien 98, 220
Auerbach 55
Augsburg 38
Australien 229
- Bad Homburg 75
Baden (Großherzogtum) 58, 62, 63, 66, 68
Baden-Baden 66, 75
Badische Bergstraße (s. auch Bergstraße) 62, 76, 79
Balkan 132
Banat 28, 135, 136, 138, 139, 141, 143, 146-149
Banat (Dechanat) 139
Banská Bystrica 278
Baranya s. Branau
Bayern (Königreich) 59, 63, 117
Beiüş (Belényes) 87
Békés s. Bekesch
Bekesch (Békés; Diözese, Komitat) 139, 141, 145
Bekesch-Banat (Dechanat, Diözese) 139, 140, 142, 143, 146, 148
Belarus 98, 106, 107
Belényes s. Beiüş
Bensheim 55, 58, 77
Bensheim-Auerbach 67, 68

- Bergstraße (Badische, Hessische, Hessisch-Darmstädter) 53, 54, 56, 57, 63-70, 72, 73, 75-78
Berlin 17, 117, 200, 204, 220, 234, 240, 241, 276
Berlin-Dahlem 239, 253
Beskiden (Gebirge; s. auch Westbeskiden) 214
Beuthen (Bytom) 46
Biała (Fluss) 199
Bialystok (Bezirk) 242, 248
Blaj 86
Bochnia 206
Böhmen 124, 129, 258, 260, 262, 265
Branau (Baranya; Komitat) 148
Brandenburg 116, 123
Brasilien 156
Brehna 123
Bremen 131, 133
Breslau (Wrocław) 42, 45, 48, 49, 51, 127, 274
Brest 242
Brno s. Brünn
Brocken (Berg) 56
Brünn (Brno) 129
Buchberg (Bükkhegy / Sintar) 140
Budapest 86, 90, 95
Bug (Fluss) 242
Bukarest 88
Bükkhegy s. Buchberg
Bulgarien 98, 106
Bundesrepublik, Bundesrepublik Deutschland s. Deutschland
Bütow (Bytów) 124
Bütow (Land) 124
Bytom s. Beuthen
Bytów s. Bütow
- Carolath-Beuthen 122
Champignonberg (Berg) 67
Chochołów 199
Chojna s. Königsberg i. d. Neumark
Chwaliszewo (heute: Stadtteil v. Posen) 125
Ciechanów (s. auch Zichenau) 224
Cluj s. Klausenburg
Craiova 94
Csanád s. Tschanad

- Csongrád s. Tschongrad
Curitiba 156
Czarny Dunajec 199
- Dąbrowa Górnica-Łosień 46
Dalberg 79
Danzig (Gdańsk) 178
Darmstadt 53, 64, 67, 68, 71, 73-75, 78, 161
DDR s. Deutschland
Debeljača (Debeljácsa / Torontálvásárhely) 140, 141, 145-148
Debeljácsa s. Debeljača
Deidesheim 66
Deutsches Reich s. Deutschland
Deutschland (Bundesrepublik, Bundesrepublik Deutschland, DDR, Deutsches Reich, Germanien, Heiliges Römisches Reich Deutscher Nation, Kaiserreich, Ostdeutschland, Reich (römisch-deutsches), Deutschland, Westdeutschland) 10-12, 14, 16, 26, 28, 39, 53, 55, 58, 60, 63, 75-77, 97, 98, 104, 106, 117, 121, 123, 124, 127, 129, 132, 161, 167, 188, 189, 219-221, 235, 237, 238, 240, 245, 251, 253, 257, 258, 266, 267, 272, 274-279, 282
- Districtu Cracoviensi s. Krakau (Wojewodschaft)
- Dohna 123
Donau (Fluss) 131, 139
Dresden 161, 273
Drezdenko s. Driesen
Driesen (Drezdenko) 179, 187, 189, 191
Drohiczyn (Land; Terra Drohicensi) 128
Dunajec (Fluss) 199, 201
Działdowo s. Soldau
- Edenkoben 71
Ehingen (Donau) 131
Eibenstock 123
Elbe (Fluss) 116
Elsass 123
Ermland (Warmia) 178, 183
Ermland (Fürstbistum) 129
Estland 106
Europa (Mittel- und Osteuropa, Mitteleuropa, Osteuropa, Ostmitteleuropa, Westeuropa, Zentraleuropa) 11, 23, 25, 27, 97-99, 103-109, 121, 127, 151, 152, 183, 188, 198, 200, 205, 220, 249, 257, 259, 263, 271
Euroregion Tatra (s. auch Tatra [Gebirge]) 207

- Felsberg (Berg) 58
Ferenchalom s. Franzfeld
Franken (Deutschordensballei) 131
Frankenstein (Burg) 74
Frankenstein (Ząbkowice) 49
Frankenthal 75
Frankfurt am Main 60, 63, 75, 80
Frankreich 59, 60, 79, 80, 110, 127, 144, 145
Franzfeld (Ferenchalom / Kačarevo) 140, 146, 147
Fraustadt (Wschorowa) 28, 118, 119, 121, 122, 125, 126, 132, 133
Fraustädter Land 121
Fünfkirchen (Pécs) 95
- Galizien 157, 162, 206, 209, 212, 271
Galizien und Lodomerien (Königreich) 198
Gdańsk s. Danzig
Germanien s. Deutschland
Ginzburg 131
Glogau (Głogów) 48
Glogau (Fürstentum, Gebiet) 121, 122
Głogów s. Glogau
Gnesen (Gniezno) 42, 45, 46
Gniezno s. Gnesen
Goldberg (Złotoryja) 49
Gołotczyszna 224
Góra s. Guhrau
Gorce (Gebirge; s. auch Łopuszna-Berge, Neumarkt-Berge) 198, 199, 207-212, 214, 216-218
Gorzów Wielkopolski (Wojewodschaft) 174, 186
Gorzów Wielkopolski s. Landsberg an der Warthe
Goslar 133
Göttingen 200
Großbetschkerek (Zrenjanin) 147
Großbritannien s. Vereinigtes Königreich
Großkorbetha 123
Großpolen (s. auch Kleinpolen, Polen) 39, 42, 45, 47, 115, 119, 120, 123, 127, 227
Großrumänen s. Rumänien
Großwardein (Nagyvárad, Oradea) 90
Grünberg i. Schlesien (Zielona Góra) 120, 174
Guhrau (Góra) 123
Gyoma 141, 147

- Haale (Saale) 116, 123, 130, 133
Haardtgebirge (Weinstraße) 66, 75
Habsburgermonarchie, -reich s. Österreich
Halberstadt 131, 133
Halle (Westf.) 116
Hallgarten 66
Hambach 66
Hannover 273
Harklowa 203
Heidelberg 53, 55, 64, 66, 68, 75
Heiligelinde (Święta Lipka) 224
Heiligenberg (Berg) 58, 73, 74
Heiliges Römisches Reich Deutscher Nation s. Deutschland
Heiligkreuz (Wojewodschaft; województwo świętokrzyskie) 165
Helsinki 101
Heppenheim 66
Herford 219
Hermannstadt (Nagyszeben, Sibiu) 81
Herzberg (Elster) 123
Hessen-Darmstadt (Großherzogtum) 59, 60, 63, 66, 76
Hessen-Homburg (Landgrafschaft) 75
Hessische (Hessisch-Darmstädter) Bergstraße (s. auch Bergstraße) 62, 76, 79
Heves s. Hevesch
Hevesch (Heves; Komitat) 141
Hildesheim 123, 131
Hódmezővásárhely s. Neumarkt an der Theiß
Hof 130
Huculszczyzna s. Huzulenland
Huzulenland (Huculszczyzna) 158, 168
- Italien 64, 68
- Jalta 98
Jauer (Fürstentum) 122
Jena 133
Jugenheim (s. auch Seeheim, Seeheim-Jugenheim) 73-75
Jugoslawien 98, 106
- Kačarevo s. Franzfeld
Kaiserreich s. Deutschland
Kalisch (Kalisz) 42, 45, 160, 161, 224
Kalisz s. Kalisch

- Kamienica (Bach) 217
Kaniówka 199
Karlsruhe 63
Karpaten (Gebirge) 137, 139, 204, 214
Karpatenvorland 209
Kaschubei (Kaschubien) 124, 160, 182, 275
Kaschubien s. Kaschubei
Katalonien 117
Katowice s. Kattowitz
Kattowitz (Katowice) 280
Kielce 161
Kiew (Kijf) 156
Kiewer Land 115
Klausenburg (Cluj, Kolozsvár) 86
Kleinpolen (s. auch Großpolen, Polen) 42, 45, 47, 115, 210
Kliszów 50
Klopódia 144
Köln 38
Kolozsvár s. Klausenburg
Kongresspolen s. Polen
Königliches Preußen (s. auch Neuostpreußen, Ordensstaat, Ostpreußen, Polen, Pommerellen, Preußen, Südpreußen, Westpreußen) 117, 121, 123, 127, 129, 274
Königreich Preußen s. Preußen
Königsberg i. d. Neumark (Chojna) 179
Königsberg (Królewiec) 129, 221, 239, 242, 243, 245, 248, 249, 252
Koninki 208, 212
Krakau (Kraków) 41, 42, 45, 160, 161, 166, 170, 199, 200, 205, 210, 216, 224, 230
Kraków s. Krakau
Krakau (Wojewodschaft; Districtu Cracoviensi) 128
Kreische (Fluss) 139
Krokowa 164
Królewiec s. Königsberg
Kujawien 47, 162
Kurland 117, 123, 127, 132
Kurpengau (Kurpie) 155, 161, 162, 171
Kurpie s. Kurpengau
Kurpische Heide 230
Kursächsischer Gebirgskreis 123
Kwidzyn s. Marienwerder

- Landsberg an der Warthe (Gorzów Wielkopolski) 174, 179, 186-188
Łask 124
Lauenburg 124
Lausitz (s. auch Niederlausitz, Oberlausitz) 130
Lebus (Lubusz) 124
Lebus (Wojewodschaft) 174, 186
Lebuser Land (ziemia lubuska; Region) 29, 173-175, 177, 178, 182, 184, 186, 187
Leipzig 273
Lemberg (L'viv) 158, 165, 167, 210, 271
Leningrad (s. auch Sankt Petersburg) 270
Letschin 124
Lettland 106
Leubus (Lubiąż) 49
Liberec s. Reichenberg
Liebling 140, 142-145, 147
Liegnitz (Fürstentum) 121
Liptov 201, 204
Litauen (Mittellitauen) 28, 103, 106, 107, 115, 127, 132, 156
Litzmannstadt s. Lodz
Livezile s. Tolvád
Lodz (Łódź, Litzmannstadt) 168, 242
Łódź s. Lodz
Lombardei 55
Łopuszna-Berge (góry łopuszańskie; s. auch Gorce) 210
Łowicz s. Lowitsch
Lowitsch (Łowicz) 161
Lubiąż s. Lebus
Lublin 161, 232
Lubogoszcz 214
Lubusz s. Lebus
Lüneburg 123
L'viv s. Lemberg
- Magdeburg 133
Magdeburg (Erzbistum, Herzogtum) 116
Magyaritzebe s. Neu-Itebe
Mähren 117, 260, 267
Mailand 131
Main (Fluss) 68
Mainz 55
Makó s. Makowa
Makowa (Makó) 141, 145-147

- Malbork s. Marienburg
Mannheim 75
Máramarosziget s. Marmaroschsiget
Maramuresch 27, 81-86, 88, 89, 91-95
Marienburg (Malbork) 249
Marienwerder (Kwidzyn) 236
Marmaroschsiget (Máramarosziget, Sighet, Sighethu Marmației) 84, 86-88
Masowien (Mazowsze; s. auch Mławaer Masowien, Nordmasowien, Płozker
Masowien, Warschauer Masowien) 42, 46, 47, 161, 162, 165, 210, 219-223,
226, 227, 229, 233, 234, 236-238, 240, 241, 243, 247, 251, 252
Masuren 182, 183, 220, 221, 223, 234, 237, 238, 251
Mathildenhöhe 78
Mazedonien 117
Mazowsze s. Mazowien
Mazowsze Mławskie s. Mławaer Masowien
Mazowsze Płockie s. Płozker Masowien
Mazowsze Północne s. Nordmasowien
Mazowsze Warszawskie s. Warschauer Masowien
Meißen 123
Melibokus (Melibocus; Berg) 54-56, 70, 75
Mergentheim 131
Mischhirja (Ökörmezö) 85
Mittel- und Osteuropa s. Europa
Mitteleuropa s. Europa
Mittelgebirge 67
Mittellitauen s. Litauen
Mława 223, 228, 234, 236
Mławaer Masowien (Mazowsze Mławskie; s. auch Masowien, Nordmasowien,
Płozker Masowien, Warschauer Masowien) 228, 229, 231, 247
Moscopole (Voskopojë) 132
Mosel 65
Moskau 101, 108, 155, 163
Mszana 214
München 243
Myszyniec 155
- Nagykőrös 142
Nagyszeben s. Hermannstadt
Nagyvárad s. Großwardein
Narew (Fluss) 221, 224
Nassau (Ort) 71
Nassau (Herzogtum) 63, 65, 75

- Neckar (Fluss) 68
Netze (Noteć; Fluss) 187, 189, 190
Neu-Itebe (Magyarittebe / Novi Itebej) 140, 141, 145-148
Neumark 182
Neumarkt (Nowy Targ) 207, 210, 213, 217
Neumarkt-Berge (góry nowotarskie; s. auch Gorce) 210
Neumarkt (Środa Śląska) 48
Neumarkt an der Theiß (Hódmezővásárhely) 88, 141, 146, 147
Neuostpreußen (s. auch Königliches Preußen, Ordensstaat, Ostpreußen, Polen, Preußen, Südpreußen, Westpreußen) 223, 245-247
Neusandez (Nowy Sącz) 216
Neustadt a. d. Weinstraße (Neustadt a. d. Haardt) 61
Niederlausitz (s. auch Lausitz, Oberlausitz) 123, 130
Niedersachsen 116
Niedersächsischer Reichskreis 116, 131
Niederschlesien (s. auch Oberschlesien, Oppelner Schlesien, Schlesien) 121
Niedzwiedź 208, 217
Nördliches Oberrheintiefland (s. auch Oberrheingraben) 53
Nördlingen 124
Nordmasowien (Masowsze Północne; s. auch Masowien, Mławaer Masowien, Płozker Masowien, Warschauer Masowien) 29, 221-226, 228-231, 234, 235, 238, 240-244, 246, 248, 250-253
Nordschwarzwald (s. auch Schwarzwald) 66
Noteć s. Netze
Novi Itebej s. Neu-Itebe
Nowa Biała 199
Nowa Huta 171
Nowy Sącz s. Neusandez
Nowy Targ s. Neumarkt

Oberes (Felsiges) Podhale (Skalne Podhale; s. auch Podhale) 169, 203, 211
Oberlausitz (s. auch Lausitz, Niederlausitz) 123, 130
Oberrhein (s. auch Rhein) 53, 66
Oberrheinebene, -gebiet 53, 56, 66
Oberrheingraben (Oberrheinisches Tiefland; s. auch Nördliches Oberrheintiefland) 53, 55, 66
Oberrheinisches Tiefland s. Oberrheingraben
Oberschlesien (s. auch Niederschlesien, Oppelner Schlesien, Schlesien) 46, 121
Ocna Śugatag s. Altwerk
Odenwald (s. auch Vorderer Odenwald) 53, 64, 66
Odrowąż 199
Oels (Fürstentum) 121

- Ofen 145
 Offenburg 66
 Ökörmezö s. Mischhirja
 Olmütz (Olomouc) 255, 261, 263, 264
 Olomouc s. Olmütz
 Olsztyn s. Allenstein
 Oppeln (Fürstentum) 121
 Oppeln Schlesien (s. auch Oberschlesien, Schlesien) 182
 Oppenheim 55
 Oradea s. Großwardein
 Orava, Orawa s. Arwa
 Ordensstaat (Ordensland; s. auch Königliches Preußen, Neuostpreußen, Ostpreußen, Preußen, Südpreußen, Westpreußen) 222, 240
 Orschütz (Orzyc; Fluss) 219
 Ortelsburg (Szczytno) 220
 Orzyc (Fluss) s. Orschütz
 Ostdeutschland s. Deutschland
 Österreich (Habsburgermonarchie, -reich, Österreich-Ungarn) 82, 85, 97, 98, 106, 157, 260
 Ostmitteleuropa s. Europa
 Ostpreußen (s. auch Königliches Preußen, Neuostpreußen, Ordensstaat, Preußen, Südpreußen, Westpreußen) 220, 221, 234-239, 242-244, 249, 251, 253
 Ostseeraum 38
 Otwock 277
- Pacanów 165
 Palatinatu Sandomiriensi s. Sandomir (Wojewodschaft)
 Pančevo s. Pantschowa
 Pantschowa (Pančevo) 141, 147
 Paris 157, 230
 Pécs s. Fünfkirchen
 Pęksowy Brzyzki 216
 Pfalz, Bayerische (Pfalzkreis, Rheinkreis) 54, 59, 60, 62, 63, 66, 71, 73, 75, 78, 79
 Pflaumendorf (Węgrzynów) 50
 Pieniny (Gebirge) 217
 Pilsen (Plzeň) 265
 Plock (Kammerbezirk; s. auch Płozk) 245
 Płock s. Płozk
 Plonsk (Płońsk) 230
 Płońsk s. Plonsk

- Plozk (Płock, Plock; s. auch Plock [Kammerbezirk]) 42, 45, 222-228, 231, 233, 240, 242, 243, 245, 246, 251, 253
- Plozk (Gouvernement) 227
- Plozker Masowien (Mazowsze Płockie; s. auch Masowien, Mławaer Masowien, Nordmasowien, Warschauer Masowien) 226-228
- Plzeň s. Pilsen
- Podczerwone 199
- Podhale (s. auch Oberes [Felsiges] Podhale) 29, 156, 157, 159, 160, 166, 168, 198-208, 210-218
- Podlachien (Podlasie) 115, 155
- Podlasie s. Podlachien
- Polen (Adelsrepublik, Kongresspolen, Polen-Litauen, Rzeczpospolita, Volkspolen, Volksrepublik Polen, Zweite Polnische Republik; s. auch Großpolen, Kleinpolen, Königliches Preußen, Südpolen, Zentralpolen) 28, 29, 45, 48, 97, 98, 102-104, 106-108, 110, 111, 115, 120, 121, 123, 127, 132, 159, 160, 165, 169-171, 173, 174, 178, 179, 181, 183, 184, 188-190, 195, 197, 198, 204, 210, 211, 214, 219, 220, 222, 226, 229, 230, 233-238, 240, 244, 247, 251, 253, 254, 257, 258, 271, 274, 275, 277, 280
- Polen-Litauen s. Polen
- Pommerellen (s. auch Königliches Preußen, Neuostpreußen, Ordensstaat, Ostpreußen, Polen, Preußen, Südpreußen, Westpreußen) 275
- Pommern 124, 129, 155, 178, 274
- Poręba Wielka 208
- Poronin 206
- Porządzie 165
- Posen (Poznań; s. auch Chwaliszewo, Śródka) 28, 42, 118-120, 125-132, 164, 168, 234
- Posen (Wojewodschaft) 174
- Prag (Praha) 104, 258, 282
- Praha s. Prag
- Preußen (Herzogtum, Königreich; s. auch Königliches Preußen, Nordostpreußen, Ordensstaat, Ostpreußen, Pommerellen, Rheinprovinz, Südpreußen, Westpreußen) 59, 115, 121, 123, 124, 127, 129, 132, 182, 183, 222
- Przasnysz 230
- Przemyśl 162
- Pultusk (Pułtusk) 220
- Pułtusk s. Pultusk
- Quedlinburg 133
- Raba (Fluss) 217
- Raba Wyżna 199

- Rabka s. Rabka-Zdrój
Rabka-Zdrój (bis 1999 Rabka) 199, 207, 217
Racibórz s. Ratibor
Radom 161
Rajgród 223
Ratibor (Racibórz) 46
Rawa Mazowiecka 161, 162
Regensburg 38
Reich (römisch-deutsches) s. Deutschland
Reichenberg (Liberec) 124
Reutlingen 131
Rhein (Fluss; s. auch Oberrhein, Rheinebene, -graben, -tal) 65, 68, 74, 75
Rheinebene 67, 74-76
Rheingau 66
Rheingraben 67, 73
Rheinhessen 59, 60
Rheinkreis s. Pfalz, Bayerische
Rheinprovinz (s. auch Preußen) 59, 62
Rheintal 66, 75, 76
Riedlingen 131
Rittberg (Tormac, Végvár) 140, 142, 144-147
Rochlice u Liberce s. Röchlitz
Röchlitz (Rochlice u Liberce) 124
Rom 55
Rotreußen 115
Rotruthenien 160
Rożnów 170
Rumänien (Altreich, Großrumänien) 81, 82, 88-93, 98, 106
Russland (Russländisches Imperium, Russländisches Reich, Sowjetunion, Zarenreich) 98, 101, 102, 106, 107, 109, 110, 159, 204, 225-227, 230, 231, 263, 270, 272
Rzeczpospolita s. Polen

Sachsen 58, 116, 123, 130, 133, 273
Sachsen(-Wittenberg, Herzogtum) 117
Sachsen-Anhalt 123
Sächsische Schweiz 123
Sächsischer Reichskreis 116
Samogitien 115
Sandomierz s. Sandomir
Sandomir (Sandomierz) 161
Sandomir (Wojewodschaft; Palatinatu Sendomiriensi) 128

- Sankt Petersburg (s. auch Leningrad) 161
Sarne (Sarnowa; heute: Stadtteil v. Rawicz) 123
Sarnowa s. Sarne
Saybusch (Żywiec) 164
Schlesien (s. auch Oberschlesien; Oppelner Schlesien) 26, 34, 35, 42, 45-50, 52,
120, 122, 127, 129, 160, 171, 178, 232, 260, 267, 274
Schönberg 55
Schottland 117, 127
Schwäbisch Hall 116
Schwäbische Türkei 148
Schwäbischer Reichskreis 116
Schwarzburg (Fürstentum) 130
Schwarzwald (s. auch Nordschwarzwald) 75
Schweden 127
Schwedt 130
Schweidnitz (Fürstentum) 121, 122
Schweiz 64, 80, 161
Ścinawa s. Steinau a. d. Oder
Seeheim (s. auch Jugenheim, Seeheim-Jugenheim) 70, 73-75
Seeheim-Jugenheim (s. auch Seeheim, Jugenheim) 58
Seidau 123
Sibiu s. Hermannstadt
Siebenbürgen 85, 89, 91
Sighet s. Marmaroschsiget
Sighethu Marmației s. Marmaroschsiget
Sintar s. Buchberg
Skalne Podhale s. Oberes (Felsiges) Podhale
Skawa 199
Skomielna Biała 199
Slowakei (s. auch Tschechoslowakei) 98, 260
Soldau (Działdowo) 234-236
Someş s. Somesch
Somesch (Someş, Szamos) 89
Sondershausen 130
Sowjetunion (UdSSR) s. Russland
Speyer (Speier) 55, 75
Spiš s. Zips
Spisz s. Zips
Spytkowice 199
Środa Śląska s. Neumarkt
Śródka (heute: Stadtteil v. Posen) 125
Stackenburg s. Starkenburg

- Starachowice 165
Starkenburg (Stackenburg) 55
Staufen i. Breisgau 131
Steinau a. d. Oder (Ścinawa) 125
Stettin (Szczecin) 131, 178
Südpolen (s. auch Polen, Zentralpolen) 45
Südpreußen (s. auch Königliches Preußen, Nordostpreußen, Ordensstaat, Ostpreußen, Preußen, Westpreußen) 120, 223
Suwalki (Kreis) 240, 242, 244
Święta Lipka s. Heiligelinde
Szamos s. Somesch
Szczecin s. Stettin
Szczyno s. Ortelsburg
Szentes 141, 142
Szlachecka 220
- Tannenberg 220
Tatra (Gebirge; s. auch Euroregion Tatra) 156, 171, 198-205, 207, 210-212, 214, 217
Taunus 75
Teceu Mare s. Tjatschiw
Técső s. Tjatschiw
Temes s. Temesch
Temesch (Temes; Komitat) 142, 145
Temesch-Banat (Kirchenprovinz) 139
Temeschburg (Kirchenprovinz) 139
Temeschburg s. Temeswar
Temescher Banat 135
Temesvár s. Temeswar
Temeswar (früher dt. auch Temeschburg; Temesvár) 145
Terra Drohicensi s. Drohiczyn (Land)
Teutschland s. Deutschland
Theiß (Fluss) 83, 95, 139
Thorn (Toruń) 125, 127, 132
Thüringen 116, 123
Tichau (Tychy) 171
Tilsit 223
Tjatschiw (Teceu Mare, Técső) 86
Tocca di Casauria 131
Tolna s. Tolnau
Tolnau (Tolna; Komitat) 148
Tolvád (Livezile) 140

- Tomsk 225
Tormac s. Rittberg
Torontal (Komitat) 141
Torontálvásárhely s. Debeljača
Toruń s. Thorn
Trebritz (Trzebnica) 48, 50, 51
Trzebnica s. Trebnitz
Tschanad (Csanád; Bistum, Komitat) 138, 139, 141
Tschechische Republik s. Tschechoslowakei
Tschechoslowakei (Tschechische Republik; s. auch Slowakei) 95, 97, 98, 103, 106, 108, 110, 257, 258, 267, 269, 274, 275, 277, 278, 279, 282
Tschongrad (Csongrád; Komitat) 141
Turbacz (Berg) 217
Tychy s. Tichau
- Ukraine 97, 98, 106, 107
Ulm 31
Ungarn (Königreich Ungarn) 28, 83-85, 90, 95, 98, 106, 109, 135, 137-139, 143, 144, 146, 148
USA s. Vereinigte Staaten von Amerika
- Vaŭkavysk (Wołkowysk) 225
Végvár s. Rittberg
Venetien 117
Vereinigte Staaten von Amerika (USA) 63, 66, 71, 80, 167
Vereinigtes Königreich (Großbritannien) 11, 80
Versailles 67
Vésztő 144
Vogtland 123, 130
Volkspolen, Volksrepublik Polen s. Polen
Vorderer Odenwald (s. auch Odenwald) 67
Vortatra (Region) 171
Voskopojë s. Moscopole
- Wachenheim 78
Warmia s. Ermalnd (Fürstbistum)
Warschau (Warszawa; s. auch Warschau [Herzogtum], Warschau [Wojewodschaft]) 25, 30, 120, 159-161, 163, 168-170, 200, 210, 219, 226, 228, 230, 231, 233, 235, 242, 252, 270
Warschau (Herzogtum) 223
Warschau (Wojewodschaft) 232

- Warschauer Masowien (Mazowsze Warszawskie; s. auch Masowien, Mławaer
Masowien, Nordmasowien, Płozker Masowien) 228
- Wartenberg 79
- Wasgaugebirge 75
- Węgrzynów s. Pflaumendorf
- Weichsel (Wisła; Fluss; s. auch Weichselgebiet, -land) 221, 224, 227, 238, 242
- Weichselgebiet 245
- Weichselland 227
- Weinstraße s. Haardtgebirge
- Welun (Wieluń) 124, 126
- Westbeskiden (Gebirge) 166, 168
- Westdeutschland s. Deutschland
- Westeuropa s. Europa
- Westfälischer Reichskreis 116
- Westpreußen (s. auch Königliches Preußen, Ordensstaat, Ostpreußen, Pom-
merellen, Preußen, Südpreußen) 249
- Westsibirien 156
- Wieliczka 206
- Wieluń s. Welun
- Wien 60, 83, 157, 223
- Wiesbaden 75, 76
- Winterthur 161
- Wisła (Fluss) s. Weichsel
- Witów 199
- Wohlau (Fürstentum) 122
- Wola Czarnyska 124
- Wolhynien 232
- Wołkowysk s. Vaŭkavysk
- Worms 55, 75
- Wrocław s. Breslau
- Wschowa s. Fraustadt
- Wysoka 199
- Ząbkowice s. Frankenstein
- Zagórze 208, 209
- Zakopane 28, 155-159, 162, 165, 166, 169, 199, 216, 217
- Załuczne 199
- Zarenreich s. Russland
- Zentraleuropa s. Europa
- Zentralpolen (s. auch Polen, Südpolen) 45, 241
- Zichenau (Reg.-Bez.; s. auch Ciechanów) 221, 239, 240, 242-249, 252, 253
- Zielona Góra s. Grünberg i. Schlesien

- Zielona Góra (Wojewodschaft) 174
Zips (Spisz, Spiš) 199, 205, 207, 208, 214
Zipser Land 217
Złotoryja s. Goldberg
Zrenjanin s. Großbetschkerek
Zürich 166
Zweite Polnische Republik s. Polen
Zwierszów 46
Żyrardów 241
Żywiec s. Saybusch